Der

Mohr

oder

das Haus Holstein-Gottorp

in Schweden.

Zweiter Band.

Aus dem Schwedischen.

Berlin.
F. H. Morin.
1842.

Der

Mohr

oder

das Haus Holstein-Gottorp

in Schweden.

Zweiter Band.

Aus dem Schwedischen.

Berlin.
F. H. Morin.
1842.

Der
Mohr
oder
das Haus Holstein-Gottorp
in Schweden.

Zweiter Band.

Aus dem Schwedischen.

Berlin.
F. H. Morin.
1842.

Der Mohr.

Der Mohr.

Erstes Kapitel.

1772—1786.

Gustav II. führte nicht nur eine neue Regierungsform ein, sondern er schuf auch eine ganz neue Epoche. Es war die des Geschmackes, der Verfeinerung, des Vergnügens, der Literatur und der schönen Künste, rufen seine Freunde; es war die der Eitelkeit, der Prahlerei, der Oberflächlichkeit, der Laster und Sittenverderbniß, behaupten seine Feinde. Und beide haben Recht; denn sie führen beide nur die Licht- und nur die Schattenseiten des Königs an. Es ist begreiflich, daß der Held einer solchen Epoche von der einen Seite die größte Bewunderung, von der andern aber den größten Haß erntet. Verdiente Gustav alle die Lobeserhebungen, welche man ihm spendete, so wäre er ein Halbgott, und verdiente er die Verachtung, die man auf seine Person warf, so wäre er eine Ausgeburt der Hölle gewesen. Gustav war jedoch weder das Eine noch das

Andere: er war Mensch; kein großer Mann in des Wortes eigentlicher Bedeutung, sondern ein seltener Mann, in welcher Beziehung man dies Wort auch immer nehmen mag.

Die ersten Schritte Gustavs auf der Regentenbahn waren löblich und vielbesprechend. Er bevölkerte seinen Senat mit Männern, die ihrem Berufe gewachsen waren und alles besaßen, was dazu gehörte, um den Talar zu ihrer eigenen, des Landes und des Königs Ehre zu tragen. Aber auch die ersten Wahlen Gustavs von Beamten zu andern Posten beurkundeten einen Regentenblick und eine Sorge für das Beste des Landes, indem er nämlich den Landeshauptmann Carl Sparre zum Oberstatthalter, und den Kommerzienrath Johann Lilljencrantz zum Staatssecretair für Handel und Finanzen ernannte. Doch erhielten sie ihre Aemter nicht von den Ständen, sondern von Gustav selbst, und übten ihre Funktionen auch nur in seinem Namen. Gleich nach der Umänderung der Regierungsform hatte der König, theils um der Ehrsucht seines Bruders, theils um der Eitelkeit der Stockholmer Bürger zu schmeicheln, die bei allen Gelegenheiten seine kräftigste Stütze bildeten, dem Herzoge Carl die Oberstatthalter-Würde übertragen, von welchem sie im Jahre 1773 auf den Baron Sparre überging.

Für die schwedische Literatur brach jetzt eine neue Epoche an. Die Sänger von „Atis und Camilla“ und vom „Zuge über den Belt“ standen dem Könige am nächsten, und erfreuten sich daher auch zuerst der warmen Strahlen der neuen Sonne. Diese beiden

Genies bildeten nur den Vortrab von dem zahlreichen Heere, welches sich auf Gustavs Wink um seinen Thron versammelte.

Im ersten Jahre seiner Regierung theilte Gustav seine Zeit genau ein; er widmete sie zum größten Theil den Staatsgeschäften, und nur den Rest seinen Vergnügungen. Er hatte es sich zur Regel gemacht, alles mit eigenen Augen zu sehn, und für den geringsten seiner Unterthanen eben so wohl zugänglich zu sein, als für die höchsten Staatsdiener. Diese Regel bekam ihm und dem Volke gleich gut, so lange er sie befolgte. Aber er ermüdete, — er war Mensch!

Einen Tag in der Woche stand Gustavs Audienzsaal allen offen, — nicht nur denen, die sich anmeldeten, sondern allen, denen es beliebte, — allen, die dem Monarchen ein Anliegen vorzutragen hatten, — und kein Posten, kein Kammerdiener, kein Adjutant hielt die Bittsteller zurück. Diese Audienzen, ohne glänzend zu sein, — die Vornehmen suchten ihren Beschützer zu andern Stunden und bei andern Gelegenheiten auf, — waren stets überfüllt und nahmen den größten Theil des Tages fort; denn mancher Bittsteller hatte viel auf dem Herzen, und Gustav nahm sich Zeit mit allen.

Eines schönen Tages begab sich Matts, ein junger Bauer aus Dalekarlien, der nach Stockholm gekommen war, um für sich und seine armen Aeltern in der Heimath etwas zu verdienen, unerschrocken nach dem Schlosse, und verlangte „in eigenen Angelegenheiten“ mit dem Könige zu sprechen. Seine ledernen Beinkleider waren ursprünglich gelb, seine wollenen Strümpfe

weiß, seine Schuhe schwarz gewesen, — aber Zeit und Arbeit hatten die grellen Unterschiede der Farben verwischt, — sie waren alle einander gleich geworden, während sie sich selbst am wenigsten mehr glichen. Nur die dunkelbraune Farbe der Jacke trotzte noch in dalekarlischer Halsstarrigkeit den Einflüssen von Wind und Wetter.

„Was ist Dein Begehr, mein Freund?“ fragte Gustav freundlich, indem er Matts zu sich heran in die Fensternische winkte, wo der König gewöhnlich stand.

„Bist Du der König?“ fragte Matts.

„Ja wohl, — und wer bist Du?“

„Matts aus Säfen.“

„Nun, was willst Du, mein lieber Matts aus Säfen?“

„Ich will Vaters Kuh wieder haben.“

„Was ist damit vorgegangen?“

„Ja, siehst Du, als der Gerichtsdiener kam, um von Vatern die Krönungssteuer zu erheben, die ein Jeder bei Deinem Regierungsantritt hat zahlen müssen, fand Vater die Steuer zu hoch, und meinte, da wär' es besser gewesen, Du wärst gar nicht gekrönt worden.“

„Das war eine ganz unpassende Aeußerung von Deinem Vater, Matts.“

„Ja, so denkst Du; aber der Gerichtsdiener hielt sie für etwas noch viel Aergeres. Er meinte, sie wäre so schlimm, daß Vater sie nur mit seiner einzigen Kuh wieder gut machen könne.“

„Was meinst Du damit?“

„Ja, er sagte, Vaters Aeußerung wäre ein Majestätsverbrechen oder Hochverrath, der ihm den Kopf koste,

wenn er, der Gerichtsdiener, die Sache angäbe, und das würde er thun, wenn Vater seine Kuh nicht hergäbe."

„Hat sich Dein Vater nicht beim Landeshauptmann beschwert?"

„Ja, da kommst Du schön an! Nein, so dumm ist er nicht! Eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus. Da hätte er noch eine Tracht Prügel obenein gekriegt."

„Was! Geht es so in Deiner Heimath zu?.... Nun, Matts, was soll ich eigentlich jetzt thun?"

„Dich vor dem Geschwätz des dummen Gerichtsdieners nicht fürchten; denn Vater, — der Teufel soll mich holen, wenn's nicht wahr ist, — hat nichts Böses gegen Dich im Sinn; und darum sollst Du dafür sorgen, daß er seine Kuh wieder bekommt."

„Und glaubst Du, daß ich das kann und will?"

„Gewiß kannst Du, denn darum hast Du Dich ja zum Alleinherrscher gemacht; und Du willst auch, denn Du hältst mehr auf uns Bauern als der Gerichtsdiener und der Landeshauptmann."

„Nun, Matts, da Du Zutrauen zu mir hast, so werde ich Dir auch zeigen, daß ich thun will, was ich kann." Hier wendete der König sich an seinen Secretair, welcher bei diesen Audienzen stets zugegen war. „Zibet, notire die Sache dieses Mannes," sagte er. „Setz' ein Promemoria an mich und ein Schreiben an den Landeshauptmann von Dalekarlien auf, und laß es mit der nächsten Post an ihn abgehen."

„Majestät haben zu befehlen," versetzte Zibet mit

einer Verbeugung, indem er einige Worte in sein Taschenbuch schrieb.

„Jetzt hör' zu, mein ehrlicher Matts. Wenn Dein Vater in Zeit von einem Monat seine Kuh nicht zurückerhalten hat, so soll er aus meiner eigenen Kasse das Geld zu einer anderen bekommen. Leb' wohl!“

Am folgenden Morgen um sechs Uhr, zu welcher Zeit Gustav stets seine Geschäfte begann, legte Zibet dem Könige das Promemoria und den Brief an den Landeshauptmann vor; der König hieß beide gut und unterschrieb.

„Hilft das nichts,“ sagte Gustav, „so werde ich die Sache durch die Staats-Expedition und den Reichsrath verfolgen lassen. Wie kann sich ein so unverschämter Tölpel herausnehmen, die Bauern in meinem Namen zu drücken und aus einer dummen, unüberlegten Aeußerung ein Majestätsverbrechen zu machen! Ein König, der wirklich König ist, kann durch dergleichen Gewäsch nicht erreicht und verletzt werden. Ich will mit Lilljeståhle über die Sache sprechen.“ (Er klingelte; — ein Kammerdiener tritt ein.) „Der Justiz-Kanzler soll sogleich zu mir kommen.“ (Der Kammerdiener entfernt sich.) „Dergleichen Dummheiten muß in Zukunft vorgebeugt werden.“

Der gelehrte, tiefsinnige und allgemein bekannte Verfasser des langweiligen, unpoetischen obschon gereimten Gedichtes „Fideicommiß für meinen Sohn Ingermund,“ — (75 eng gedruckte Quartseiten, wovon die Hälfte Citate aus der Bibel und aus griechischen, lateinischen, französischen, englischen und schwedischen

Schriftstellern), — eine lange Gestalt mit scharfen Gesichtszügen und ein Mann mit einem unbeugsamen Römersinn, versäumte nicht, dem Befehle seines Königs nachzukommen.

„Diese Schändlichkeiten, diese Abgeschmacktheiten müssen nothwendig abgeschafft werden, Justizkanzler," sagte der König, nachdem er ihm den Fall von Matts in Säfen mitgetheilt. „Prozesse wegen dergleichen Majestätsverbrechen rufen nur die allgemeine Stimme zur Vertheidigung des Angeklagten auf und machen oft den verhaßt und lächerlich, für welchen sie geführt werden. Das taugt nicht, — die Sache muß anders werden!"

„Ew. Majestät wünschen also die Aufhebung der Gesetze über die Majestätsverbrechen?" fragte Lilljeström kaltblütig.

„Aufhebung?.... nein!.... denn diese Gesetze bilden ja ein Hoheitsrecht der Krone, und von denen kann nie etwas nachgelassen werden," versetzte der König. „Aber die Mißbräuche derselben sollen abgeschafft, ihnen soll vorgebeugt werden, und ich habe Sie eben rufen lassen, um mich in dieser Beziehung mit Ihnen zu besprechen. Ersinnen Sie einen Ausweg, und machen Sie mir dann Ihre Vorschläge."

„Vorbeugen ohne abzuschaffen, — in der That, Majestät, — da muß ich mir Bedenkzeit ausbitten, um zu überlegen, wie dies anzustellen wäre. Ich fürchte, Ew. Majestät hohe Meinung und Befehl noch nicht hinlänglich verstanden zu haben."

„Mein Wille ist, daß das Gesetz erhalten werde, da es zu den Hoheitsrechten der Krone gehört; — man

soll es jedoch **niemals** oder wenigstens nur **höchst selten** anwenden, da ich es für grausam nnd der Würde eines Königs nicht angemessen halte, die herkulische Keule der Macht zu gebrauchen, um Mücken damit zu zerschmettern."

„Am besten dürfte dann wohl sein, daß in allen Fällen, wo die Richter ein Verbrechen für Majestätsverbrechen erklären, diese Ew. Majestät vorgelegt würden, und daß Hochdieselben alsdann entschieden, ob der Hochverraths-Prozeß einzuleiten und zu verfolgen sei, oder nicht."

„Das läßt sich hören. Ich werde verordnen, daß von jetzt an kein derartiger Prozeß ohne meine zuvor eingeholte Erlaubniß geführt werden soll, — dann ist die Sache für immer geschlichtet.... Abdr da ist **noch etwas**, dem abgeholfen werden muß; — ich meine die **Tortur**. Sie soll von jetzt an in meinem Reiche nicht mehr Anwendung finden; ein für alle Mal: in ganz Schweden darf von jetzt an keine **Folterkammer** mehr existiren. Diese, die Menschheit entehrenden Grausamkeiten mögen sich höchstens für das finstere Spanien passen; ich aber verschmähe es, mit solchen Waffen zu regieren."

„Ew. Majestät stehen im Begriff, dem schwedischen Volke eine Wohlthat zu erweisen, die allein hinreichend wäre, den Namen Ew. Majestät unsterblich zu machen."

Als der Frühling anbrach, bezog der Hof das Lustschloß **Ukriksdahl**; doch ließ sich ein so lebhafter Geist wie der Gustav's weder durch Zeit noch Oertlichkeit hindern. Er war, trotz der Entfernung des Sommer-

aufenthaltes, überall gegenwärtig, und am häufigsten da, wo man ihn am wenigsten vermuthete.

Unterdeß hatte der Landeshauptmann von Dalekarlien berichtet, man habe der Anklage wegen verletzter Majestät gegen Matts Vater weiter keine Folge gegeben, — es sei jedoch beim Eintreiben der Krönungssteuer gegen ihn nur strenge nach den bestehenden Gesetzen verfahren worden, und man könne diese daher jetzt nicht gut durch eine officielle Rückerstattung bloß stellen.

Der vom Könige bei der Audienz anberaumte Termin von einem Monat war verflossen, ohne daß Matts sich wieder gemeldet hatte. Sein Ausbleiben wurde besonders dem Secretär Zibet sehr lästig, denn dieser bekam den Befehl, bei jeder öffentlichen Audienz fünf und zwanzig blanke Reichsthaler mit sich zu führen, deren Gewicht er in seiner Tasche unangenehm verspürte.

Als der König eines Tages auf einer Fahrt von seinem Lustschloß nach der Stadt einen Umweg über Carlberg machte, um einige neue Gartenanlagen in Augenschein zu nehmen, bemerkte er unter den Arbeitern einige Dalekarlier. Gustav trat zu ihnen, grüßte sie freundlich und fragte, ob sie vielleicht den Matts aus Säfen kennten; in demselben Augenblick sah er jedoch in geringer Entfernung vor sich den Gesuchten, welcher mit großem Eifer den Spaten führte.

„Nun, mein lieber Matts," rief der König ihm zu, „Du hast Dich gegen unsere Verabredung nicht wieder bei mir sehen lassen!"

„Ich habe nicht Zeit gehabt, wegen der Sache nach Stockholm zu gehen, und hier ein paar Arbeitstage ein-

zubüßen," versetzte Matts. „Vater schrieb mir, er werde für diesmal seinen Kopf behalten, — und da mag die Kuh bleiben, wo sie ist, dacht' ich."

„Das soll sie aber gerade nicht! Ich habe Dir ja aus meiner eigenen Kasse das Geld zu einer andern versprochen. Warum kommst Du nicht, um es in Empfang zu nehmen?"

„Ja so, — also war das wirklich Dein Ernst?"

„Das versteht sich, Matts. Ein König scherzt nicht mit seinen Versprechungen. Wende Dich so schnell als möglich an meinen Secretair; er wird Dir das Geld für die Kuh auszahlen."

Die übrigen Dalekarlier hatten wie Matts ihre Arbeit eingestellt, und hörten dem Könige mit abgenommenen Hüten zu. „Da habt Ihr's," sagte Matts zu seinen Landsleuten, — „der König hier ist hartnäckiger als unser Gerichtsdiener. Gott segne Dich, Gustav, Hurrah!"

Und beim donnernden Hurrahruf setzte der König sich in den Wagen und fuhr nach der Hauptstadt.

Er stieg in der Staatsexpedition ab. Es war neun Uhr Vormittags, als der König das Geschäftslokal betrat, wo er nur einen Kanzleidiener antraf, während sich noch keiner von den Beamten auf seinem Posten befand. Man schickte sogleich in größter Eile nach dem Registrator. Während der König auf dessen Ankunft wartete, ließ er sich Tinte, Feder und Papier geben, und schrieb Folgendes an den Justiz-Kanzler:

„Es ist eine neue Büreau-Ordnung für meine „Kanzlei und Behörden auszuarbeiten, in welcher ich

„festgestellt haben will, daß alle Beamten sich um acht
„Uhr Morgens in ihren Geschäftslokalen befinden sollen,
„damit sie denjenigen, die ihrer Dienste bedürfen, desto
„länger zur Disposition stehen und die Geschäfte einen
„rascheren Fortgang gewinnen. Wer gegen diese Vor-
„schrift handelt, erhält das erste Mal einen Verweis, —
„verliert das zweite Mal auf ein Jahr das Gehalt, —
das dritte Mal seinen Posten.

Gustav."

Der Registrator kam. Er war aus allen Leibeskräften gelaufen, rang nach Athem und zitterte vor Furcht.

„Was ist die Uhr?" fragte der König, ohne weder mit Worten noch Geberden die tiefe Verbeugung zu erwiedern, die der Registrator ihm machte, und — „Still!" rief er ihm mit einen strengen Blick zu, als dieser anfangen wollte, sich zu entschuldigen.

„Es fehlen fünf Minuten an halb zehn," antwortete der Registrator mit bebender Stimme und einem Blick auf die Wanduhr, während seine Pulse lauter schlugen als der eintönige Pendel.

„Um welche Zeit sollen Sie nach der Büreau-Ordnung auf Ihrem Posten sein?"

„Um neun Uhr, Majestät," stammelte der unglückliche Beamte.

„Was soll das heißen, mein Herr? Erfüllen Sie Ihre Pflichten auf diese Weise? Sie stehlen ja mir und den Staatsgeschäften täglich mindestens eine halbe Stunde! Das ist unerhört! Kommt das noch ein einzi-

zubüßen," versetzte Matts. „Vater schrieb mir, er werde für diesmal seinen Kopf behalten, — und da mag die Kuh bleiben, wo sie ist, dacht' ich."

„Das soll sie aber gerade nicht! Ich habe Dir ja aus meiner eigenen Kasse das Geld zu einer andern versprochen. Warum kommst Du nicht, um es in Empfang zu nehmen?"

„Ja so, — also war das wirklich Dein Ernst?"

„Das versteht sich, Matts. Ein König scherzt nicht mit seinen Versprechungen. Wende Dich so schnell als möglich an meinen Secretair; er wird Dir das Geld für die Kuh auszahlen."

Die übrigen Dalekarlier hatten wie Matts ihre Arbeit eingestellt, und hörten dem Könige mit abgenommenen Hüten zu. „Da habt Ihr's," sagte Matts zu seinen Landsleuten, — „der König hier ist hartnäckiger als unser Gerichtsdiener. Gott segne Dich, Gustav, Hurrah!"

Und beim donnernden Hurrahruf setzte der König sich in den Wagen und fuhr nach der Hauptstadt.

Er stieg in der Staatsexpedition ab. Es war neun Uhr Vormittags, als der König das Geschäftslokal betrat, wo er nur einen Kanzleidiener antraf, während sich noch keiner von den Beamten auf seinem Posten befand. Man schickte sogleich in größter Eile nach dem Registrator. Während der König auf dessen Ankunft wartete, ließ er sich Tinte, Feder und Papier geben, und schrieb Folgendes an den Justiz-Kanzler:

„Es ist eine neue Büreau-Ordnung für meine „Kanzlei und Behörden auszuarbeiten, in welcher ich

„festgestellt haben will, daß alle Beamten sich um acht „Uhr Morgens in ihren Geschäftslokalen befinden sollen, „damit sie denjenigen, die ihrer Dienste bedürfen, desto „länger zur Disposition stehen und die Geschäfte einen „rascheren Fortgang gewinnen. Wer gegen diese Vor„schrift handelt, erhält das erste Mal einen Verweis, — „verliert das zweite Mal auf ein Jahr das Gehalt, — das dritte Mal seinen Posten.

Gustav."

Der Registrator kam. Er war aus allen Leibeskräften gelaufen, rang nach Athem und zitterte vor Furcht.

„Was ist die Uhr?" fragte der König, ohne weder mit Worten noch Geberden die tiefe Verbeugung zu erwiedern, die der Registrator ihm machte, und — „Still!" rief er ihm mit einen strengen Blick zu, als dieser anfangen wollte, sich zu entschuldigen.

„Es fehlen fünf Minuten an halb zehn," antwortete der Registrator mit bebender Stimme und einem Blick auf die Wanduhr, während seine Pulse lauter schlugen als der eintönige Pendel.

„Um welche Zeit sollen Sie nach der Büreau-Ordnung auf Ihrem Posten sein?"

„Um neun Uhr, Majestät," stammelte der unglückliche Beamte.

„Was soll das heißen, mein Herr? Erfüllen Sie Ihre Pflichten auf diese Weise? Sie stehlen ja mir und den Staatsgeschäften täglich mindestens eine halbe Stunde! Das ist unerhört! Kommt das noch ein einzi-

zubüßen," versetzte Matts. „Vater schrieb mir, er werde für diesmal seinen Kopf behalten, — und da mag die Kuh bleiben, wo sie ist, dacht' ich."

„Das soll sie aber gerade nicht! Ich habe Dir ja aus meiner eigenen Kasse das Geld zu einer andern versprochen. Warum kommst Du nicht, um es in Empfang zu nehmen?"

„Ja so, — also war das wirklich Dein Ernst?"

„Das versteht sich, Matts. Ein König scherzt nicht mit seinen Versprechungen. Wende Dich so schnell als möglich an meinen Secretair; er wird Dir das Geld für die Kuh auszahlen."

Die übrigen Dalekarlier hatten wie Matts ihre Arbeit eingestellt, und hörten dem Könige mit abgenommenen Hüten zu. „Da habt Ihr's," sagte Matts zu seinen Landsleuten, — „der König hier ist hartnäckiger als unser Gerichtsdiener. Gott segne Dich, Gustav, Hurrah!"

Und beim donnernden Hurrahruf setzte der König sich in den Wagen und fuhr nach der Hauptstadt.

Er stieg in der Staatsexpedition ab. Es war neun Uhr Vormittags, als der König das Geschäftslokal betrat, wo er nur einen Kanzleidiener antraf, während sich noch keiner von den Beamten auf seinem Posten befand. Man schickte sogleich in größter Eile nach dem Registrator. Während der König auf dessen Ankunft wartete, ließ er sich Tinte, Feder und Papier geben, und schrieb Folgendes an den Justiz-Kanzler:

„Es ist eine neue Büreau-Ordnung für meine „Kanzlei und Behörden auszuarbeiten, in welcher ich

„festgestellt haben will, daß alle Beamten sich um acht „Uhr Morgens in ihren Geschäftslokalen befinden sollen, „damit sie denjenigen, die ihrer Dienste bedürfen, desto „länger zur Disposition stehen und die Geschäfte einen „rascheren Fortgang gewinnen. Wer gegen diese Vor„schrift handelt, erhält das erste Mal einen Verweis, — „verliert das zweite Mal auf ein Jahr das Gehalt, — das dritte Mal seinen Posten.

Gustav."

Der Registrator kam. Er war aus allen Leibeskräften gelaufen, rang nach Athem und zitterte vor Furcht.

„Was ist die Uhr?" fragte der König, ohne weder mit Worten noch Geberden die tiefe Verbeugung zu erwiedern, die der Registrator ihm machte, und — „Still!" rief er ihm mit einen strengen Blick zu, als dieser anfangen wollte, sich zu entschuldigen.

„Es fehlen fünf Minuten an halb zehn," antwortete der Registrator mit bebender Stimme und einem Blick auf die Wanduhr, während seine Pulse lauter schlugen als der eintönige Pendel.

„Um welche Zeit sollen Sie nach der Büreau-Ordnung auf Ihrem Posten sein?"

„Um neun Uhr, Majestät," stammelte der unglückliche Beamte.

„Was soll das heißen, mein Herr? Erfüllen Sie Ihre Pflichten auf diese Weise? Sie stehlen ja mir und den Staatsgeschäften täglich mindestens eine halbe Stunde! Das ist unerhört! Kommt das noch ein einzi-

zubüßen," versetzte Matts. „Vater schrieb mir, er werde für diesmal seinen Kopf behalten, — und da mag die Kuh bleiben, wo sie ist, dacht' ich."

„Das soll sie aber gerade nicht! Ich habe Dir ja aus meiner eigenen Kasse das Geld zu einer andern versprochen. Warum kommst Du nicht, um es in Empfang zu nehmen?"

„Ja so, — also war das wirklich Dein Ernst?"

„Das versteht sich, Matts. Ein König scherzt nicht mit seinen Versprechungen. Wende Dich so schnell als möglich an meinen Secretair; er wird Dir das Geld für die Kuh auszahlen."

Die übrigen Dalekarlier hatten wie Matts ihre Arbeit eingestellt, und hörten dem Könige mit abgenommenen Hüten zu. „Da habt Ihr's," sagte Matts zu seinen Landsleuten, — „der König hier ist hartnäckiger als unser Gerichtsdiener. Gott segne Dich, Gustav, Hurrah!"

Und beim donnernden Hurrahruf setzte der König sich in den Wagen und fuhr nach der Hauptstadt.

Er stieg in der Staatsexpedition ab. Es war neun Uhr Vormittags, als der König das Geschäftslokal betrat, wo er nur einen Kanzleidiener antraf, während sich noch keiner von den Beamten auf seinem Posten befand. Man schickte sogleich in größter Eile nach dem Registrator. Während der König auf dessen Ankunft wartete, ließ er sich Tinte, Feder und Papier geben, und schrieb Folgendes an den Justiz-Kanzler:

„Es ist eine neue Büreau-Ordnung für meine „Kanzlei und Behörden auszuarbeiten, in welcher ich

„festgestellt haben will, daß alle Beamten sich um acht „Uhr Morgens in ihren Geschäftslokalen befinden sollen, „damit sie denjenigen, die ihrer Dienste bedürfen, desto „länger zur Disposition stehen und die Geschäfte einen „rascheren Fortgang gewinnen. Wer gegen diese Vor„schrift handelt, erhält das erste Mal einen Verweis, — „verliert das zweite Mal auf ein Jahr das Gehalt, — das dritte Mal seinen Posten.

Gustav."

Der Registrator kam. Er war aus allen Leibeskräften gelaufen, rang nach Athem und zitterte vor Furcht.

„Was ist die Uhr?" fragte der König, ohne weder mit Worten noch Geberden die tiefe Verbeugung zu erwiedern, die der Registrator ihm machte, und — „Still!" rief er ihm mit einen strengen Blick zu, als dieser anfangen wollte, sich zu entschuldigen.

„Es fehlen fünf Minuten an halb zehn," antwortete der Registrator mit bebender Stimme und einem Blick auf die Wanduhr, während seine Pulse lauter schlugen als der eintönige Pendel.

„Um welche Zeit sollen Sie nach der Büreau-Ordnung auf Ihrem Posten sein?"

„Um neun Uhr, Majestät," stammelte der unglückliche Beamte.

„Was soll das heißen, mein Herr? Erfüllen Sie Ihre Pflichten auf diese Weise? Sie stehlen ja mir und den Staatsgeschäften täglich mindestens eine halbe Stunde! Das ist unerhört! Kommt das noch ein einzi-

zubüßen," versetzte Matts. „Vater schrieb mir, er werde für diesmal seinen Kopf behalten, — und da mag die Kuh bleiben, wo sie ist, dacht' ich."

„Das soll sie aber gerade nicht! Ich habe Dir ja aus meiner eigenen Kasse das Geld zu einer andern versprochen. Warum kommst Du nicht, um es in Empfang zu nehmen?"

„Ja so, — also war das wirklich Dein Ernst?"

„Das versteht sich, Matts. Ein König scherzt nicht mit seinen Versprechungen. Wende Dich so schnell als möglich an meinen Secretair; er wird Dir das Geld für die Kuh auszahlen."

Die übrigen Dalekarlier hatten wie Matts ihre Arbeit eingestellt, und hörten dem Könige mit abgenommenen Hüten zu. „Da habt Ihr's," sagte Matts zu seinen Landsleuten, — „der König hier ist hartnäckiger als unser Gerichtsdiener. Gott segne Dich, Gustav, Hurrah!"

Und beim donnernden Hurrahruf setzte der König sich in den Wagen und fuhr nach der Hauptstadt.

Er stieg in der Staatsexpedition ab. Es war neun Uhr Vormittags, als der König das Geschäftslokal betrat, wo er nur einen Kanzleidiener antraf, während sich noch keiner von den Beamten auf seinem Posten befand. Man schickte sogleich in größter Eile nach dem Registrator. Während der König auf dessen Ankunft wartete, ließ er sich Tinte, Feder und Papier geben, und schrieb Folgendes an den Justiz-Kanzler:

„Es ist eine neue Büreau-Ordnung für meine „Kanzlei und Behörden auszuarbeiten, in welcher ich

„festgestellt haben will, daß alle Beamten sich um acht „Uhr Morgens in ihren Geschäftslokalen befinden sollen, „damit sie denjenigen, die ihrer Dienste bedürfen, desto „länger zur Disposition stehen und die Geschäfte einen „rascheren Fortgang gewinnen. Wer gegen diese Vor„schrift handelt, erhält das erste Mal einen Verweis, — „verliert das zweite Mal auf ein Jahr das Gehalt, — das dritte Mal seinen Posten.

Gustav."

Der Registrator kam. Er war aus allen Leibeskräften gelaufen, rang nach Athem und zitterte vor Furcht.

„Was ist die Uhr?" fragte der König, ohne weder mit Worten noch Geberden die tiefe Verbeugung zu erwiedern, die der Registrator ihm machte, und — „Still!" rief er ihm mit einen strengen Blick zu, als dieser anfangen wollte, sich zu entschuldigen.

„Es fehlen fünf Minuten an halb zehn," antwortete der Registrator mit bebender Stimme und einem Blick auf die Wanduhr, während seine Pulse lauter schlugen als der eintönige Pendel.

„Um welche Zeit sollen Sie nach der Büreau-Ordnung auf Ihrem Posten sein?"

„Um neun Uhr, Majestät," stammelte der unglückliche Beamte.

„Was soll das heißen, mein Herr? Erfüllen Sie Ihre Pflichten auf diese Weise? Sie stehlen ja mir und den Staatsgeschäften täglich mindestens eine halbe Stunde! Das ist unerhört! Kommt das noch ein einzi-

zubüßen," versetzte Matts. „Vater schrieb mir, er werde für diesmal seinen Kopf behalten, — und da mag die Kuh bleiben, wo sie ist, dacht' ich."

„Das soll sie aber gerade nicht! Ich habe Dir ja aus meiner eigenen Kasse das Geld zu einer andern versprochen. Warum kommst Du nicht, um es in Empfang zu nehmen?"

„Ja so, — also war das wirklich Dein Ernst?"

„Das versteht sich, Matts. Ein König scherzt nicht mit seinen Versprechungen. Wende Dich so schnell als möglich an meinen Secretair; er wird Dir das Geld für die Kuh auszahlen."

Die übrigen Dalekarlier hatten wie Matts ihre Arbeit eingestellt, und hörten dem Könige mit abgenommenen Hüten zu. „Da habt Ihr's," sagte Matts zu seinen Landsleuten, — „der König hier ist hartnäckiger als unser Gerichtsdiener. Gott segne Dich, Gustav, Hurrah!"

Und beim donnernden Hurrahruf setzte der König sich in den Wagen und fuhr nach der Hauptstadt.

Er stieg in der Staatsexpedition ab. Es war neun Uhr Vormittags, als der König das Geschäftslokal betrat, wo er nur einen Kanzleidiener antraf, während sich noch keiner von den Beamten auf seinem Posten befand. Man schickte sogleich in größter Eile nach dem Registrator. Während der König auf dessen Ankunft wartete, ließ er sich Tinte, Feder und Papier geben, und schrieb Folgendes an den Justiz-Kanzler:

„Es ist eine neue Büreau-Ordnung für meine „Kanzlei und Behörden auszuarbeiten, in welcher ich

„festgestellt haben will, daß alle Beamten sich um acht „Uhr Morgens in ihren Geschäftslokalen befinden sollen, „damit sie denjenigen, die ihrer Dienste bedürfen, desto „länger zur Disposition stehen und die Geschäfte einen „rascheren Fortgang gewinnen. Wer gegen diese Vor„schrift handelt, erhält das erste Mal einen Verweis, — „verliert das zweite Mal auf ein Jahr das Gehalt, — das dritte Mal seinen Posten.

Gustav."

Der Registrator kam. Er war aus allen Leibeskräften gelaufen, rang nach Athem und zitterte vor Furcht.

„Was ist die Uhr?" fragte der König, ohne weder mit Worten noch Geberden die tiefe Verbeugung zu erwiedern, die der Registrator ihm machte, und — „Still!" rief er ihm mit einen strengen Blick zu, als dieser anfangen wollte, sich zu entschuldigen.

„Es fehlen fünf Minuten an halb zehn," antwortete der Registrator mit bebender Stimme und einem Blick auf die Wanduhr, während seine Pulse lauter schlugen als der eintönige Pendel.

„Um welche Zeit sollen Sie nach der Büreau-Ordnung auf Ihrem Posten sein?"

„Um neun Uhr, Majestät," stammelte der unglückliche Beamte.

„Was soll das heißen, mein Herr? Erfüllen Sie Ihre Pflichten auf diese Weise? Sie stehlen ja mir und den Staatsgeschäften täglich mindestens eine halbe Stunde! Das ist unerhört! Kommt das noch ein einzi-

zubüßen," versetzte Matts. „Vater schrieb mir, er werde für diesmal seinen Kopf behalten, — und da mag die Kuh bleiben, wo sie ist, dacht' ich."

„Das soll sie aber gerade nicht! Ich habe Dir ja aus meiner eigenen Kasse das Geld zu einer andern versprochen. Warum kommst Du nicht, um es in Empfang zu nehmen?"

„Ja so, — also war das wirklich Dein Ernst?"

„Das versteht sich, Matts. Ein König scherzt nicht mit seinen Versprechungen. Wende Dich so schnell als möglich an meinen Secretair; er wird Dir das Geld für die Kuh auszahlen."

Die übrigen Dalekarlier hatten wie Matts ihre Arbeit eingestellt, und hörten dem Könige mit abgenommenen Hüten zu. „Da habt Ihr's," sagte Matts zu seinen Landsleuten, — „der König hier ist hartnäckiger als unser Gerichtsdiener. Gott segne Dich, Gustav, Hurrah!"

Und beim donnernden Hurrahruf setzte der König sich in den Wagen und fuhr nach der Hauptstadt.

Er stieg in der Staatsexpedition ab. Es war neun Uhr Vormittags, als der König das Geschäftslokal betrat, wo er nur einen Kanzleidiener antraf, während sich noch keiner von den Beamten auf seinem Posten befand. Man schickte sogleich in größter Eile nach dem Registrator. Während der König auf dessen Ankunft wartete, ließ er sich Tinte, Feder und Papier geben, und schrieb Folgendes an den Justiz-Kanzler:

„Es ist eine neue Büreau-Ordnung für meine „Kanzlei und Behörden auszuarbeiten, in welcher ich

„festgestellt haben will, daß alle Beamten sich um acht
„Uhr Morgens in ihren Geschäftslokalen befinden sollen,
„damit sie denjenigen, die ihrer Dienste bedürfen, desto
„länger zur Disposition stehen und die Geschäfte einen
„rascheren Fortgang gewinnen. Wer gegen diese Vor-
„schrift handelt, erhält das erste Mal einen Verweis, —
„verliert das zweite Mal auf ein Jahr das Gehalt, —
das dritte Mal seinen Posten.

Gustav."

Der Registrator kam. Er war aus allen Leibeskräften gelaufen, rang nach Athem und zitterte vor Furcht.

„Was ist die Uhr?" fragte der König, ohne weder mit Worten noch Geberden die tiefe Verbeugung zu erwiedern, die der Registrator ihm machte, und — „Still!" rief er ihm mit einen strengen Blick zu, als dieser anfangen wollte, sich zu entschuldigen.

„Es fehlen fünf Minuten an halb zehn," antwortete der Registrator mit bebender Stimme und einem Blick auf die Wanduhr, während seine Pulse lauter schlugen als der eintönige Pendel.

„Um welche Zeit sollen Sie nach der Büreau-Ordnung auf Ihrem Posten sein?"

„Um neun Uhr, Majestät," stammelte der unglückliche Beamte.

„Was soll das heißen, mein Herr? Erfüllen Sie Ihre Pflichten auf diese Weise? Sie stehlen ja mir und den Staatsgeschäften täglich mindestens eine halbe Stunde! Das ist unerhört! Kommt das noch ein einzi-

zubüßen," versetzte Matts. „Vater schrieb mir, er werde für diesmal seinen Kopf behalten, — und da mag die Kuh bleiben, wo sie ist, dacht' ich."

„Das soll sie aber gerade nicht! Ich habe Dir ja aus meiner eigenen Kasse das Geld zu einer andern versprochen. Warum kommst Du nicht, um es in Empfang zu nehmen?"

„Ja so, — also war das wirklich Dein Ernst?"

„Das versteht sich, Matts. Ein König scherzt nicht mit seinen Versprechungen. Wende Dich so schnell als möglich an meinen Secretair; er wird Dir das Geld für die Kuh auszahlen."

Die übrigen Dalekarlier hatten wie Matts ihre Arbeit eingestellt, und hörten dem Könige mit abgenommenen Hüten zu. „Da habt Ihr's," sagte Matts zu seinen Landsleuten, — „der König hier ist hartnäckiger als unser Gerichtsdiener. Gott segne Dich, Gustav, Hurrah!"

Und beim donnernden Hurrahruf setzte der König sich in den Wagen und fuhr nach der Hauptstadt.

Er stieg in der Staatsexpedition ab. Es war neun Uhr Vormittags, als der König das Geschäftslokal betrat, wo er nur einen Kanzleidiener antraf, während sich noch keiner von den Beamten auf seinem Posten befand. Man schickte sogleich in größter Eile nach dem Registrator. Während der König auf dessen Ankunft wartete, ließ er sich Tinte, Feder und Papier geben, und schrieb Folgendes an den Justiz-Kanzler:

„Es ist eine neue Büreau-Ordnung für meine „Kanzlei und Behörden auszuarbeiten, in welcher ich

„festgestellt haben will, daß alle Beamten sich um acht „Uhr Morgens in ihren Geschäftslokalen befinden sollen, „damit sie denjenigen, die ihrer Dienste bedürfen, desto „länger zur Disposition stehen und die Geschäfte einen „rascheren Fortgang gewinnen. Wer gegen diese Vor„schrift handelt, erhält das erste Mal einen Verweis, — „verliert das zweite Mal auf ein Jahr das Gehalt, — das dritte Mal seinen Posten.

Gustav."

Der Registrator kam. Er war aus allen Leibeskräften gelaufen, rang nach Athem und zitterte vor Furcht.

„Was ist die Uhr?" fragte der König, ohne weder mit Worten noch Geberden die tiefe Verbeugung zu erwiedern, die der Registrator ihm machte, und — „Still!" rief er ihm mit einen strengen Blick zu, als dieser anfangen wollte, sich zu entschuldigen.

„Es fehlen fünf Minuten an halb zehn," antwortete der Registrator mit bebender Stimme und einem Blick auf die Wanduhr, während seine Pulse lauter schlugen als der eintönige Pendel.

„Um welche Zeit sollen Sie nach der Büreau-Ordnung auf Ihrem Posten sein?"

„Um neun Uhr, Majestät," stammelte der unglückliche Beamte.

„Was soll das heißen, mein Herr? Erfüllen Sie Ihre Pflichten auf diese Weise? Sie stehlen ja mir und den Staatsgeschäften täglich mindestens eine halbe Stunde! Das ist unerhört! Kommt das noch ein einzi-

ges Mal vor, so ist es um Ihre Beförderung geschehen, das sage ich Ihnen. — Wie viel Gehalt haben Sie?"

„Funfzig Reichsthaler."

„Das ist zwar nicht besonders viel; aber mit Fleiß und Geschicklichkeit ließe sich vielleicht noch eben so viel dazu verdienen. Durch eine gewissenhafte Erfüllung Ihrer Pflichten würden Sie außerdem die Gunst Ihrer Vorgesetzten gewinnen, und die natürlichste Folge davon müßte eine schnellere Beförderung sein. Beruhigen Sie sich jetzt, — ich will das Vorgefallene vergessen; doch werde ich nicht unterlassen, Sie von jetzt an zu beobachten. Legen Sie mir nun das Journal vor, — ich will sehen, was für Sachen heut an die Reihe kommen."

Gustav durchlief das Journal, machte hie und da seine Bemerkungen, und zog über eine oder die andere Sache Erkundigungen ein. Es zeigte sich jetzt, daß er als Kronprinz den Sitzungen der Beamten nicht nur des bloßen Scheines halber beigewohnt, sondern seine Gedanken gehörig dabei zusammen gehabt, denn er wußte vollständig Bescheid mit dem Gange der Geschäfte, und nichts Unregelmäßiges konnte seinem geübten Blicke entgehn.

Von der Staatsexpedition begab der König sich nach der Akademie der freien Künste. Aufmerksam prüfte er hier die Zeichnungen der Schüler. Als Kunstliebhaber und Kunstkenner fand er sowohl die Fehler als die Verdienste der einzelnen Arbeiten heraus, und munterte hier durch Beifall auf, während er dort durch seinen Rath half. An einem Entwurf war ihm der Schlagschatten nicht kräftig genug. Der König nahm dem

Schüler das Blei aus der Hand, und fügte das Fehlende selbst hinzu *). Gustav adelte die Kunst, was mehr Werth hatte, als das Adeln eines und des andern Künstlers. Lehrer und Schüler verdoppelten ihren Eifer und Fleiß. Gustav's Besuche schmeichelten weniger der Eitelkeit als sie die Seelenkräfte electrisirten.

Es war jetzt etwa zwölf Uhr, und der Senat versammelte sich heut; der König hatte jedoch gerade zu dieser Stunde den Staatssecretär Lilljencrantz zu sich bestellt, um sich über einige wichtige finanzielle Angelegenheiten mit ihm zu besprechen. Mit diesem scharfsichtigen Minister arbeitete er einige Stunden.

Als Lilljencrantz abtrat, wurde Zibet vorbeschieden, der kürzlich vom Secretär zum Unter-Director der königlichen Schauspiele befördert worden. Die Bühne bildete stets den Lieblingsgegenstand der Sorge und Beschäftigung des Königs; und so wurde er auch hier nicht müde, sich mit Zibet über Schauspielangelegenheiten zu besprechen, bis man ihm meldete, es sei angerichtet.

Der König speis'te an diesem Tage öffentlich, wie dies an allen Höfen damaliger Zeit zuweilen geschah. Als ein Freund der Etikette war ihm der Zwang, welchen er sich bei dergleichen Gelegenheiten auferlegen mußte, weiter nicht lästig, und er gab seinen Unterthanen dies Schauspiel ziemlich oft. Er aß heut ganz allein, und ließ sich dabei von Pagen bedienen, während die Haut-

*) Historisch.

boisten des Leibgarde-Regiments Tafelmusik machten. Der Zulauf war unendlich groß, — den meisten wurde artig zugenickt, und manche wurden zu einer kurzen, freundlichen Unterhaltung herangewinkt.

Von einem Ausruhen nach der Mahlzeit war nicht die Rede, da in der Wissenschafts-Akademie dem verstorbenen Reichsrath Ekeblad durch den Reichsrath Stockenström eine Gedächtnißrede gehalten wurde, welcher der König, um das Andenken des Verewigten zu ehren, beiwohnen wollte. Von der Akademie fuhr er nach dem Ballhause, wo er nur einen Akt des Stückes, welches gegeben wurde, mit ansah; denn er hielt es für schicklich, sich in den Salons der Königin zu zeigen, die für den Abend eine zahlreiche Gesellschaft geladen hatte, und kehrte daher nach Ulriksdahl zurück.

Wir haben unsern Lesern hier einen Tag aus Gustav's Leben vorgeführt. Fast alle waren so reich an abwechselnder Thätigkeit wie dieser. Ruhe und Einförmigkeit waren ein für alle Mal aus des Königs Nähe verbannt.

Zweites Kapitel.

Der Namenstag des Herzogs von Södermanland — der 28ste Januar 1773 — wurde vom Könige mit einem glänzenden maskirten Balle im großen Reichssaale des Stockholmer Schlosses gefeiert*). Es war der erste, den Gustav nach seinem Regierungsantritte gab, und auch einer der prächtigsten. Der Reichssaal war bei dieser Gelegenheit mit eben so viel Luxus als Geschmack dekorirt. Alle Fensternischen hatte man mit Spiegelglas verkleidet und mit strahlenden Lampen umgeben. An der Decke hingen mehrere Dutzend krystallener Kronleuchter, deren geschliffene Prismen wie Diamanten funkelten. In allen Ecken des unermeßlichen Saales befanden sich Kandelaber, und die hell erleuchteten Galerien waren mit Damen überfüllt, die von Schmuck und Edelsteinen schimmerten. Der erhöhete Theil des Saales, auf welchem sich der Thron befindet, war mit einem goldgestickten, rothen Teppich belegt, und auf ihm sah man an den Wänden einen Halbkreis von vergoldeten, mit weißem Atlas überzogenen Sesseln. In der Mitte unter dem

*) Historisch.

Baldachin, stand der silberne Thron des Königs, — auf beiden Seiten desselben ein vergoldeter, mit weißem Atlas überzogener Lehnstuhl für die beiden Königinnen, und neben ihnen für die Prinzen und die Prinzessin — drei ähnliche Lehnstühle, jedoch ohne Armlehnen. Die Galerie über dem Thron, die bei feierlichen Gelegenheiten für die weiblichen Mitglieder des Königshauses bestimmt ist, war jetzt mit einem Musikchore besetzt.

Der niedrigere Theil des Saales prangte rings herum mit zierlichen Buden, in denen die leckersten Erfrischungen in größter Fülle und in den lockendsten Formen verabreicht wurden. Auch diese Buden waren wie die Fensternischen in- und auswendig mit Spiegelglas bekleidet und brillant mit unzähligen Lampen erleuchtet. An der einen Seite des Saales wurden die Erfrischungen von Damen, an der andern von Herren des Hofes gereicht, und alle trugen einen zu ihrem Geschäft passenden Anzug. Der Saal wimmelte von Masken, eine immer reicher nnd kostbarer als die andere; denn alle hatten ihr Geld und ihre Erfindungskraft aufgeboten, um sich so vortheilhaft als möglich zu präsentiren und den Glanz des Festes zu erhöhen.

Dies war aber auch eben so heiter als stattlich, denn Gustav selbst machte den Wirth, und niemals hat ein Monarch in Schweden dies so gut verstanden wie er. Der Herzog von Södermanland war außer sich vor Dankbarkeit und Ueberraschung; und als der ritterliche König um Mitternacht, nachdem er das Zeichen zum Demaskiren gegeben, unter Trompetengeschmetter und bei dem Knallen und Fliegen der Champagnerpfropfen das

volle Glas ergriff, um die Gesundheit „seines geliebten Bruders, des Helden des Tages, Großadmirals, Herzogs von Södermanland" ausbrachte: da fiel der Herzog seinem königlichen Bruder um den Hals, weinte vor Rührung und schwor, ihm seinen letzten Blutstropfen zu opfern. . . .

Unterdeß bildete sich allmälig ein großer Unterschied aus zwischen Gustavs öffentlichem und seinem Privatleben, zwischen dem, was man sah und was man nicht sah, oder wenigstens nicht sehen sollte. In jenem trat nach und nach der Schein an die Stelle des Seins, — in diesem wuchs täglich die Kälte zwischen ihm und seiner Gemahlin, die Uneinigkeit zwischen ihm und seiner Mutter, und das Mißtrauen zwischen ihm und seinen Bruder Carl. Nur mit dem Verhältniß zwischen dem Könige und dem Volke ging keine Veränderung vor. Aus Stolz umgab er sich mit dem Adel, der ihn eigentlich haßte; aus Klugheit warf er sich in die Arme des Volks und der Mittelklassen, die, wegen zu großer Entfernung von ihm seine Flecken nicht bemerkend, von seinen glänzenden Eigenschaften hingerissen waren; und aus Neigung sowohl als aus Berechnung huldigte er den Literaten und Genies seiner Zeit, die den Glanz seines Thrones erhöhten und ihm den Lorbeer der Unsterblichkeit um die Stirn flochten.

Die verwittwete Königin bewohnte mit der Prinzessin gegenwärtig Fredrikshof, und im Hochsommer Svartsjö. Schwiegermutter und Schwiegertochter kamen nur zusammen, wenn die Etikette es unerläßlich machte. Der Umstand, daß diese jetzt bei allen Ge-

legenheiten den Vortritt hatte, minderte die Bitterkeit, welche jene ihrer Schwiegertochter stets gezeigt, natürlich keineswegs. Nur als Genie galt Louise Ulrike mehr; da sich Gustav jedoch ebenfalls angelegen sein ließ, die Gelehrten und Dichter zu protegiren, so wurde die Gunst der verwittweten Königin ziemlich überflüssig, und man bewarb sich nur darum, wenn man die des Königs nicht erlangen konnte.

Beylon, der Vertraute des ganzen königlichen Hauses, wurde jetzt zum Zankapfel zwischen Mutter und Sohn. Gustav nahm ihn gänzlich in seinen Dienst; sie fühlte sich verletzt, daß Beylon nicht vorzog, bei seiner ersten Wohlthäterin zu verbleiben. Nur den Bitten der Prinzessin Sophie Albertine hatte er es zu verdanken, daß Louise Ulrike ihm noch eine Abschiedsaudienz bewilligte, nachdem er aus ihrem Hofstaat in den des Königs übergetreten war. Sie begegnete ihrem früheren Vorleser mit eisiger Kälte und beleidigendem Hochmuth. Die Versicherungen seiner Dankbarkeit und Ergebenheit wurden mit einem spöttischen Hohnlächeln aufgenommen.

„Mögen Ew. Majestät mich mit Höchstdero Ungnade zerschmettern und mich wer weiß wie strenge beurtheilen," sagte Beylon zuletzt, „so werden doch meine Handlungen sprechen, und Ew. Majestät bei mehr als einer Gelegenheit sehen, daß ich Ew. Majestät im Dienste des Königs mehr dienen kann, als es möglich wäre, wenn ich in meiner bisherigen Stellung verbliebe."

Daß Beylon Recht hatte und sein Versprechen hielt,

zeigte sich bald bei einer Angelegenheit, die der verwittweten Königin sehr am Herzen lag. Gustavs Person und seine Umgestaltungen haben bisher so ausschließlich unsere Aufmerksamkeit in Anspruch genommen, daß wir gewisse Ereignisse, die sich bei der Rückkunft der Königin Mutter und der Prinzessin, ihrer Tochter, aus Preußen zutrugen, bisher gänzlich außer Acht lassen mußten. Zu ihnen kehren wir daher jetzt zurück.

Sobald am Tage der Rückkehr der hohen Damen die nothwendigsten Besuche bei den Mitgliedern des königlichen Hauses abgestattet waren, trat Badin — wie gewöhnlich — unangemeldet bei ihnen ein. Er überbrachte Briefe vom Fürsten von Hessenstein an die Prinzessin sowohl, als an ihre Mutter. Sie athmeten Liebe und Verehrung; da man jedoch nicht im Stande gewesen, in dieser Beziehung den Sinn des Königs in einer Zeit zu beugen, wo seine Macht noch höchst beschränkt war, wie wollte man es jetzt wagen, sich ihm zu widersetzen, nachdem er fast allmächtig geworden? Dies einsehend, unterwarf Hessenstein sich dem Gesetze der Nothwendigkeit, stellte seine Hoffnung auf die Zukunft und äußerte, ungeachtet des heiligen, aber geheimen Bandes welches ihn mit der Prinzessin verbinde, dürfe er sie ferner doch nur so viel sehen, als geschehen könne, ohne das Mißfallen des Königs zu erregen*).

*) . . . Le moment arriva à la fin, où elle donna son coeur à un étranger aimable. Ils furent unis en

Die Königin Mutter zürnte, als sie dies gelesen, — die Prinzessin weinte. Keine von beiden achtete auf die Klagen Badins über die Hindernisse, welche sich seiner Verheirathung mit Olivia Ramström in den Weg stellten; denn die Königin zeigte sich dieser Verbindnng so abgeneigt, daß die Liebenden aus Besorgniß über ihre Zukunft es nicht wagen mochten, sich trotz dem zu ehelichen.

Die Kammerfrau der verwittweten Königin, Jenny * * *, war glücklicher gewesen. Sie hatte ihre Gebieterin nach Berlin begleitet, und sich dort mit Zustimmung derselben an einen reichen, ehrlichen Deutschen verheirathet. Bei der Abreise der Königin war sie in ihrer neuen Heimath zurückgeblieben.

Sophie Albertine war nicht mehr jenes zarte Wesen mit blühenden Wangen, Zeichen der Gesundheit, — mit schelmischen Blicken, die alle Herzen in Flammen setzten, — und mit der sorglosen Fröhlichkeit, welche auch die größten Murrköpfe mit sich fortriß: ihre Gestalt war jetzt völlig ausgebildet, — sie bedurfte der Schminke, um nicht blaß auszusehen, — das Feuer ihrer Augen glimmte matter, und eine stille Schwermuth umfing ihr ganzes

---

secret . . . Sur ces entrefaites, la Princesse Albertine fut delivrée en secret d'une fille, qu'on éleva comme l'enfant posthume d'un bourgeois de Stockholm, mais sous les yeux de sa belle et intéressante mère, et qui depuis a été connue à la cour de la princesse sous le nom de Mademoiselle F."

Les cours du nord. Tome I. pag. 28—31.

Wesen. Sie war auch so noch entzückend, jedoch auf eine andere Weise als früher.

Nur in ihrer Mutterliebe zur Prinzessin bewies Louise Ulrike sich vollständig als Weib. Sie litt durch den Kummer der Tochter; und in den schlaflosen Nächten, welche diese unter Seufzern und Thränen hinbrachte, dachte sie recht ernstlich auf Mittel und Wege, die Veranlassungen zum Schmerze ihrer Tochter fortzuräumen.

Eines Tages nahm die verwittwete Königin den Mohren Badin mit in ihr Zimmer.

„Du willst Dich verheirathen, Badin?" fragte sie ihn.

„Ja, meine Majestät, das will ich!" gab er zur Antwort.

„Du hast keine Aussicht, Deine Wünsche erfüllt zu sehn?"

„Nein, meine Majestät . . . leider nicht!"

„Wenn ich Dir nun eine solche eröffnete, — und wenn ich Dich an das Ziel Deiner Wünsche führte?"

„Gott segne meine Majestät! Meine Dankbarkeit würde nur mit meinem Leben enden."

„Ich will es thun, — doch hab' ich eine Bedingung . . ."

„Ich bin bereit, tausend zu erfüllen!"

„Die Freundin Deiner Braut, meine Kammerfrau Jenny, hat sich während meines Aufenthalts in Deutschland verheirathet. Sie gebar eine Tochter, bei welcher ich mit meiner Tochter Gevatter stand. Wir versprachen der Jenny, für das Kind zu sorgen und Mutterstelle an ihm zu vertreten. Ich will daher die kleine Char-

lotte nach Stockholm bringen und sie unter meinen Augen erziehen lassen. Aber aus Gründen, die weder Dich noch irgend einen Anderen etwas angehn, will ich, daß es sowohl für das Kind selbst, als bis auf Weiteres auch für alle, — verstehst Du, Badin? — ich sage für alle — ein undurchdringliches Geheimniß bleibe, wer die Eltern des Kindes sind. Wenn Deine Braut einwilligt, nach Eurer Verheirathung vielleicht die kleine Charlotte als ihr eigenes Kind in eine Erziehungsanstalt — versteht sich auf meine Kosten — zu geben, und sich nicht daran zu kehren, wenn man ihr auch nachsagte, es sei vor ihrer Verheirathung zur Welt gekommen, so werde ich Euch nicht nur die Hochzeit ausrichten, sondern auch für die Ausstattung sorgen. Wenn sich aber jemand von Euch beikommen läßt, jetzt oder später auch nur mit einer einzigen Sylbe anzudeuten, was ihr von dem Kinde wißt, so habt Ihr während des Restes Eures Lebens meine Ungnade und Rache zu fürchten .... Nun, — gehst Du die Bedingung ein?"

„Ich für mein Theil mit tausend Freuden; — was aber Olivia anbetrifft, ... so fürchte ich, der Punkt mit der Niederkunft vor ihrer Verheirathung möchte auf einige Schwierigkeiten stoßen."

„Das ist aber gerade die Hauptsache. Du kennst jetzt meinen Willen, Badin, — und er steht unerschütterlich fest. Wehe Dir und ihr, wenn Ihr aus der Schule plaudert. Ihr nehmt entweder die Bedingung an, oder aus Eurer Verheirathung wird nichts."

Es wurde dem Mohren sehr schwer, seine Braut für die „Hauptsache" zu gewinnen. Sie wies lange

Zeit die Bitten ihres Bräutigams zurück und blieb taub gegen seine Ueberredungskünste; sie war jedoch ein Frauenzimmer, verliebt und heirathssüchtig; ihr Lebenssommer hatte außerdem bereits jene Höhe erreicht, von welchem aus jeder fernere Schritt dem Herbste zuführt Sie lärmte daher ganz gewaltig, weinte, verzweifelte, — schwor, niemals einzuwilligen .... und willigte endlich ein.

Nachdem die verwittwete Königin sich in Gegenwart ihrer Tochter mit Olivia noch genauer über diese Angelegenheit besprochen, machte sie sich mit Ernst daran, die Erlaubniß zur Hochzeit ihrer Schützlinge auszuwirken. Sophie Magdalene war entschlossen, diese zu verweigern. Sie wollte beweisen, daß sie ebenfalls einen Willen habe und im Stande sei, ihn geltend zu machen. Wenn es darauf ankam, zwischen seiner Mutter und seiner Gemahlin zu entscheiden, neigte sich Gustav stets auf die Seite der Letzteren.

Louise Ulrike ließ daher Beylon zu sich bescheiden. Ihre geheime Unterhaltung betraf Badins Verheirathung und das in Deutschland geborene Kind. Beylon versprach, alle seine Kräfte aufzubieten, um die Wünsche der verwittweten Königin geltend zu machen. Er hielt Wort, — es glückte ihm alles wider Verhoffen. Der König gestattete Badins Verheirathung und bewilligte ihm ein lebenslängliches Jahrgehalt. Die Königin hatte ihre mit reichen Geschenken begleitete Zustimmung unter der Bedingung gegeben, daß Olivia auch als Frau fortfahren solle, sie zu bedienen, was der König erlaubte. Die Prinzessin gab dem jungen Paare ihr

ganzes Nadelgeld für ein Jahr zum Hochzeitgeschenk, und auch die Herzöge schossen zu dem nämlichen Zweck eine schöne Summe zusammen.

Wer war vergnügter als Badin, — wer glücklicher als Olivia!

Am Abend vor dem Umzuge des Hofes von Stockholm nach Ekolsund besuchte der König seiner Gewohnheit gemäß mit seinen Brüdern und einigen vertrauten Begleitern eine Maskerade auf dem Ballhause.

„Ich weiß wer Du bist, schöne Maske," flüsterte ihm gleich nach seinem Eintritt eine Maske zu. Es war aber auch nicht schwer, dem König zu erkennen. Seine rothen Absätze, auf denen er sich zuweilen um sich selber drehte, sowie die halbe Maske, welche den Bart und den untern Theil des Gesichts frei ließ, waren so ziemlich nur ihm allein eigen; um so mehr wunderte er sich daher, als die Maske, welche ihn angeredet hatte, hinzufügte: „Du bist ein Arzt!

„Ein Arzt? Wer, — ich?" rief der König etwas verletzt; denn er liebte es, daß man die Löwenmähne auch unter der Verkleidung in ihm ahnte, und trug daher absichtlich Sorge, sie nicht völlig zu verbergen. „Du irrst Dich, wenig scharfsichtige Maske."

„O nein, — ich irre mich nicht! Du bist es gewesen, der am 19ten August vorigen Jahres die schwierigste und bewunderungswürdigste Kur zu Stande gebracht hat!"

Diese feine Schmeichelei, welche Gustavs Eigenliebe angenehm kitzelte und mit einer Stimme ausgespro=

chen wurde, die sich eher verrathen als verstellen wollte, verfehlte ihre Wirkung nicht. Der König klatschte in die Hände, drehte sich auf dem rechten Absatz um und antwortete lächelnd:

„Aha, schöne Maske, — jetzt fällt mir die Kur ein, von welcher du sprichst. Und wenn ich mich nicht sehr irre, so warst Du der Apotheker*).“

„Die Rechnungen sind zwar längst bezahlt, und das mit einer Freigebigkeit, die an Verschwendung gränzt; aber wenn der Bettler ein Stückchen Fleisch bekommt, — wie das Sprüchwort sagt, — so will er es auch gleich gebraten haben. Mit mir steht es eben so. Und wenn ich dem großen Äskulap eine Bitte vortragen dürfte . . .“

„Laß hören!“

„Der geringste Pharmaceut pflegt die Erlaubniß zu erhalten, ein Feld in seinem Wappen mit dem Stabe des Äskulap schmücken zu dürfen. Die Nachkommen des Hellichius werden zur Erinnerung an das Glück, dem größten und besten Könige zu dienen, welches ihr Stammvater gehabt, den stolzen Namen Gustavsschild führen. Sollte es demjenigen, der soeben auf eine höchst schmeichelhafte Weise der „Apotheker“ genannt worden, nicht gestattet werden können, zur Ehre seiner Nachkommen, — zur beständigen Ermunterung für sie, Blut und Leben zu opfern, und dem königlichen Stifter der neuen Regierungsweise und seinem hohen Hause mit Eifer zu dienen, sich von jetzt an „Gustavsfreund“ nennen zu dürfen?“

*) Historisch.

Der König bedachte sich einige Augenblicke, und äußerte dann mit stolzer Haltung und kaltem Blick und Ton:

„Nein, General Horn, — das geht nicht an; das würde sich nicht schicken. Sie sind zwar auf jeden Fall mein Freund, — aber meine drei Millionen Unterthanen sind — mit wenigen Ausnahmen — ebenfalls meine Freunde. Es hieße, sie ungerecht behandeln, wenn ich den Mitgliedern einer Familie ganz besonders gestattete, sich meine Freunde zu nennen. Da Sie jedoch ein Zeichen unserer unauflöslichen Freuudschaft wünschen, gestatte ich ich Ihnen, in dem einen Felde des Ihnen kürzlich von mir ertheilten gräflichen Wappens meine gekrönte Namenschiffre zu führen. Dies sei das Zeichen der heiligen Verbindung zwischen meinem Hause und dem Ihrigen*).“

„Und der Vater von einem der Mörder Gustavs entfernte sich, mißvergnügt darüber, daß er seinen alten Familiennamen nicht mit dem von Gustavsfreund vertauschen durfte, den er damals höher schätzte als seinen eigenen.

Die ersten Worte, welche Gustav nach seiner Ankunft in Ekolsund sprach, waren:

„Nichts von Hoffesten hier in Ekolsund, meine Herrschaften, — aber alle Vergnügungen, die das Landleben zu gewähren vermag; — nichts von Etikette hier, — sondern vollkommene Freiheit im Umgange und in der Wahl des Zeitvertreibes.“

Dieser Plan für den Sommeraufenthalt fand allge-

*) Historisch.

meinen Beifall und erregte große Freude. Der gesellige Kreis zu Ekolsund wurde durch das Anmuthigste, was Schweden in damaliger Zeit besaß, verschönt, nämlich durch die drei Grazien — „Auguste, Ulla und Louise*). Der König erklärte sich zum Ritter der Gräfin Meijerfeld. Weder die Königin, seine Gemahlin, noch der Graf, ihr Gemahl, schienen die Auszeichnung und die Freiheiten, welche die Folge davon waren, übel aufzunehmen. Der Herzog von Södermanland brachte seine Huldigungen der Gräfin Löwenhjelm. Keiner von beiden bemühte sich die Heftigkeit der auflodernden Flamme zu unterdrücken; sie fanden mehr Geschmack an dem freien, idyllischen Hirtenleben als an den geräuschvollen Vergnügungen des Hofes. Prinz Friedrich, an Gesichts- und Körperbildung einer der schönsten Fürsten damaliger Zeit, erwählte — wie es sich gebührte — die Gräfin Höpken zur Göttin seines Herzens. Er glich dem Adonis an der Seite der Venus, und zwar der Venus in des Wortes ganzen Bedeutung. Sergels Meißel hat ihre Züge zu seiner „badenden Liebesgöttin" geborgt, einem Meisterstück, welches beide unsterblich macht.

Die während des Aufenthaltes der hohen Herrschaften auf Ekolsund eintreffende Heuernte gab Veranlassung zu einer Art Maskerade bei Tage, zu einem ländlichen Karneval ohne Masken, — einem Feste ganz eigener Art. Sämmtliche Mitglieder des Hofes — mit Ausnahme des Königs und der Königin — legten Bauerntracht an, und

*) Die Taufe der Grazien. Kellgrens gesammelte Schriften. Zweiter Theil.

nahmen Theil an der Beschäftigung der Landleute. Hier keuchte eine Gräfin, nur an Hymens Bürde gewöhnt, unter der Last eines Bundes Heu. Dort stolperte ein Hoffräulein über einen Maulwurfshügel, die auf dem geglätteten Fußboden der Salons sich geschickt zu bewegen verstand. Unbeholfener als ein Dorfschulmeister in der großen Welt benahm sich hier ein Kammerherr beim Beladen eines Heuwagens. Und die Adjutanten, die so geschickt den Säbel zu führen wußten, wie schwer wurde es ihnen, die Harke zu gebrauchen. Der ungekünstelte Prinz Friedrich lachte lauter als alle Andern, und ganz besonders, wenn man über ihn lachte. Der eitle und eingebildete Herzog Carl lachte vor Aerger, wenn er sah, daß er durch seine Unbeholfenheit Veranlassung zu Spott gab. Die Herrschaften ließen es sich sogar nicht nehmen, auch das Heu, nachdem es trocken geworden, in die Scheuern zu fahren. Man saß paarweis auf den hohen Fudern — — —

„Es fällt sich so weich und so lieblich aufs Heu:
Es senken uns Engel
Auf duftende Stängel;
Man steht wieder auf, und der Schreck ist vorbei*)."

*) „Die Heuernte." Neuere Gedichte von Wilhelm v. Braun.

Das Einfahren des Heus durch die Prinzen mit den Gräfinnen wird in einem von Gjörwell eigenhändig geführten Tagebuche aus dem Jahre 1773 erzählt.

Drittes Kapitel.

Während der Hof sich mit dem Einfahren des Heues belustigte, hielt der König eine Senatssitzung. Die Geschäfte, welche in derselben abgehandelt wurden, haben für den Leser diesmal weiter kein Interesse, wohl aber der Mann, der bei dieser Gelegenheit und von jetzt an das Protokoll führte. Es war der berühmteste von Gustavs Günstlingen, — ihm gleich an Jahren, — ein Mann, dem er seine Gewogenheit vor allen anderen schenkte und sie ihm niemals entzog. Um die Leser mit ihm bekannt zu machen und ihnen ein richtiges Bild von ihm zu geben, entlehnen wir der geschickten Feder eines Zeitgenossen folgende Skizze:

„Ein Geist mit lebhaftem Auffassungsvermögen,
„feurig, spielend, eigenthümlich und mit unerschöpflicher
„Erfindungsgabe ebenso gemacht für Ernst wie für Scherz,
„für Staatsgeschäfte wie für den vertraulichen Umgang;
„— ein Herz, offen für Freunde, Vergnügen, Freund-
„schaft und alle sanfteren Gefühle, aber verschlossen gegen
„alle bitteren Empfindungen, die, wenn sie dennoch ein-
„drangen, bald wieder einem stets regen Wohlwollen
„weichen mußten. — Eine geschickte Auswahl von

„Mitteln, verbunden mit der größten Thätigkeit; — „ein Blick, der die Menschen durchschaute, ihre geheim„sten Gedanken und Empfindungen erspähte und sie zum „beabsichtigten Ziele zu lenken verstand; — eine Ge„walt über sich selbst, die jede Gestalt annahm, je „nachdem es nöthig war, Gemüthsbewegungen zu ver„bergen oder zu zeigen; — eine Beredsamkeit, neu „und eigenthümlich für jeden besondern Fall und für je„den besondern Zuhörer, aber stets überzeugend und hin„reißend; — dazu das Glück, in einer Zeit zu leben, „welche alle diese Eigenschaften in das hellste Licht setzte, „— zum Beamten erwählt zu werden von einem Kö„nige, der Gesetzgeber und Reformator war, — als Be„amter den größten Wirkungskreis zu haben, — in Pri„vatsachen das unbegränzteste Vertrauen des Königs zu „besitzen, — zu den delikatesten Angelegenheiten verwen„det zu werden und diese alle mit Geschicklichkeit durch„zuführen; in einer solchen Stellung mehr Freunde „als Feinde zu haben, — Haß und Neid — wenn „auch nicht zu ersticken — doch zu fesseln, — fast keinen „Menschen zu kennen, dem man nicht gedient oder gehol„fen; — nach diesen glücklichen, obschon mühevollen Ta„gen den Schmerz, seinem Könige und Wohlthäter die „Augen zuzudrücken; die nicht unerwartete Wendung mit „ihm sein Ansehen und seinen Einfluß schwinden zu se„hen, — dabei jedoch eine Sinnesstärke zu behaupten, „die um so bewunderungswürdiger ist, da sie den Sieg „der Vernunft über das Gefühl beurkundet; endlich das „Mißgeschick, einer bessern Epoche mit neuer Aussicht au „Ansehn, Freude und Thätigkeit entrissen zu werden. —

„Große Regenten täuschen sich nicht über die Wahl ih-
„rer Diener, und wo hätte Gustav wohl einen brauch-
„bareren Minister für die Ausführung seiner großen
„Pläne finden können? Der König erfaßte alles mit
„Leichtigkeit und Schnelligkeit, — und wer glich ihm
„hierin wohl mehr als er? Der König liebte es alle Sa-
„chen mit Ordnung, Deutlichkeit und Hinweglassung al-
„les Ueberflüssigen vorgetragen zu bekommen, — und
„wer hat je in einem höheren Grade als jener die Fä-
„higkeit besessen, die lästigsten, verwickeltsten und lang-
„weiligsten Sachen leicht und anmuthig vorzutragen.
„Der König, voll Geist und Geschmack, wollte diese
„überall wiederfinden, und jener brachte Leichtigkeit und
„Anmuth in einen Styl, dessen Trockenheit man sonst mit
„Recht anklagte. Der König gab bei der Wahl von
„Maßregeln und Mitteln der mildesten immer den
„Vorzug, und wer im ganzen Reiche war bereitwilliger
„als jener, ihm darin stets beizustimmen? Ziehen wir
„alles hier Angeführte in Betracht, so werden wir uns
„über das Vertrauen und den Vorzug nicht wundern,
„welchen König Gustav ihm schenkte*)."

Der Leser kennt oder erkennt jetzt den sechs und zwanzigjährigen Jüngling, welchen der König nach beendeter Senatssitzung selbst zu Tische bat, — dem er den Eintritt in den Abendzirkel des Hofes gewährte, und ihn dem Wohlwollen der Gesellschaft mit einigen schmeichel-

*) Bruchstück aus einer Rede über den Staatssecretär Elis Schröderheim, in den gesammelten Schriften von Nils von Rosenstein. Erster Theil.

haften Bemerkungen empfahl. Es war Elis Schröderheim.

Der ebenso anspruchslose als unbefangene Jüngling gewann sich aller Beifall. Die Damen bemühten sich, ihn an sich zu ziehen, obgleich an ihm nichts schön war als das in seinen Augen leuchtende Feuer des Genies. Die Männer fanden seinen Umgangston angenehm und seine Unterhaltung erheiternd. Prinz Friedrich schloß sich ihm mit der ganzen Herzlichkeit seines von Neid nichts ahnenden Wesens an. Der Herzog Carl bemühte sich sogar, zuvorkommend zu scheinen, — es zu sein lag nicht in seiner herben Natur.

Einige Tage später wurde der Hofzirkel durch noch einen Beamten vermehrt. Er war — älter und höheren Ranges als Schröderheim — ein früherer Senator, der zwar den Talar nicht wieder annehmen wollte, jedoch mehr Einfluß beim Könige hatte als viele, die ihn trugen. Es war der Reichsrath Carl Scheffer, der, wie Gustav, für alle Einrichtungen nichts als französische Muster kannte. Obschon beide laut ihre Freude darüber äußerten, daß die Parteien unterdrückt und die Zeit der Uneinigkeit vorüber gegangen, so konnte Carl Scheffer doch niemals vergessen, daß er ein Hut gewesen — was er im Herzen auch bis zu seinem letzten Athemzuge verblieb — und er haßte und verfolgte alles, was zur Partei der Mützen gehörte und ihren Ansichten huldigte. Dies war die Schattenseite eines Mannes, der sonst seinem Vaterlande und seiner an Einsicht, Geschicklichkeit und Genie reichen Epoche Ehre machte. Er liebte übrigens die schönen Wissenschaften, die feine Sitte,

einen freien, gebildeten Umgangston, und seine Atmosphäre war die des Vergnügens. Dennoch wurde der König nach Scheffer's Ankunft nachdenklich und übler Laune. Man höre die Veranlassung dazu.

In den letzten Tagen vor der Umgestaltung der Regierungsform hatten die Stände gegen diejenigen Beamten, welche, Eid und Gesetz vergessend, sich in die Reichstagswahlen gemischt, eine Untersuchung verordnet. Diese Einmischung war natürlich auf Anstiften des Hofes und zu seinem Vortheil geschehn. Daß der König daher seine Creaturen schützen wollte, kann man ihm nicht verdenken; daß die Richter jedoch, ohne sich an den Willen des Königs zu kehren, die Verbrecher mit dem Schwerte der Gerechtigkeit verfolgten, gereicht ihnen nur zur Ehre. Diese gehörten zu den früheren Mützen und zur pechlinschen Partei, — die Verurtheilten aber zu den Hüten. Dessen bedurfte es nur, um den jungen König und den alten Rathsherrn in eine bittere Stimmung zu versetzen.

Scheffer überbrachte jetzt dem Könige die Nachricht von der strengen Gerechtigkeit, welche das Götha-Hofgericht gegen die Werkzeuge des Hofes geübt, und der König faßte sogleich den Vorsatz, nicht allein die Verurtheilten schadlos zu halten, sondern auch die halsstarrigen Richter zu züchtigen. Die Strafe sollte ganz besonders diejenigen treffen, welche sich am thätigsten bei diesem Prozeß gezeigt; da diese jedoch die größten Geschicklichkeiten, den meisten Verstand und Eifer und das klügste Oberhaupt besaßen, so mußten außerordentliche Mittel angewendet werden, um sie zum Falle zu bringen.

In dergleichen Angelegenheiten war der Justizkanzler stets der natürliche Rathgeber uud das beste Organ; doch sahen der König und Scheffer ein, daß er bei dieser Gelegenheit nicht der rechte Mann war. Der unbewegliche, früher zur Partei der Mützen gehörende Lilljeståhle würde sich eben so wenig dem Könige zu Liebe dazu verstanden haben, seine Ansichten von Recht und Pflicht zu opfern, als seine früheren Bundesgenossen zu verfolgen. Unter dem schmeichelhaften Vorwande seiner Unentbehrlichkeit für den König und den Senat zu Stockholm, wendete man sich an dem ihm zunächst Stehenden, den Baron Hegardt, und übertrug ihm die berüchtigte Gegenuntersuchung.

So wie Curt zu einer Nebenpartei der Mützen — zur pechlinschen nämlich — gehörte, so wurde Hegardt zu dem am königlichsten gesinnten Nebenzweige der Hüte — zur Hofpartei — gerechnet, und war mit ihnen im Jahre 1760 bei Gelegenheit der Thronentsagungsfarce, in Folge welcher die Mützen unterlagen, in den Senat gelangt. Hegardt fand nichts angenehmer als diesen Auftrag — zu Anfange nämlich! — denn er eröffnete ihm ein weites Feld, sich dem Könige angenehm zu machen.

Gustav III. bewies auch bei dieser Gelegenheit seine Meisterschaft in der Verstellungskunst und in der Fertigkeit seinen persönlichen Leidenschaften den Anstrich zu geben, als sorge er nur für das Wohl des Staates. Als er am 1sten Oktober 1773 in dem großen Gerichtssaal des Götha-Hofgerichts zu Jönköping in eigener Person den Präsidentenstuhl einnahm und das Schauspiel

mit einer prunkenden Rede über die Verderbnisse der Vergangenheit und die schönen Aussichten in die Zukunft eröffnete, ahnte niemand, was er eigentlich beabsichtige, bis er selbst die Maske abwarf*).

Bei seinem Besuch in Jönköping war Gustav von den Reichsräthen Liewen und Ulrich Scheffer begleitet, die ihm auch wieder nach Stockholm folgten.

General Pechlin befand sich gerade damals in jener kleinen Stadt, um seine Angelegenheiten zu ordnen; denn er hatte, nachdem er aus der Gefangenschaft entlassen worden, den Abschied genommen und sich eine Besitzung in der Gegend von Calmar gekauft.

„Nun was meinst Du zu unserm „ersten Staatsbürger," der das Land größtentheils von seinem Lustschlosse oder seinem Reisewagen aus regiert, — und zu den Senatoren, die mit ihm im Lande umherfliegen und ihm die Pferde der Bauern todtjagen helfen?" fragte Pechlin seinen Freund Curt, als der König abgereist war.

„Neue Besen kehren gut, sagt ein Sprichwort," versetzte Curt. „Das Ende krönt das Werk, sagt ein anderes. Wie die Sachen eigentlich stehn, werden wir auf dem nächsten Reichstage erfahren."

„Aber diese Untersuchung hier?"...

„Er will nur Aufsehn machen und seine Eitelkeit befriedigen. Uebrigens sind in der That arge Mißbräuche vorgekommen, und es schadete gar nichts, wenn

*) Historisch.

In dergleichen Angelegenheiten war der Justizkanzler stets der natürliche Rathgeber uud das beste Organ; doch sahen der König und Scheffer ein, daß er bei dieser Gelegenheit nicht der rechte Mann war. Der unbewegliche, früher zur Partei der Mützen gehörende Lilljeståhle würde sich eben so wenig dem Könige zu Liebe dazu verstanden haben, seine Ansichten von Recht und Pflicht zu opfern, als seine früheren Bundesgenossen zu verfolgen. Unter dem schmeichelhaften Vorwande seiner Unentbehrlichkeit für den König und den Senat zu Stockholm, wendete man sich an dem ihm zunächst Stehenden, den Baron Hegardt, und übertrug ihm die berüchtigte Gegenuntersuchung.

So wie Curt zu einer Nebenpartei der Mützen — zur pechlinschen nämlich — gehörte, so wurde Hegardt zu dem am königlichsten gesinnten Nebenzweige der Hüte — zur Hofpartei — gerechnet, und war mit ihnen im Jahre 1760 bei Gelegenheit der Thronentsagungsfarce, in Folge welcher die Mützen unterlagen, in den Senat gelangt. Hegardt fand nichts angenehmer als diesen Auftrag — zu Anfange nämlich! — denn er eröffnete ihm ein weites Feld, sich dem Könige angenehm zu machen.

Gustav III. bewies auch bei dieser Gelegenheit seine Meisterschaft in der Verstellungskunst und in der Fertigkeit seinen persönlichen Leidenschaften den Anstrich zu geben, als sorge er nur für das Wohl des Staates. Als er am 1sten Oktober 1773 in dem großen Gerichtssaal des Götha-Hofgerichts zu Jönköping in eigener Person den Präsidentenstuhl einnahm und das Schauspiel

mit einer prunkenden Rede über die Verderbnisse der Vergangenheit und die schönen Aussichten in die Zukunft eröffnete, ahnte niemand, was er eigentlich beabsichtige, bis er selbst die Maske abwarf*).

Bei seinem Besuch in Jönköping war Gustav von den Reichsräthen Liewen und Ulrich Scheffer begleitet, die ihm auch wieder nach Stockholm folgten.

General Pechlin befand sich gerade damals in jener kleinen Stadt, um seine Angelegenheiten zu ordnen; denn er hatte, nachdem er aus der Gefangenschaft entlassen worden, den Abschied genommen und sich eine Besitzung in der Gegend von Calmar gekauft.

„Nun was meinst Du zu unserm „ersten Staatsbürger," der das Land größtentheils von seinem Lustschlosse oder seinem Reisewagen aus regiert, — und zu den Senatoren, die mit ihm im Lande umherfliegen und ihm die Pferde der Bauern todtjagen helfen?" fragte Pechlin seinen Freund Curt, als der König abgereist war.

„Neue Besen kehren gut, sagt ein Sprichwort," versetzte Curt. „Das Ende krönt das Werk, sagt ein anderes. Wie die Sachen eigentlich stehn, werden wir auf dem nächsten Reichstage erfahren."

„Aber diese Untersuchung hier?"...

„Er will nur Aufsehn machen und seine Eitelkeit befriedigen. Uebrigens sind in der That arge Mißbräuche vorgekommen, und es schadete gar nichts, wenn

---

*) Historisch.

In dergleichen Angelegenheiten war der Justizkanzler stets der natürliche Rathgeber uud das beste Organ; doch sahen der König und Scheffer ein, daß er bei dieser Gelegenheit nicht der rechte Mann war. Der unbewegliche, früher zur Partei der Mützen gehörende Lilljeståhle würde sich eben so wenig dem Könige zu Liebe dazu verstanden haben, seine Ansichten von Recht und Pflicht zu opfern, als seine früheren Bundesgenossen zu verfolgen. Unter dem schmeichelhaften Vorwande seiner Unentbehrlichkeit für den König und den Senat zu Stockholm, wendete man sich an dem ihm zunächst Stehenden, den Baron Hegardt, und übertrug ihm die berüchtigte Gegenuntersuchung.

So wie Curt zu einer Nebenpartei der Mützen — zur pechlinschen nämlich — gehörte, so wurde Hegardt zu dem am königlichsten gesinnten Nebenzweige der Hüte — zur Hofpartei — gerechnet, und war mit ihnen im Jahre 1760 bei Gelegenheit der Thronentsagungsfarce, in Folge welcher die Mützen unterlagen, in den Senat gelangt. Hegardt fand nichts angenehmer als diesen Auftrag — zu Anfange nämlich! — denn er eröffnete ihm ein weites Feld, sich dem Könige angenehm zu machen.

Gustav III. bewies auch bei dieser Gelegenheit seine Meisterschaft in der Verstellungskunst und in der Fertigkeit seinen persönlichen Leidenschaften den Anstrich zu geben, als sorge er nur für das Wohl des Staates. Als er am 1sten Oktober 1773 in dem großen Gerichtssaal des Götha-Hofgerichts zu Jönköping in eigener Person den Präsidentenstuhl einnahm und das Schauspiel

mit einer prunkenden Rede über die Verderbnisse der Vergangenheit und die schönen Aussichten in die Zukunft eröffnete, ahnte niemand, was er eigentlich beabsichtige, bis er selbst die Maske abwarf*).

Bei seinem Besuch in Jönköping war Gustav von den Reichsräthen Liewen und Ulrich Scheffer begleitet, die ihm auch wieder nach Stockholm folgten.

General Pechlin befand sich gerade damals in jener kleinen Stadt, um seine Angelegenheiten zu ordnen; denn er hatte, nachdem er aus der Gefangenschaft entlassen worden, den Abschied genommen und sich eine Besitzung in der Gegend von Calmar gekauft.

„Nun was meinst Du zu unserm „ersten Staatsbürger," der das Land größtentheils von seinem Lustschlosse oder seinem Reisewagen aus regiert, — und zu den Senatoren, die mit ihm im Lande umherfliegen und ihm die Pferde der Bauern todtjagen helfen?" fragte Pechlin seinen Freund Curt, als der König abgereist war.

„Neue Besen kehren gut, sagt ein Sprichwort," versetzte Curt. „Das Ende krönt das Werk, sagt ein anderes. Wie die Sachen eigentlich stehn, werden wir auf dem nächsten Reichstage erfahren."

„Aber diese Untersuchung hier?"...

„Er will nur Aufsehn machen und seine Eitelkeit befriedigen. Uebrigens sind in der That arge Mißbräuche vorgekommen, und es schadete gar nichts, wenn

*) Historisch.

In dergleichen Angelegenheiten war der Justizkanzler stets der natürliche Rathgeber uud das beste Organ; doch sahen der König und Scheffer ein, daß er bei dieser Gelegenheit nicht der rechte Mann war. Der unbewegliche, früher zur Partei der Mützen gehörende Lilljeströhle würde sich eben so wenig dem Könige zu Liebe dazu verstanden haben, seine Ansichten von Recht und Pflicht zu opfern, als seine früheren Bundesgenossen zu verfolgen. Unter dem schmeichelhaften Vorwande seiner Unentbehrlichkeit für den König und den Senat zu Stockholm, wendete man sich an dem ihm zunächst Stehenden, den Baron Hegardt, und übertrug ihm die berüchtigte Gegenuntersuchung.

So wie Curt zu einer Nebenpartei der Mützen — zur pechlinschen nämlich — gehörte, so wurde Hegardt zu dem am königlichsten gesinnten Nebenzweige der Hüte — zur Hofpartei — gerechnet, und war mit ihnen im Jahre 1760 bei Gelegenheit der Thronentsagungsfarce, in Folge welcher die Mützen unterlagen, in den Senat gelangt. Hegardt fand nichts angenehmer als diesen Auftrag — zu Anfange nämlich! — denn er eröffnete ihm ein weites Feld, sich dem Könige angenehm zu machen.

Gustav III. bewies auch bei dieser Gelegenheit seine Meisterschaft in der Verstellungskunst und in der Fertigkeit seinen persönlichen Leidenschaften den Anstrich zu geben, als sorge er nur für das Wohl des Staates. Als er am 1sten Oktober 1773 in dem großen Gerichtssaal des Götha-Hofgerichts zu Jönköping in eigener Person den Präsidentenstuhl einnahm und das Schauspiel

mit einer prunkenden Rede über die Verderbnisse der Vergangenheit und die schönen Aussichten in die Zukunft eröffnete, ahnte niemand, was er eigentlich beabsichtige, bis er selbst die Maske abwarf*).

Bei seinem Besuch in Jönköping war Gustav von den Reichsräthen Liewen und Ulrich Scheffer begleitet, die ihm auch wieder nach Stockholm folgten.

General Pechlin befand sich gerade damals in jener kleinen Stadt, um seine Angelegenheiten zu ordnen; denn er hatte, nachdem er aus der Gefangenschaft entlassen worden, den Abschied genommen und sich eine Besitzung in der Gegend von Calmar gekauft.

„Nun was meinst Du zu unserm „ersten Staatsbürger," der das Land größtentheils von seinem Lustschlosse oder seinem Reisewagen aus regiert, — und zu den Senatoren, die mit ihm im Lande umherfliegen und ihm die Pferde der Bauern todtjagen helfen?" fragte Pechlin seinen Freund Curt, als der König abgereist war.

„Neue Besen kehren gut, sagt ein Sprichwort," versetzte Curt. „Das Ende krönt das Werk, sagt ein anderes. Wie die Sachen eigentlich stehn, werden wir auf dem nächsten Reichstage erfahren."

„Aber diese Untersuchung hier?"...

„Er will nur Aufsehn machen und seine Eitelkeit befriedigen. Uebrigens sind in der That arge Mißbräuche vorgekommen, und es schadete gar nichts, wenn

*) Historisch.

sie mit der Wurzel ausgerottet würden. Das ist eine Seite; auf der andern wäre wohl möglich, daß dem Dinge irgend eine List zu Grunde läge."

„Und Du merkst nicht, daß dies wirklich der Fall ist?"

„Die Benutzung Hegardts an Lilljeståhles Stelle berechtigt freilich zu dem Schluß, daß hier Privatrache mit im Spiele sei. Mir soll es auf jeden Fall gleich sein. Mein Gewissen ist rein, und ich glaube auch nicht, daß der König etwas Böses gegen mich im Sinne hat."

„Woher glaubst Du das?"

„Er hat ja kürzlich erst meinen Adelsbrief unterzeichnet."

„Und der Umstand wäre hinreichend, Dich in Sicherheit zu wiegen, Bruder Curt? Das ist kaum glaublich! Gustav versteht sich auf Hokuspokus. Obgleich ich jetzt nichts mehr als ein schlichter Gutsbesitzer bin, so bin ich doch noch nicht außer allen politischen Verbindungen; und ich weiß aus sicherer Hand, daß es hier eigentlich nur auf Deinen Fall abgesehen ist. Du bist zum Sühnopfer von denjenigen der Hofpartei auserseheh worden, die Du wegen ihrer Ränke bei den letzten Reichstagswahlen gezüchtigt hast; und unsere gegenseitige Freundschaft — ich gestehe es mit Bekümmerniß — ist eben nicht gemacht, Deine Actien zu heben."

„Nun, nun, — dann sollen sie aber auch erfahren, mit wem sie es zu thun haben! Weder Hegardt, noch der, welcher ihn hergesendet, wird Rosen brechen, dafür steh' ich. Wer zuletzt lacht, lacht am besten."

„Möge es nicht der König sein!"

„Ich will dagegen thun, was ich kann."

Unterdeß sprach man im ganzen Lande von nichts als von dem großen Akte der Gerechtigkeit, welchen der König gegen einen der ersten Richterstühle im Reiche geübt. Daß er sich gerade gegen denjenigen gewendet, der gewöhnlich die Freiheit gegen die Eingriffe der Macht vertheidigt, und nicht gegen andere, die sich oft zu Handlangern des Hofes bei allen Unternehmungen gegen die Verfassung hatten gebrauchen lassen, davon sprach niemand. Der König wurde in und außer dem Lande, in Vers und Prosa, als ein zweiter Aristides gepriesen.

Aller Gustav, voll Leben und Thätigkeit bereitete schon wieder unterdeß eine Scene anderer Art vor.

Der schwedische Adel, stolz darauf, daß in Gustav Wasa's Adern Blut von seinem Blut floß, und stets bemüht, dies in Schwedens größtem Könige zu verherrlichen, hatte 1760 beschlossen, auf seine Kosten ihm — dem Wasa — eine Statue zu errichten. Diese war nicht eher fertig geworden, als bis der Erbe seines Namens und Thrones den Ständen Macht und Einfluß genommen; stolz jedoch, zu Wasa's Stamme zu gehören, war Gustav weit davon entfernt, die auf das Standbild bezügliche Klausel in dem Testamente der Stände zu streichen. Er begleitete im Gegentheil die Statue, als sie im December 1773 von der Gießerei nach dem Platze vor dem Ritterhause transportirt wurde, und bestieg selbst das Gerüst, um ihre Aufstellung zu leiten. Dabei bleibt er mit dem Fuße an einem Nagel hängen und fällt. Das zahlreich versammelte Volk äu=

ßerte die größte Besorgniß; doch beruhigt er dasselbe, indem er aufsteht und ausruft: Es war nur ein Fußfall vor meinem großen Ahnherrn, meine Freunde!"

Als einige Minuten später die Statue auf ihrem Gestell stand, nahm Gustav den Hut ab, schwenkte ihn in der Luft und rief aus Leibeskräften — „Hurrah!" Alle Anwesenden stimmten mit ein und waren vom Könige entzückt. Diesen Eindruck hinterließ er jedesmal beim Volke, wenn er sich ihm öffentlich zeigte.

Die Enthüllung der Statue geschah im darauf folgenden Sommer, 250 Jahre nah Gustav Wasa's Einzug in Stockholm, und 31 Jahre nach der Berufung des Hauses Holstein-Gottorp zum schwedischen Throne. Fersen, der das Landmarschall-Amt bekleidete, als die Errichtung der Statue beschlossen wnrde, war, als man sie enthüllte, der Wortführer der Ritterhaus-Direktion. Als solcher überreichte er dem Könige eine auf dieses Ereigniß geprägte goldene Schaumünze. Ein Jahr später, als Gustav einmal mit seiner Leibgarde vom Lager nach Stockholm zurückkehrte, grüßte er die Statue seines Ahnherrn feierlich, indem er ein Quarré um dieselbe formiren, das Gewehr präsentiren und einige Salven abfeuern ließ*).

---

*) Historisch, so wie der Fall des Königs.

Viertes Kapitel.

Das eheliche Verhältniß des Königs wurde mit jedem Tag mißlicher. Es hätte einer Menge Nebenumstände bedurft, um eine Uebereinstimmung zwischen zwei Charakteren hervorzubringen, die so ungleiche Ansichten, Gewohnheiten, Launen und Seeleneigenschaften besaßen, und so sehr voll anerzogener Vorurtheile in Bezug auf Rang, Vortritt und Geburt steckten; aber die Umstände waren im Gegentheil ganz dazu gemacht, die Entfernung der Gatten von einander noch zu beschleunigen. Sie hatten noch keine Kinder; — und wie konnte ein von seiner unumschränkten Macht berauschter Erbkönig unter solchen Umständen wohl ohne Entsetzen an die Thronfolge denken!

Gustav besaß zu viel Eigenliebe, als daß er sich selbst die Schuld an einer achtjährigen unfruchtbaren Ehe zugeschrieben hätte. In anderen Beziehungen schmeichelte ihm jegliche Aehnlichkeit, die sich zwischen ihm und seinem großen Onkel, Friedrich dem Einzigen, vorfand; nur in dieser war es ihm nicht angenehm, und er dachte ernstlich daran, dem Uebelstande abzuhelfen. Zu Beylon's großer Bestürzung theilte der König ihm eines Tages in einer geheimen Unterhaltung seine Absicht

mit, sich von der Königin scheiden zu lassen, da sie nicht im Stande sei ihm einen Thronerben zu schenken; später beabsichtigte er, nach Gustav Wasas Beispiel sich unter den Töchtern des schwedischen Adels eine neue Gemahlin zu wählen.

Beylon machte in den unterthänigen Ausdrücken, die dem Leser bereits bekannt sind, alle Einwendungen, von denen er glaubte, daß sie etwas über den König vermögen und ihn von seinem Vorhaben abbringen würden; — er sprach von dem Aufsehn, welches ein solches Ereigniß in Europa machen würde, — von der Gefahr eines Bruches mit Dänemark, den die Scheidung herbeiführen dürfte, — von dem Haß und Neid der adligen Familien unter einander, wenn der König sich aus ihrer Mitte eine Gattin wählte, — von den Wirren, die später aus einer solchen Wahl hervorgehen könnten, — und endlich schlug Beylon die empfindlichste Saite in Gustav's Herzen an, indem er von der Verdunkelung des Glanzes der holstein-gottorpschen Linie sprach, die unvermeidlich wäre, wenn sich das Blut einfacher Unterthanen mit dem seinigen vermischte, möchte dies auch noch so viel Ahnen haben.

Es half jedoch nichts; der König hatte auf alle Einwürfe Antworten in Bereitschaft. Es war — wie er meinte — nicht das erste Mal, daß Europa dergleichen Verbindungen erlebte. Dänemark -- Schweden an Macht nachstehend — hatte keine Ursach, sich über eine Scheidung zu beklagen, und könnte diese nicht für eine Beleidigung ansehen, da sich vor anderthalb Jahren der König von Dänemark, Christian VII., Sophie Magdale-

nens Bruder, ebenfalls von Caroline Mathilde, der Schwester Georg's III. von England, hatte scheiden lassen. Was sich für Gustav I. geschickt, passe sich auch für Gustav III. Weder Gustav Wasa's eigene Verbindung, noch die seines Sohnes Johann mit einem schwedischen Fräulein, hatte Wirren und Unruhen hervorgebracht; im Gegentheil: die erste Vermählung des großen Königs mit einer fremden Prinzessin führte zum Unglück; und es war Johann's III. im Auslande geborene Gemahlin, welche durch ihren katholischen Fanatismus das Reich in Gährung versetzte. Die Königin Anna Sophia Reventlau, die letzte Gemahlin Friedrich's IV., war ein dänisches Fräulein, und es hatte daher Sophie Magdalenens eigener Großvater eine eben solche Verbindung geschlossen, wie er — Gustav — gegenwärtig beabsichtigte.

Der kluge Schweizer begriff, daß alle ferneren Einwendungen vergebens gewesen wären und den König vielleicht nur noch mehr gereizt haben würden, seinen Vorsatz durchzuführen. Beylon that daher, als hätten ihn die vom Könige angeführten Gründe überzeugt, und schlug ihm ein Mittel zur Erreichung seines Zweckes und zur Durchführung seines Planes vor, welches sicher dazu beitragen mußte, diesen Plan gänzlich über den Haufen zu werfen.

„Ew. Majestät haben in Allerhöchst ihrer Weisheit sicher längst daran gedacht, daß zur Bewerkstelligung der Scheidung aus angeführtem Grunde ein ärztliches Attest über die Unfähigkeit Ihrer Majestät zur Erfüllung des Zweckes der Ehe nöthig sein dürfte und daß ein solches —

wenn es von Gewicht sein soll — wohl von Ew. Majestät Leibarzt ausgestellt werden müßte," sagte Beylon.

„Daran habe ich in der That schon gedacht, und Dalberg soll unverzüglich meine Befehle erhalten.

Darauf hatte Beylon eben gerechnet. Der redliche und unerschütterliche, aber eitle und empfindliche Dalberg hätte sich durch nichts auf der Welt dahin vermögen lassen, weder eine Meinung gegen seine Ueberzeugung und gegen die wirkliche Lage der Sache auszusprechen, noch dazu still zu schweigen, wenn ein Anderer eine der Wahrheit entgegengesetzte Meinung geäußert hätte.

Der Leibarzt Dalberg runzelte die Stirn, als der König ihm die Absicht der Trennung seiner Ehe mittheilte, und sagte ganz trocken „nein," als Gustav ein zu diesem Zwecke nöthiges Attest von ihm verlangte*).

„Diese Widerspänstigkeit dürfte Ihnen schlecht be-

---

*) — — — „Die Scheidung wäre sicher zu Stande gekommen, wenn ich mich hätte dahin vermögen lassen, ärztlich „zu attestiren, daß die Königin unfähig sei, Mutter zu werden. „Mit augenscheinlicher Gefahr lehnte ich es ab, meine Hand zu „einem solchen Vorhaben zu leihen, und zog mir dadurch große „Feindschaft zu, da man wußte, daß der König beabsichtigte, ein „schwedisches Fräulein zu freien, und viele Familien bereits auf „eine Verbindung mit dem Königsgeschlechte rechneten. Nach „vieler Vorstellung ließ der König sich dazu bewegen, nicht al„lein von der Scheidung abzustehen, sondern auch sich mit seiner „Gemahlin auszusöhnen, und fernerhin mit ihr ehelich „zu leben." — — —

Dalberg's Handschriften. Erster Bogen.

kommen," rief der König vor Zorn glühend. — „Was soll das heißen, mein Herr? — Setzen Sie keinen Werth auf die Gunst Ihres Monarchen, und fürchten Sie meine Ungnade nicht?"

„Mein Gewissen und meine Pflicht verbieten mir, wie Ew. Majestät bekannt, etwas zu bezeugen, wovon ich weiß, daß es gegen die Wahrheit streitet."

„Nun, — wie Ihnen gefällig ist. Sie haben sich die Folgen selbst beizumessen, und werden ihren Starrsinn bereuen. Es finden sich noch Aerzte genug in Schweden, die Gott und mir danken werden, daß ich ihnen eine Gelegenheit bereite, sich meine Gewogenheit zu erwerben."

„Ich zweifle sehr daran, daß irgend ein Arzt sich dazu verstehen werde, das verlangte Attest auszufertigen; sollte dies jedoch wider Erwarten geschehen, so bin ich genöthigt, sowohl der Sache halber, als um meiner Ehre willen, vor der ganzen medizinischen und wissenschaftlichen Welt dagegen zu protestiren."

„Nun — das muß ich sagen! — Danken Sie Gott, daß Sie unter vier Augen mit Ihrem Könige reden. Hätte ein Dritter diese Unverschämtheit gehört, so wären Sie verloren."

„Ich kenne Ew. Majestät Edelmuth und Gerechtigkeit viel zu sehr, um irgend etwas zu befürchten. Ew. Majestät würde in der That schlecht mit einem Zeugniß gedient sein, das durch den Ausgang widerlegt werden könnte. Wenn die Königin sich nun nach der Scheidung wieder vermählte und Mutter würde? Dann wäre doch wohl Ew. Majestät eben so bloß gestellt, wie der Arzt, der ein solches Attest ausgefertigt."

Bei diesem Einwurf stutzte der König. Damit war der Nagel auf den Kopf getroffen. Daran hatte er nicht gedacht. Sogleich schlug er sich das ärztliche Zeugniß aus dem Sinn.

„Ich werde mir die Sache genauer überlegen. Wenn Ihnen Ihr Leben jedoch lieb ist, — wenn Sie für die Zukunft nur im geringsten auf meine Gnade rechnen wollen, so beobachten Sie über diese Angelegenheit das tiefste Stillschweigen. Aerzte und Beichtväter sind verpflichtet, nichts auszuplaudern, was man ihnen anvertraute.

„Und ich werde Ew. Majestät hohes Vertrauen gewiß nicht täuschen.“

Dalberg trat ab, und es wurde abermals nach Beylon geschickt.

„Ich habe mich besonnen,“ sagte der König, „d. h. ich will noch einige Zeit warten, ehe ich einen entscheidenden Schritt in dieser Angelegenheit thue. Schwedens Zukunft bleibt bis dahin immer nicht gesichert. Wenn die Parteien ihre Häupter wieder erheben, so geht die Frucht von allem verloren, was ich bisher ausgerichtet.“

„Das mögen Gott und die Weisheit Ew. Majestät verhüten! Da jedoch der entscheidende Schritt aufgeschoben worden, dürfte vielleicht jetzt ein vorbereitender gethan werden müssen, wodurch das große Werk Ew. Majestät eine Stütze bekäme.“

„Was meinst Du? Erkläre Dich deutlicher.“

„Ich meine, daß alle Hoffnungen der Uebelgesinnten, die sich auf die Ungewißheit der Thronfolge gründen, einstweilen vernichtet würden, wenn Ew. Majestät, bevor

der glückliche Augenblick einer Annäherung zwischen Ihren Majestäten, oder der der Ausführung des früheren Planes herangekommen, die Vermählung eines der Herzöge veranlaßten."

„Die Sache will ich mir überlegen. Die Reihe, sich zu verheirathen, wäre dann an Carl. Ich fürchte nur, daß er selbst Lust zum Throne bekommt, wenn uns in seinem Sohne ein Thronfolger geboren wird. L'appetit vient en mangeant."

„Es wäre hart, Sr. Königl. Hoheit so vermessene Gedanken zuzutrauen. Ew. Majestät unvergleichliche Eigenschaften, großer Name und die Liebe des treuen Volkes verbürgen vollkommen das Scheitern jeglichen Versuches dieser Art."

„Ich will es glauben. Der Herzog kann übrigens nichts dagegen haben, da ich durchaus keine Aenderung seiner bisherigen Lebensweise nach seiner Vermählung verlange. Die kleine nette Gräfin wird sich freilich zu Anfange eine andere Unterhaltung suchen müssen, — und sie würde mich noch mehr dauern, wenn ihr die Theaternymphen nicht bereits eine kleine Andeutung von dem Wankelmuth ihres Anbeters gegeben hätten."

Acht Tage nach dieser Unterhaltung, welcher lange und geheime Ueberlegungen und Berathungen zwischen den beiden hohen Brüdern gefolgt waren, ging ein Courier an ihren Onkel, den Herzog Friedrich August von Oldenburg und Delmenhorst, ab; und den 7ten Juli 1774 langte von Stockholm ein stattliches Geschwader mit langen, wehenden Wimpeln an, dem der Prinz Carl entgegen gefahren war. Beim Donner der

Bei diesem Einwurf stutzte der König. Damit war der Nagel auf den Kopf getroffen. Daran hatte er nicht gedacht. Sogleich schlug er sich das ärztliche Zeugniß aus dem Sinn.

„Ich werde mir die Sache genauer überlegen. Wenn Ihnen Ihr Leben jedoch lieb ist, — wenn Sie für die Zukunft nur im geringsten auf meine Gnade rechnen wollen, so beobachten Sie über diese Angelegenheit das tiefste Stillschweigen. Aerzte und Beichtväter sind verpflichtet, nichts auszuplaudern, was man ihnen anvertraute.

„Und ich werde Ew. Majestät hohes Vertrauen gewiß nicht täuschen.“

Dalberg trat ab, und es wurde abermals nach Beylon geschickt.

„Ich habe mich besonnen,“ sagte der König, „d. h. ich will noch einige Zeit warten, ehe ich einen entscheidenden Schritt in dieser Angelegenheit thue. Schwedens Zukunft bleibt bis dahin immer nicht gesichert. Wenn die Parteien ihre Häupter wieder erheben, so geht die Frucht von allem verloren, was ich bisher ausgerichtet.“

„Das mögen Gott und die Weisheit Ew. Majestät verhüten! Da jedoch der entscheidende Schritt aufgeschoben worden, dürfte vielleicht jetzt ein vorbereitender gethan werden müssen, wodurch das große Werk Ew. Majestät eine Stütze bekäme.“

„Was meinst Du? Erkläre Dich deutlicher.“

„Ich meine, daß alle Hoffnungen der Uebelgesinnten, die sich auf die Ungewißheit der Thronfolge gründen, einstweilen vernichtet würden, wenn Ew. Majestät, bevor

der glückliche Augenblick einer Annäherung zwischen Ihren Majestäten, oder der der Ausführung des früheren Planes herangekommen, die Vermählung eines der Herzöge veranlaßten."

„Die Sache will ich mir überlegen. Die Reihe, sich zu verheirathen, wäre dann an Carl. Ich fürchte nur, daß er selbst Lust zum Throne bekommt, wenn uns in seinem Sohne ein Thronfolger geboren wird. L'appetit vient en mangeant."

„Es wäre hart, Sr. Königl. Hoheit so vermessene Gedanken zuzutrauen. Ew. Majestät unvergleichliche Eigenschaften, großer Name und die Liebe des treuen Volkes verbürgen vollkommen das Scheitern jeglichen Versuches dieser Art."

„Ich will es glauben. Der Herzog kann übrigens nichts dagegen haben, da ich durchaus keine Aenderung seiner bisherigen Lebensweise nach seiner Vermählung verlange. Die kleine nette Gräfin wird sich freilich zu Anfange eine andere Unterhaltung suchen müssen, — und sie würde mich noch mehr dauern, wenn ihr die Theaternymphen nicht bereits eine kleine Andeutung von dem Wankelmuth ihres Anbeters gegeben hätten."

Acht Tage nach dieser Unterhaltung, welcher lange und geheime Ueberlegungen und Berathungen zwischen den beiden hohen Brüdern gefolgt waren, ging ein Courier an ihren Onkel, den Herzog Friedrich August von Oldenburg und Delmenhorst, ab; und den 7ten Juli 1774 langte von Stockholm ein stattliches Geschwader mit langen, wehenden Wimpeln an, dem der Prinz Carl entgegen gefahren war. Beim Donner der

Bei diesem Einwurf stutzte der König. Damit war der Nagel auf den Kopf getroffen. Daran hatte er nicht gedacht. Sogleich schlug er sich das ärztliche Zeugniß aus dem Sinn.

„Ich werde mir die Sache genauer überlegen. Wenn Ihnen Ihr Leben jedoch lieb ist, — wenn Sie für die Zukunft nur im geringsten auf meine Gnade rechnen wollen, so beobachten Sie über diese Angelegenheit das tiefste Stillschweigen. Aerzte und Beichtväter sind verpflichtet, nichts auszuplaudern, was man ihnen anvertraute.

„Und ich werde Ew. Majestät hohes Vertrauen gewiß nicht täuschen.“

Dalberg trat ab, und es wurde abermals nach Beylon geschickt.

„Ich habe mich besonnen,“ sagte der König, „d. h. ich will noch einige Zeit warten, ehe ich einen entscheidenden Schritt in dieser Angelegenheit thue. Schwedens Zukunft bleibt bis dahin immer nicht gesichert. Wenn die Parteien ihre Häupter wieder erheben, so geht die Frucht von allem verloren, was ich bisher ausgerichtet.“

„Das mögen Gott und die Weisheit Ew. Majestät verhüten! Da jedoch der entscheidende Schritt aufgeschoben worden, dürfte vielleicht jetzt ein vorbereitender gethan werden müssen, wodurch das große Werk Ew. Majestät eine Stütze bekäme.“

„Was meinst Du? Erkläre Dich deutlicher.“

„Ich meine, daß alle Hoffnungen der Uebelgesinnten, die sich auf die Ungewißheit der Thronfolge gründen, einstweilen vernichtet würden, wenn Ew. Majestät, bevor

der glückliche Augenblick einer Annäherung zwischen Ihren Majestäten, oder der der Ausführung des früheren Planes herangekommen, die Vermählung eines der Herzöge veranlaßten."

„Die Sache will ich mir überlegen. Die Reihe, sich zu verheirathen, wäre dann an Carl. Ich fürchte nur, daß er selbst Lust zum Throne bekommt, wenn uns in seinem Sohne ein Thronfolger geboren wird. L'appetit vient en mangeant."

„Es wäre hart, Sr. Königl. Hoheit so vermessene Gedanken zuzutrauen. Ew. Majestät unvergleichliche Eigenschaften, großer Name und die Liebe des treuen Volkes verbürgen vollkommen das Scheitern jeglichen Versuches dieser Art."

„Ich will es glauben. Der Herzog kann übrigens nichts dagegen haben, da ich durchaus keine Aenderung seiner bisherigen Lebensweise nach seiner Vermählung verlange. Die kleine nette Gräfin wird sich freilich zu Anfange eine andere Unterhaltung suchen müssen, — und sie würde mich noch mehr dauern, wenn ihr die Theaternymphen nicht bereits eine kleine Andeutung von dem Wankelmuth ihres Anbeters gegeben hätten."

Acht Tage nach dieser Unterhaltung, welcher lange und geheime Ueberlegungen und Berathungen zwischen den beiden hohen Brüdern gefolgt waren, ging ein Courier an ihren Onkel, den Herzog Friedrich August von Oldenburg und Delmenhorst, ab; und den 7ten Juli 1774 langte von Stockholm ein stattliches Geschwader mit langen, wehenden Wimpeln an, dem der Prinz Carl entgegen gefahren war. Beim Donner der

Bei diesem Einwurf stutzte der König. Damit war der Nagel auf den Kopf getroffen. Daran hatte er nicht gedacht. Sogleich schlug er sich das ärztliche Zeugniß aus dem Sinn.

„Ich werde mir die Sache genauer überlegen. Wenn Ihnen Ihr Leben jedoch lieb ist, — wenn Sie für die Zukunft nur im geringsten auf meine Gnade rechnen wollen, so beobachten Sie über diese Angelegenheit das tiefste Stillschweigen. Aerzte und Beichtväter sind verpflichtet, nichts auszuplaudern, was man ihnen anvertraute.

„Und ich werde Ew. Majestät hohes Vertrauen gewiß nicht täuschen.“

Dalberg trat ab, und es wurde abermals nach Beylon geschickt.

„Ich habe mich besonnen,“ sagte der König, „d. h. ich will noch einige Zeit warten, ehe ich einen entscheidenden Schritt in dieser Angelegenheit thue. Schwedens Zukunft bleibt bis dahin immer nicht gesichert. Wenn die Parteien ihre Häupter wieder erheben, so geht die Frucht von allem verloren, was ich bisher ausgerichtet.“

„Das mögen Gott und die Weisheit Ew. Majestät verhüten! Da jedoch der entscheidende Schritt aufgeschoben worden, dürfte vielleicht jetzt ein vorbereitender gethan werden müssen, wodurch das große Werk Ew. Majestät eine Stütze bekäme.“

„Was meinst Du? Erkläre Dich deutlicher.“

„Ich meine, daß alle Hoffnungen der Uebelgesinnten, die sich auf die Ungewißheit der Thronfolge gründen, einstweilen vernichtet würden, wenn Ew. Majestät, bevor

der glückliche Augenblick einer Annäherung zwischen Ihren Majestäten, oder der der Ausführung des früheren Planes herangekommen, die Vermählung eines der Herzöge veranlaßten."

„Die Sache will ich mir überlegen. Die Reihe, sich zu verheirathen, wäre dann an Carl. Ich fürchte nur, daß er selbst Lust zum Throne bekommt, wenn uns in seinem Sohne ein Thronfolger geboren wird. L'appetit vient en mangeant."

„Es wäre hart, Sr. Königl. Hoheit so vermessene Gedanken zuzutrauen. Ew. Majestät unvergleichliche Eigenschaften, großer Name und die Liebe des treuen Volkes verbürgen vollkommen das Scheitern jeglichen Versuches dieser Art."

„Ich will es glauben. Der Herzog kann übrigens nichts dagegen haben, da ich durchaus keine Aenderung seiner bisherigen Lebensweise nach seiner Vermählung verlange. Die kleine nette Gräfin wird sich freilich zu Anfange eine andere Unterhaltung suchen müssen, — und sie würde mich noch mehr dauern, wenn ihr die Theaternymphen nicht bereits eine kleine Andeutung von dem Wankelmuth ihres Anbeters gegeben hätten."

Acht Tage nach dieser Unterhaltung, welcher lange und geheime Ueberlegungen und Berathungen zwischen den beiden hohen Brüdern gefolgt waren, ging ein Courier an ihren Onkel, den Herzog Friedrich August von Oldenburg und Delmenhorst, ab; und den 7ten Juli 1774 langte von Stockholm ein stattliches Geschwader mit langen, wehenden Wimpeln an, dem der Prinz Carl entgegen gefahren war. Beim Donner der

Bei diesem Einwurf stutzte der König. Damit war der Nagel auf den Kopf getroffen. Daran hatte er nicht gedacht. Sogleich schlug er sich das ärztliche Zeugniß aus dem Sinn.

„Ich werde mir die Sache genauer überlegen. Wenn Ihnen Ihr Leben jedoch lieb ist, — wenn Sie für die Zukunft nur im geringsten auf meine Gnade rechnen wollen, so beobachten Sie über diese Angelegenheit das tiefste Stillschweigen. Aerzte und Beichtväter sind verpflichtet, nichts auszuplaudern, was man ihnen anvertraute.

„Und ich werde Ew. Majestät hohes Vertrauen gewiß nicht täuschen.“

Dalberg trat ab, und es wurde abermals nach Beylon geschickt.

„Ich habe mich besonnen,“ sagte der König, „d. h. ich will noch einige Zeit warten, ehe ich einen entscheidenden Schritt in dieser Angelegenheit thue. Schwedens Zukunft bleibt bis dahin immer nicht gesichert. Wenn die Parteien ihre Häupter wieder erheben, so geht die Frucht von allem verloren, was ich bisher ausgerichtet.“

„Das mögen Gott und die Weisheit Ew. Majestät verhüten! Da jedoch der entscheidende Schritt aufgeschoben worden, dürfte vielleicht jetzt ein vorbereitender gethan werden müssen, wodurch das große Werk Ew. Majestät eine Stütze bekäme.“

„Was meinst Du? Erkläre Dich deutlicher.“

„Ich meine, daß alle Hoffnungen der Uebelgesinnten, die sich auf die Ungewißheit der Thronfolge gründen, einstweilen vernichtet würden, wenn Ew. Majestät, bevor

der glückliche Augenblick einer Annäherung zwischen Ihren Majestäten, oder der der Ausführung des früheren Planes herangekommen, die Vermählung eines der Herzöge veranlaßten."

„Die Sache will ich mir überlegen. Die Reihe, sich zu verheirathen, wäre dann an Carl. Ich fürchte nur, daß er selbst Lust zum Throne bekommt, wenn uns in seinem Sohne ein Thronfolger geboren wird. L'appetit vient en mangeant."

„Es wäre hart, Sr. Königl. Hoheit so vermessene Gedanken zuzutrauen. Ew. Majestät unvergleichliche Eigenschaften, großer Name und die Liebe des treuen Volkes verbürgen vollkommen das Scheitern jeglichen Versuches dieser Art."

„Ich will es glauben. Der Herzog kann übrigens nichts dagegen haben, da ich durchaus keine Aenderung seiner bisherigen Lebensweise nach seiner Vermählung verlange. Die kleine nette Gräfin wird sich freilich zu Anfange eine andere Unterhaltung suchen müssen, — und sie würde mich noch mehr dauern, wenn ihr die Theaternymphen nicht bereits eine kleine Andeutung von dem Wankelmuth ihres Anbeters gegeben hätten."

Acht Tage nach dieser Unterhaltung, welcher lange und geheime Ueberlegungen und Berathungen zwischen den beiden hohen Brüdern gefolgt waren, ging ein Courier an ihren Onkel, den Herzog Friedrich August von Oldenburg und Delmenhorst, ab; und den 7ten Juli 1774 langte von Stockholm ein stattliches Geschwader mit langen, wehenden Wimpeln an, dem der Prinz Carl entgegen gefahren war. Beim Donner der

Bei diesem Einwurf stutzte der König. Damit war der Nagel auf den Kopf getroffen. Daran hatte er nicht gedacht. Sogleich schlug er sich das ärztliche Zeugniß aus dem Sinn.

„Ich werde mir die Sache genauer überlegen. Wenn Ihnen Ihr Leben jedoch lieb ist, — wenn Sie für die Zukunft nur im geringsten auf meine Gnade rechnen wollen, so beobachten Sie über diese Angelegenheit das tiefste Stillschweigen. Aerzte und Beichtväter sind verpflichtet, nichts auszuplaudern, was man ihnen anvertraute.

„Und ich werde Ew. Majestät hohes Vertrauen gewiß nicht täuschen."

Dalberg trat ab, und es wurde abermals nach Beylon geschickt.

„Ich habe mich besonnen," sagte der König, „d. h. ich will noch einige Zeit warten, ehe ich einen entscheidenden Schritt in dieser Angelegenheit thue. Schwedens Zukunft bleibt bis dahin immer nicht gesichert. Wenn die Parteien ihre Häupter wieder erheben, so geht die Frucht von allem verloren, was ich bisher ausgerichtet."

„Das mögen Gott und die Weisheit Ew. Majestät verhüten! Da jedoch der entscheidende Schritt aufgeschoben worden, dürfte vielleicht jetzt ein vorbereitender gethan werden müssen, wodurch das große Werk Ew. Majestät eine Stütze bekäme."

„Was meinst Du? Erkläre Dich deutlicher."

„Ich meine, daß alle Hoffnungen der Uebelgesinnten, die sich auf die Ungewißheit der Thronfolge gründen, einstweilen vernichtet würden, wenn Ew. Majestät, bevor

der glückliche Augenblick einer Annäherung zwischen Ihren Majestäten, oder der der Ausführung des früheren Planes herangekommen, die Vermählung eines der Herzöge veranlaßten."

„Die Sache will ich mir überlegen. Die Reihe, sich zu verheirathen, wäre dann an Carl. Ich fürchte nur, daß er selbst Lust zum Throne bekommt, wenn uns in seinem Sohne ein Thronfolger geboren wird. L'appetit vient en mangeant."

„Es wäre hart, Sr. Königl. Hoheit so vermessene Gedanken zuzutrauen. Ew. Majestät unvergleichliche Eigenschaften, großer Name und die Liebe des treuen Volkes verbürgen vollkommen das Scheitern jeglichen Versuches dieser Art."

„Ich will es glauben. Der Herzog kann übrigens nichts dagegen haben, da ich durchaus keine Aenderung seiner bisherigen Lebensweise nach seiner Vermählung verlange. Die kleine nette Gräfin wird sich freilich zu Anfange eine andere Unterhaltung suchen müssen, — und sie würde mich noch mehr dauern, wenn ihr die Theaternymphen nicht bereits eine kleine Andeutung von dem Wankelmuth ihres Anbeters gegeben hätten."

Acht Tage nach dieser Unterhaltung, welcher lange und geheime Ueberlegungen und Berathungen zwischen den beiden hohen Brüdern gefolgt waren, ging ein Courier an ihren Onkel, den Herzog Friedrich August von Oldenburg und Delmenhorst, ab; und den 7ten Juli 1774 langte von Stockholm ein stattliches Geschwader mit langen, wehenden Wimpeln an, dem der Prinz Carl entgegen gefahren war. Beim Donner der

Bei diesem Einwurf stutzte der König. Damit war der Nagel auf den Kopf getroffen. Daran hatte er nicht gedacht. Sogleich schlug er sich das ärztliche Zeugniß aus dem Sinn.

„Ich werde mir die Sache genauer überlegen. Wenn Ihnen Ihr Leben jedoch lieb ist, — wenn Sie für die Zukunft nur im geringsten auf meine Gnade rechnen wollen, so beobachten Sie über diese Angelegenheit das tiefste Stillschweigen. Aerzte und Beichtväter sind verpflichtet, nichts auszuplaudern, was man ihnen anvertraute.

„Und ich werde Ew. Majestät hohes Vertrauen gewiß nicht täuschen.“

Dalberg trat ab, und es wurde abermals nach Beylon geschickt.

„Ich habe mich besonnen,“ sagte der König, „d. h. ich will noch einige Zeit warten, ehe ich einen entscheidenden Schritt in dieser Angelegenheit thue. Schwedens Zukunft bleibt bis dahin immer nicht gesichert. Wenn die Parteien ihre Häupter wieder erheben, so geht die Frucht von allem verloren, was ich bisher ausgerichtet.“

„Das mögen Gott und die Weisheit Ew. Majestät verhüten! Da jedoch der entscheidende Schritt aufgeschoben worden, dürfte vielleicht jetzt ein vorbereitender gethan werden müssen, wodurch das große Werk Ew. Majestät eine Stütze bekäme.“

„Was meinst Du? Erkläre Dich deutlicher.“

„Ich meine, daß alle Hoffnungen der Uebelgesinnten, die sich auf die Ungewißheit der Thronfolge gründen, einstweilen vernichtet würden, wenn Ew. Majestät, bevor

der glückliche Augenblick einer Annäherung zwischen Ihren Majestäten, oder der der Ausführung des früheren Planes herangekommen, die Vermählung eines der Herzöge veranlaßten."

„Die Sache will ich mir überlegen. Die Reihe, sich zu verheirathen, wäre dann an Carl. Ich fürchte nur, daß er selbst Lust zum Throne bekommt, wenn uns in seinem Sohne ein Thronfolger geboren wird. L'appetit vient en mangeant."

„Es wäre hart, Sr. Königl. Hoheit so vermessene Gedanken zuzutrauen. Ew. Majestät unvergleichliche Eigenschaften, großer Name und die Liebe des treuen Volkes verbürgen vollkommen das Scheitern jeglichen Versuches dieser Art."

„Ich will es glauben. Der Herzog kann übrigens nichts dagegen haben, da ich durchaus keine Aenderung seiner bisherigen Lebensweise nach seiner Vermählung verlange. Die kleine nette Gräfin wird sich freilich zu Anfange eine andere Unterhaltung suchen müssen, — und sie würde mich noch mehr dauern, wenn ihr die Theaternymphen nicht bereits eine kleine Andeutung von dem Wankelmuth ihres Anbeters gegeben hätten."

Acht Tage nach dieser Unterhaltung, welcher lange und geheime Ueberlegungen und Berathungen zwischen den beiden hohen Brüdern gefolgt waren, ging ein Courier an ihren Onkel, den Herzog Friedrich August von Oldenburg und Delmenhorst, ab; und den 7ten Juli 1774 langte von Stockholm ein stattliches Geschwader mit langen, wehenden Wimpeln an, dem der Prinz Carl entgegen gefahren war. Beim Donner der

Bei diesem Einwurf stutzte der König. Damit war der Nagel auf den Kopf getroffen. Daran hatte er nicht gedacht. Sogleich schlug er sich das ärztliche Zeugniß aus dem Sinn.

„Ich werde mir die Sache genauer überlegen. Wenn Ihnen Ihr Leben jedoch lieb ist, — wenn Sie für die Zukunft nur im geringsten auf meine Gnade rechnen wollen, so beobachten Sie über diese Angelegenheit das tiefste Stillschweigen. Aerzte und Beichtväter sind verpflichtet, nichts auszuplaudern, was man ihnen anvertraute.

„Und ich werde Ew. Majestät hohes Vertrauen gewiß nicht täuschen.“

Dalberg trat ab, und es wurde abermals nach Beylon geschickt.

„Ich habe mich besonnen,“ sagte der König, „d. h. ich will noch einige Zeit warten, ehe ich einen entscheidenden Schritt in dieser Angelegenheit thue. Schwedens Zukunft bleibt bis dahin immer nicht gesichert. Wenn die Parteien ihre Häupter wieder erheben, so geht die Frucht von allem verloren, was ich bisher ausgerichtet.“

„Das mögen Gott und die Weisheit Ew. Majestät verhüten! Da jedoch der entscheidende Schritt aufgeschoben worden, dürfte vielleicht jetzt ein vorbereitender gethan werden müssen, wodurch das große Werk Ew. Majestät eine Stütze bekäme.“

„Was meinst Du? Erkläre Dich deutlicher.“

„Ich meine, daß alle Hoffnungen der Uebelgesinnten, die sich auf die Ungewißheit der Thronfolge gründen, einstweilen vernichtet würden, wenn Ew. Majestät, bevor

der glückliche Augenblick einer Annäherung zwischen Ihren Majestäten, oder der der Ausführung des früheren Planes herangekommen, die Vermählung eines der Herzöge veranlaßten."

„Die Sache will ich mir überlegen. Die Reihe, sich zu verheirathen, wäre dann an Carl. Ich fürchte nur, daß er selbst Lust zum Throne bekommt, wenn uns in seinem Sohne ein Thronfolger geboren wird. L'appetit vient en mangeant."

„Es wäre hart, Sr. Königl. Hoheit so vermessene Gedanken zuzutrauen. Ew. Majestät unvergleichliche Eigenschaften, großer Name und die Liebe des treuen Volkes verbürgen vollkommen das Scheitern jeglichen Versuches dieser Art."

„Ich will es glauben. Der Herzog kann übrigens nichts dagegen haben, da ich durchaus keine Aenderung seiner bisherigen Lebensweise nach seiner Vermählung verlange. Die kleine nette Gräfin wird sich freilich zu Anfange eine andere Unterhaltung suchen müssen, — und sie würde mich noch mehr dauern, wenn ihr die Theaternymphen nicht bereits eine kleine Andeutung von dem Wankelmuth ihres Anbeters gegeben hätten."

Acht Tage nach dieser Unterhaltung, welcher lange und geheime Ueberlegungen und Berathungen zwischen den beiden hohen Brüdern gefolgt waren, ging ein Courier an ihren Onkel, den Herzog Friedrich August von Oldenburg und Delmenhorst, ab; und den 7ten Juli 1774 langte von Stockholm ein stattliches Geschwader mit langen, wehenden Wimpeln an, dem der Prinz Carl entgegen gefahren war. Beim Donner der

Kanonen und dem Jubelgeschrei des zahlreich versammelten Volkes stieg des oben erwähnten Herzogs funfzehnjährige Tochter, die Prinzessin Hedwig Elisabeth Charlotte, ans Land, und wurde noch an demselben Tage die Gemahlin des Herzogs von Södermanland. Wenn das Schicksal diese Geist und Leben sprühende Prinzessin, statt der kalten, schüchternen, wenn auch schönen Sophie Magdalene, in die Arme des Königs geführt hätte, — wer weiß!....

Statt dessen weiß man jedoch, daß Gustav III. von jetzt an einem Jünglinge von vortheilhafter Gestalt, mit blondem Haar, blauen Augen und edlen Zügen seine besondere Aufmerksamkeit schenkte. Die Haltung dieses Jünglings war nicht ohne einen gewissen Stolz. Nichts an ihm zeugte von Genie, (und das war es auch nicht, worin seine Anziehungskraft bestand), weder das matte Feuer seiner Augen, noch die einförmige Unterhaltung, welche er machte; sein ungezwungenes Wesen und seine freimüthigen Antworten gefielen jedoch dem Könige. Er berührte diesen seinen Pagen mit dem Zauberstabe seiner Königsmacht, — jener wurde im drei und zwanzigsten Jahre Hofstallmeister und erhielt den Schwert-Orden, im acht und zwanzigsten Jahre Erster Hofstallmeister, und im neun und zwanzigsten Freiherr und Commandeur. So hoch wurde in kurzer Zeit der allzu berüchtigte nachmalige Graf Munck gehoben, um später nur um so tiefer in den Abgrund des Mißgeschicks zu stürzen.

Wie überrascht war nicht einer von Munck's Jugendfreunden, der Auditeur Ehrenheim, als er eines

Tages in den königlichen Marstall kam, und den früheren Pagen traf, der, in einen schönen Mantel gehüllt, ganz vornehm umherwandelte, und mit einer gnädigen Protektormiene zu den Anwesenden redete, die mit entblößten Häuptern vor ihm standen, während Munck kaum den Hut obenhin mit der Hand berührte.

„Wird hier vielleicht ein Lustspiel eingeübt?" fragte Ehrenheim seinen Freund.

„Es ist vollkommene Wirklichkeit. Du weißt, wie ich merke, noch nicht, was sich in den letzten Zeiten hier zugetragen. Du siehst in mir nicht mehr den Pagen; — seit jener Zeit bin ich Oberstallmeister geworden und trage hier das Zeichen der Gnade meines Königs."

Bei diesen Worten schlug Munck den Mantel auseinander und zeigte den Orden, der seine Brust zierte.

Schweden war etwa dreißig Jahre früher ebenfalls Zeuge einer so schnellen Erhöhung gewesen. Der Gegenstand derselben hieß Höpken, der von einem ziemlich niedrigen Beamtengrade plötzlich zum Senator befördert wurde. Damals geschah die Erhebung durch den Reichsrath, — jetzt durch den alleinherrschenden König. — Höpken und Munck!.... Vergleiche, lieber Leser, und urtheile!....

Es gäbe einen Roman für sich — und zwar einen ziemlich starken — wollte man das Leben dieses berüchtigten Günstlinges Schritt vor Schritt verfolgen, von seiner Geburt in Finnland an bis etwa zu seinem vierzigsten Jahre, wo er landflüchtig wurde, und bis er am 18ten Juli 1831 zu Massa Carrara starb. Wir beschränken uns hier darauf, ohne Berücksichtigung der Zeit-

Kanonen und dem Jubelgeschrei des zahlreich versammelten Volkes stieg des oben erwähnten Herzogs funfzehnjährige Tochter, die Prinzessin Hedwig Elisabeth Charlotte, ans Land, und wurde noch an demselben Tage die Gemahlin des Herzogs von Södermanland. Wenn das Schicksal diese Geist und Leben sprühende Prinzessin, statt der kalten, schüchternen, wenn auch schönen Sophie Magdalene, in die Arme des Königs geführt hätte, — wer weiß!....

Statt dessen weiß man jedoch, daß Gustav III. von jetzt an einem Jünglinge von vortheilhafter Gestalt, mit blondem Haar, blauen Augen und edlen Zügen seine besondere Aufmerksamkeit schenkte. Die Haltung dieses Jünglings war nicht ohne einen gewissen Stolz. Nichts an ihm zeugte von Genie, (und das war es auch nicht, worin seine Anziehungskraft bestand), weder das matte Feuer seiner Augen, noch die einförmige Unterhaltung, welche er machte; sein ungezwungenes Wesen und seine freimüthigen Antworten gefielen jedoch dem Könige. Er berührte diesen seinen Pagen mit dem Zauberstabe seiner Königsmacht, — jener wurde im drei und zwanzigsten Jahre Hofstallmeister und erhielt den Schwert-Orden, im acht und zwanzigsten Jahre Erster Hofstallmeister, und im neun und zwanzigsten Freiherr und Commandeur. So hoch wurde in kurzer Zeit der allzu berüchtigte nachmalige Graf Munck gehoben, um später nur um so tiefer in den Abgrund des Mißgeschicks zu stürzen.

Wie überrascht war nicht einer von Munck's Jugendfreunden, der Auditeur Ehrenheim, als er eines

Tages in den königlichen Marstall kam, und den früheren Pagen traf, der, in einen schönen Mantel gehüllt, ganz vornehm umherwandelte, und mit einer gnädigen Protektormiene zu den Anwesenden redete, die mit entblößten Häuptern vor ihm standen, während Munck kaum den Hut obenhin mit der Hand berührte.

„Wird hier vielleicht ein Lustspiel eingeübt?" fragte Ehrenheim seinen Freund.

„Es ist vollkommene Wirklichkeit. Du weißt, wie ich merke, noch nicht, was sich in den letzten Zeiten hier zugetragen. Du siehst in mir nicht mehr den Pagen; — seit jener Zeit bin ich Oberstallmeister geworden und trage hier das Zeichen der Gnade meines Königs."

Bei diesen Worten schlug Munck den Mantel auseinander und zeigte den Orden, der seine Brust zierte.

Schweden war etwa dreißig Jahre früher ebenfalls Zeuge einer so schnellen Erhöhung gewesen. Der Gegenstand derselben hieß Höpken, der von einem ziemlich niedrigen Beamtengrade plötzlich zum Senator befördert wurde. Damals geschah die Erhebung durch den Reichsrath, — jetzt durch den alleinherrschenden König. — Höpken und Munck!.... Vergleiche, lieber Leser, und urtheile!....

Es gäbe einen Roman für sich — und zwar einen ziemlich starken — wollte man das Leben dieses berüchtigten Günstlinges Schritt vor Schritt verfolgen, von seiner Geburt in Finnland an bis etwa zu seinem vierzigsten Jahre, wo er landflüchtig wurde, und bis er am 18ten Juli 1831 zu Massa Carrara starb. Wir beschränken uns hier darauf, ohne Berücksichtigung der Zeit-

folge nur einige Züge von ihm anzuführen, die keinen anderen Zweck haben, als dem Leser ein ungefähres Bild von seinem Charakter zu liefern.

„Nun, Du wünschest mir nicht einmal Glück?" fragte Munck, da Ehrenstein, ein im Grunde redlicher, aber höchst eingeschränkter Mensch, über das, was er hörte, wie versteinert war. Vielleicht bildete eben diese Uebereinstimmung der beiderseitigen Verstandeskräfte den Hauptgrund ihrer Freundschaft. — „Was sich zugetragen hat," fuhr Munck fort, „kann aber in dem Verhältniß zwischen uns beiden nichts ändern. Besuche mich so oft und so ungezwungen wie früher. Es bleibt alles auf dem alten Fuß, verstehst Du? Die Vornehmen sollen in meinem Vorzimmer warten, ja sogar abgewiesen werden; Du aber kannst unangemeldet bei mir eintreten, so oft es Dir beliebt."

Ehrenstein, der gänzlich das Concept verlor, als der ehemalige Page von den vornehmen Leuten sprach, die in seinem Vorzimmer warten sollten, erging sich jetzt in Glückwünschen und Danksagungen, nannte jedoch seinen Freund „Herr Hofstallmeister," wobei dieser es bewenden ließ, während er jenen nach wie vor dutzte.

„Finde Dich morgen beim Lever des Königs ein. Du bist zwar nur Auditeur, das ist wahr, — aber doch Edelmann und darfst Dich daher bei Hofe zeigen. Ich werde dafür sorgen, daß Du Sr. Majestät vorgestellt wirst. Versäume alsdann kein Lever und keine Cour; — es wird mir zum besonderen Vergnügen gereichen, Dich vorwärts zu bringen."

Ehrenstein wiederholte seine Danksagungen, und befolgte Munck's Rath.

Nachdem er bei einem Lever dem Könige vorgestellt worden, fand er sich am Abend desselben Tages in der großen Galerie zur Cour ein. Dort bildeten die Anwesenden nach ihrem Stande zwei lange Reihen, zwischen denen die königlichen Personen hindurch gingen. Die jungen Männer, welche keinen, oder einen sehr niedrigen Rang hatten, standen entweder hinter den andern, oder kamen ganz zuletzt. Ehrenstein hatte daher in einem Fenster hinter dem vornehmen Hofzirkel Platz genommen. Während der König sich mit diesem unterhielt, bemerkte er Ehrenstein und grüßte ihn mit einem gnädigen Kopfnicken. Als der König zurück kam, durchbrach er die Reihe, welche vor dem jungen Auditeur stand, und trat zu ihm in die Fensternische.

„Guten Abend, Ehrenstein; — ich höre, Sie sind Munck's Freund.“

„Der Herr Hofstallmeister beweist mir seine Gunst.“

„Das ist mir angenehm; ich sehe Sie stets mit Vergnügen. In einigen Tagen beziehe ich das Lustschloß. Ich erlaube Ihnen hiermit, wenn Sie hinauskommen und Ihren Freund besuchen wollen, einen Wagen aus meinem Marstall zu nehmen; auch soll stets für Sie ein Couvert auf der Cavalier-Tafel bereit liegen.“

Gustav war schon weit entfernt, ehe Ehrenstein vermochte, seinem Herzen durch eine wohlgesetzte Danksagung für soviel Gnade Luft zu machen.

Es dauerte nicht lange, so bot Munck seinem Freunde, dem Auditeur, eine vakant gewordene Landes-

hauptmannsstelle an. Dieser, dem es an Kopf, Einsicht und Geschäftskenntniß mangelte, besaß jedoch Klugheit und Selbstkenntniß genug, diese glänzende und unverdiente Auszeichnung abzulehnen, der er sich nicht gewachsen fühlte.

„Nun, das muß ich sagen!" rief Munck, indem er dem Auditeur um den Hals fiel, — „Du bist der verständigste und ehrlichste Mensch, den ich jemals gesehen, und der Erste, der aus diesem Ton über sich selbst gesprochen. Die Leute, welche mein Vorzimmer belagern, sprechen anders. Aber Du bist trotz dem zu gut für den bescheidenen Platz, den Du lange genug eingenommen hast. Ich will Dein Glück machen; sage mir, welchen Posten möchtest Du wohl haben?"

„Wenn ich hoffen könnte, in der Zukunft einmal Mitglied irgend eines Hofgerichtes zu werden, so würde ich mich äußerst glücklich schätzen."

„In der Zukunft einmal! — Nun, nun, — wir wollen schon sehen, was sich thun läßt."

Der Beschützer strahlte von Gnade, — der Beschützte war ganz verblüfft über die Macht seines Freundes und überließ sich den schönsten Hoffnungen.

Da unsere Leser vielleicht noch nicht das Glück gehabt haben, zu sehen, wie sich eine Audienz bei einem regierenden Günstlinge ausnimmt, so führen wir sie zur Sprechstunde in das Vorzimmer des Ersten Hofstallmeisters v. Munck.

Auf dem Heiligengeist-Holmen an der Ecke der Nordbrücke, wo der Bazar anfängt und Herr de la Croix seine Erfrischungen feil bietet, stand noch zu Anfange des

neunzehnten Jahrhunderts das alte, im Jahre 1648 vom Reichsdrost Grafen Pehr Brahe dem Jüngeren erbaute, sogenannte „gräflich Pehrsche Haus.“ Es war später Eigenthum der Krone geworden; diese hatte die Bel-Etage für den Prinzen Peter Friedrich Wilhelm von Holstein-Oldenburg, Schwager des Herzogs von Södermanland, möbliren und einrichten lassen, der das Haus während seines Aufenthalts in Stockholm — im Jahre 1780 — bewohnte. Nach seiner Abreise wurde diese fürstliche Wohnung dem Günstlinge des Königs überlassen. Hier drängten sich nun Hoch und Niedrig, Arm und Reich, Beamte und Privatleute, Gebildete und Ungebildete, Jung und Alt, ja — man könnte fast hinzufügen, ehrliche Leute und das Gegentheil davon, genug — Leute aus allen Ständen durch einander, die Räthe des Reiches ganz allein ausgenommen, welche sich nie so weit herabließen.

Vor Gott sind alle Menschen Brüder und sich ganz gleich, sagen die Geistlichen. Sehr gut! Man sehe indeß einmal, wie Sr. Ehrwürden sich benimmt, wenn ein reicher Graf und ein armer Teufel in ihren letzten Stunden nach ihm senden. Um zu jenem zu gelangen, jagt er fast seinen Braunen zu Tode, — während er vielleicht ruhig seine Pfeife ausraucht, Mittagbrot ißt und sein Schläfchen macht, wenn es sich um diesen handelt. Richtiger möchte fast sein, zu behaupten, in den Audienzzimmern sind alle Menschen gleich. Hier beneidet der Mann mit dem Stern auf der Brust jeden gnädigen Blick, jedes freundliche Lächeln, jeden nichtssagenden Händedruck, der einem andern Bittsteller

zu Theil wird, — und geht der Mächtige vorüber, so schwebt auf aller Lippen jenes einschmeichelnde Lächeln, so beugen sich aller Rücken, so strecken sich aller Hände aus, um die des Hochgestellten zu berühren.

Eines schönen Morgens stellte sich der Kammerhusar des Hofstallmeisters beim Auditeur Ehrenstein ein, und sagte diesem, sein Herr lasse bitten, ihn doch im Laufe des Vormittags zu besuchen; er solle nur, ohne sich weiter melden zu lassen, oder sich im mindesten um die im Vorzimmer Wartenden zu kümmern, gleich in sein Ankleidezimmer kommen. Der Auditeur versäumte natürlich nicht, der Einladung Folge zu leisten, und es machte großes Aufsehen unter den langen Reihen der ungeduldig auf Vortritt Harrenden, als sie bemerkten, wie ein Beamter von Ehrenstein's niedriger Stellung ohne Weiteres das Allerheiligste des mächtigen Mannes betrat.

„Nun — hast Du die Zeitungen von gestern gelesen, und hat nichts darin Deine besondere Aufmerksamkeit gefesselt?" fragte Munck.

Ehrenstein bejahete jenes und verneinte dieses.

„Hast Du nicht gefunden, daß ein Mitglied vom Svea-Hofgericht mit Tode abgegangen, und daß also eine Stelle leer geworden ist, wie Du sie zu haben wünschest?" fragte Munck weiter.

„Das habe ich in der That übersehen, — doch mit dem Wiederbesetzen der Stelle hat es gute Wege, — da müssen erst neue Vorschläge vom Hofgericht gemacht werden...."

„Davon ist hier nicht die Rede; es handelt sich nur darum, ob Du die Stelle haben willst?"

„Ei, freilich will ich sie haben!"

„Gut! — Ich speise heut Mittag, wie gewöhnlich, beim Könige, und werde diese Gelegenheit benutzen, um mir die vakante Stelle für Dich auszubitten. Hat er sie nicht schon einem Andern versprochen, so kannst Du sicher darauf rechnen, daß Du sie erhältst, d. h. das Versprechen des Königs in Bezug auf diese Stelle, welches eben so gut ist wie die Bestallung selbst. Komm heut Abend gegen acht Uhr in die Garderobe, — dort sollst Du das Weitere von mir erfahren."

Ehrenstein ließ sich das nicht zwei Mal sagen. In der Garderobe zeigte Munck seinem Schützling an, der König habe ihm bei Tafel die Stelle versprochen, und er gab ihm zugleich auf, sich am folgenden Morgen zum Lever einzustellen, um sich beim Könige zu bedanken. Ehrenstein verabsäumte dies nicht, und als Gustav ihm die Hand zum Kuß reichte, wendete der König den Kopf nach der Seite, wo Munck in einer Gruppe von Herren vom Hofe stand, sah ihn an, und schlug ein lautes Gelächter auf *).

---

*) Die auf Munck bezüglichen Anekdoten sind sämmtlich historisch.

Fünftes Kapitel.

Wir bitten unsere Leser, uns vom Lever des Königs in ein Haus der Hauptstadt zu begleiten, in welchem lange Zeit die feinste Sitte, der angenehmste Ton herrschten, und wo man Leute vom höchsten Range und von den ausgezeichnetesten Talenten antraf.

Von welcher Excellenz ist hier die Rede?

Verzeih, lieber Leser, von keiner.

Nun, gleichviel; — von welchem Banquier also?

Auch von keinem Banquier.

Da verliert man die Geduld.

Die Abendgesellschaft, in welche wir jetzt treten, und wo eine Schaar von Bedienten in reichen Livreen uns Thee, Punsch, Limonade und Eis anbieten, giebt der General-Direktor der See- und Grenzzölle von Schweden und Finnland, Herr von Stapelmohr.

Er ist es jedoch nicht, der die allgemeine Aufmerksamkeit aller Anwesenden auf sich zieht, sondern seine spöttische, beißende, witzige Frau, — noch mehr aber ihre hübsche, lebhafte, geistreiche Tochter, vielleicht nicht das schönste, sicher aber das liebenswürdigste Mädchen, welches jemals auf schwedischen Boden trat: Anne Charlotte von Stapelmohr, — später Schröderheims unvergeßliche Gattin.

Beschreibe sie doch! — ruft der Neid, der längst schon unsere schwachen Kräfte gemessen hat, und hinreichend weiß, wie wenig zufriedenstellend eine Beschreibung von unserer Feder ausfallen würde.

Nein, — wer eine Schilderung ihrer Reize zu haben wünscht, der suche sie bei den Dichtern jener Zeit, und ganz besonders bei Meister Lidner. —

Eine sonderbare Begegnung fand an diesem Abend in der Gesellschaft der Frau v. Stapelmohr statt.

„Hier, meine holde Anne Charlotte, bin ich so glücklich, Dir ein ausgezeichnetes Genie, Herrn Bellmann, vorzustellen, den Se. Majestät der König heut zum Lotterie-Secretair ernannt hat," sagte Schröderheim zu seiner Braut, die mit dem ihr eigenen holden Lächeln die Verbeugung des großen Dichters beantwortete, aus dessen unbefangenem Wesen deutlich hervorging, daß er in den Zirkeln der feinen Welt kein Fremdling war.

„Und hier, mein lieber Elis," sagte Fräulein v. Stapelmohr zu ihrem Bräutigam, — „bitte ich mir Dein Wohlwollen für einen meiner Freunde aus, der in seiner Heimath meinem Bruder sehr viel Gutes erwiesen. Das Zeichen von Gunst, welches heut dem berühmten Dichter wiederfahren, dessen höchst schmeichelhafte Bekanntschaft Du mir verschafft hast, giebt mir die Hoffnung, daß Du recht bald im Stande sein wirst, einem Mann, der es in jeder Beziehung verdient, die Anerkennung oder Gnade des Königs — wie Du es nennen willst — zu verschaffen."

Fräulein von Stapelmohr präsentirte mit diesen Worten unsern Freund Curt.

Es bedurfte einer solchen Beschützerin wie sie war, und eines im Grunde so guten Herzens wie Schröderheim hatte, um die Ueberraschung des Zusammentreffens zwischen einem entschiedenen Günstling des Königs und einen bekannten Gegenstand seines Unwillens und seiner Verfolgung angenehm zu machen.

Curt befand sich bereits in einem Alter, wo seine von geistigen Anstrengungen und Leiden aller Art gefurchte Stirn und sein gebleichtes Haar der Vertraulichkeit, welche zwischen ihm und Schröderheim's reizender Braut herrschte, den Stempel der Unschuld aufdrückte. Außer ihrem Bräutigam kannte sie jedoch auch Niemand, in dessen Gesellschaft sie sich besser befand als in Curts. Beide hatten Kopf, beide eine ausgezeichnete Weise zu sein, beide offene Augen für die Flecken in Gustav's Charakter und Wandel, — beide endlich mußten durch seine unkönigliche Denkungsart viel leiden. Zwischen Curt und Fräulein v. Stapelmohr, oder — wie sie später hieß — Frau v. Schröderheim herrschte eine Uebereinstimmung und Ergebenheit, die ihre Freundschaft, so lange sie lebten, unauflöslich machten.

„Du hast mich durch die Bekanntschaft, die Du mir soeben aufgezwungen, in eine wirkliche Verlegenheit gebracht, meine Theuerste," sagte Schröderheim zu seiner Braut, sobald er Gelegenheit fand, einige Augenblicke mit ihr zu sprechen, ohne von der übrigen Gesellschaft gehört zu werden. „Weißt Du, wer es ist, den Du mir empfohlen hast?"

„Gewiß weiß ich das," versetzte die Braut. „Curt ist ein edler, tiefdenkender Mann, mit einem Umgangston, der dem Hofe Ehre machen würde, und ebenfalls eine Art Genie, obgleich er keine Verse macht; aber Du selbst, bester Elis, bist ja auch ein Genie in Prosa."

„Aber der König ist erzürnt auf ihn. Er mischt sich in die Politik, ist ein Anhänger der verderblichen Parteien, die der König so glorreich vernichtete, — ist ein Freund des Schurken Pechlin, nnd — um das Maß voll zu machen — trotzig und halsstarrig. Ich kann Dir versichern, daß es mit der Untersuchung, in welcher er und seine Partei sich gegenwärtig befindet, kein gutes Ende nehmen wird. Ich muß zwar gestehen, daß ich nicht weiß, wer recht hat, Hegardt in der Anklage, oder Curt in der Vertheidigung; so viel weiß ich jedoch, wenn der König ihn bestrafen will, so kann er es thun, — und wenn Curt nicht bei guter Zeit zu Kreuze kriecht, so wird er den Zorn Sr. Majestät erfahren und seine Halsstarrigkeit zu spät bereuen."

„Wie kannst Du verlangen, daß ein Mensch mit Selbstgefühl sich demüthige, wenn er unschuldig ist?"

„Es ist die Pflicht eines jeden Unterthanen, sich vor seinem Könige in den Staub zu beugen; und wer wollte sich nicht vor einem so großen König, wie Gustav III., mit Freuden niederwerfen?"

„Man muß aber die Verhältnisse ein wenig berücksichtigen, mein lieber Elis. Deine große Ergebenheit für den König, über die ich sehr froh bin, rührt von der Gnade her, welche Gustav Dir beweist. Hier findet das Sprichwort Anwendung: „Wie's in den Wald hin-

ein schallt, so schallt's auch wieder heraus." Sei nun aber auch so freundlich, und verwende Deinen großen Einfluß zu Curt's Bestem. Thu' mir nur den Gefallen, und unterhalte Dich heut' Abend ein wenig mit ihm, dann bin ich überzeugt, Du wirst alles bestätigt finden, was ich über ihn gesagt habe, und selbst ein gutes Wort für ihn einlegen."

Schröderheim dachte zu edel, um Curt ausweichen zu wollen, nachdem das Geschick sie beide zusammengeführt; doch war er auf der andern Seite auch ein viel zu feiner Hofmann, um Jemand aufzusuchen, der beim Könige in Ungnade stand. Als sich beide später am Abend in einem Zimmer trafen, wo einige von den Gästen eifrig Karte spielten, nahmen sie auf einem Sopha Platz, und begannen ein Gespräch, welches immer lebhafter wurde, je länger es dauerte.

Als das Brautpaar sich später begegnete, fragte die Braut, was Schröderheim von ihrem Freunde denke.

„Wäre er etwas weniger stolz und etwas mehr königlich gesinnt," versetzte der Bräutigam, „so würde ich sehr zufrieden mit der neuen Bekanntschaft sein, und ihm fast mit Gewißheit versprechen können, ihn nicht nur mit dem König auszusöhnen, sondern auch sein Glück zu machen. Herr Curt ist jedoch ein Starrkopf, bei welchem die alte Grille von der alleinigen Zulänglichkeit eigener Verdienste zu tief Wurzel geschlagen hat. Das ist noch eine Krankheit aus der Zeit der Senats- und Ständeherrschaft, die schwer zu heben sein dürfte; und wer an ihr leidet, kann weder auf Begnadigung

noch auf Begünstigung hoffen. Indeß ist es wirklich schade um ihn. Er ist zu gut, um zerschmettert und zu ewiger Vergessenheit verdammt zu werden. — Um Deinetwillen, geliebte Anne Charlotte, will ich für ihn thun, was ich nur irgend vermag. Suche Du ihn fürs erste nur zu überreden, Wasser in seinen Wein zu gießen."

„Dieser Auftrag dürfte eben so schwer für mich sein, als wenn ich übernehmen wollte, Dich dahin zu vermögen, etwas weniger unterthänig zu thun, wenn Du mit dem Könige sprichst. Ich will jedoch versuchen."

„Ich fürchte," fiel Schröderheim scherzend ein, „wir haben schon zu lange über diese ernsthaften Dinge gesprochen. Die übrige Gesellschaft darf ebenfalls Ansprüche auf die Tochter vom Hause machen. Man würde glauben, ich hätte keine besondere Wahl getroffen, wenn Du im Stande wärst, alles Andere über Deinen Bräutigam und einen Freund zu vergessen."

Hier reichte Fräulein v. Stapelmohr ihm ihre feine, weiße Hand, die Schröderheim mit Entzücken an seine Lippen drückte, und sie eilte alsdann mit der Anmuth und Leichtigkeit einer Grazie dem Damenkreise zu, wo ihre Gegenwart Leben und Freude verbreitete, und ganze Schaaren von Verehrern herbeilockte.

Sechstes Kapitel.

Die Aufnahme der Prinzessin Hedwig Elisabeth Charlotte in das schwedische Königshaus gab den innern Verhältnissen desselben eine ziemlich neue Wendung. Dies rührte theils von ihrer eigenen Persönlichkeit, theils von den Berechnungen auf die Zukunft her, da die Ehe des Königs kinderlos war. Wenn der Königin eine gewisse Lebhaftigkeit fast gänzlich abging, so besaß die Herzogin zu viel davon. Wenn die strengste Aufrechthaltung der Etiquette den Umgang mit der Königin etwas steif, lästig und ermüdend machte, so herrschte in dem Kreise der Herzogin eine ungekünstelte Munterkeit, und ein Jeder fand Unterhaltung. Wirft man nun außerdem noch das Geburtsjahr der Königin — 1746 — in die eine Wageschale, und das der Herzogin — 1759 — in die andere, so wird man leicht einsehen, daß Liebe und Freude in der Gesellschaft der dreizehn Jahre jüngeren Fürstin besser gedeihen als in der der älteren, obgleich die Königin jene an regelmäßiger Schönheit bei weitem übertraf.

Gustav III., in allem, was den äußern Schein betraf, höchst empfindlich, hatte Badin befohlen, sich seines alten Vorrechtes fleißig zu bedienen, und bei der

Herzogin zu allen Tageszeiten unangemeldet einzutreten, um ihn später einen genauen Bericht über alles abstatten zu können, was er gesehen. Dies war geschehn. Die Beschreibungen des Mohren, wie die Herzogin sich häufig mit ihren Gesellschaftsdamen so munter, wie kleine Mädchen von zehn bis zwölf Jahren, umher tummele, machten den König neugierig, selbst ein Mal Zeuge dieser Ausgelassenheiten zu sein. Als Badin daher eines Tages meldete, die Munterkeit habe ihren höchsten Grad in den Zimmern der Herzogin erreicht, begab sich der König nach dem von ihr bewohnten Flügel des Schlosses, — (er wird gegenwärtig vom Kronprinzen bewohnt), — und nahm Schröderheim mit sich, der zum Vortrag gekommen. Die junge Herzogin war soeben beschäftigt, mit ihren Damen Blindekuh zu spielen, als der König eintrat. Ueber diesen so unerwarteten Besuch verlegen, wollte die Herzogin schnell in das nächste Zimmer eilen, um ihre derangirte Toilette in Ordnung zu bringen, sie glitt indeß auf dem glatten Fußboden aus und fiel hin.

„Was soll das heißen, meine Damen?" rief Gustav, indem er vor Verdruß die Farbe wechselte. „Ist Ihre Königl. Hoheit nicht besser bedient, als daß ihr ein solcher Unfall begegnen kann?"

Die Herzogin stand auf und war über das Mißvergnügen des Königs nicht wenig bestürzt. Dieser äußerte nur, er scheine zu einer ungelegenen Zeit gekommen zu sein, und zog sich darauf mit Schröderheim zurück.

„Das geht nicht an!" rief der König, nachdem er in seinem Kabinet angelangt. „Das stellt die Würde

des königlichen Hauses bloß. Ich muß mit meinem Bruder über diese Angelegenheit sprechen. Du hast ja selbst gesehn, wie es dort zuging."

„Ich habe weniger gesehn, als Ew. Majestät vielleicht denken," versetzte Schröderheim, dem Anschein nach mit dem größten Ernst, — „nur ein Stückchen Holstein, und wenig oder gar kein Gottorp *)."

Diese glückliche Antwort gab dem Könige seine gute Laune wieder. Er lachte, drehte sich auf dem Absatz um, klatschte in die Hände und dachte nicht weiter an die unschuldigen Vergnügungen seiner schönen Schwägerin.

Eben so wenig wie Sophie Magdalena die Frau war, Gustav III. für das schöne Geschlecht zu gewinnen, eben so wenig war der Herzog Carl der Mann, welcher für Hedwig Elisabeth Charlotte paßte. Er besaß nicht genug von seines Vaters Gefügigkeit, um sich von ihr leiten zu lassen, und nicht genug von seiner Mutter Geist, um seine Gemahlin beherrschen zu können. Sein Charakter bestand aus einer Mischung von allem Herben seiner Mutter und von allem Schlaffen seines Vaters, ohne daß er dabei die Ueberlegenheit jener, noch die Herzensgüte dieses besessen hätte. Seine fast öffentlich fortgesetzten Intriguen mit Damen und Theaternymphen waren nicht geeignet, zwischen ihm und seiner Gemahlin ein besonders zärtliches Verhältniß herzustellen.

Die Ungleichheit im Alter, in der Erziehung und

---

*) Historisch.

Lebensweise verhinderten die Herzogin, mit ihrer Schwägerin, der Königin, auf einen recht vertraulichen Fuß zu kommen, die außerdem ihr Haus — das Oldenburgische — viel zu hoch schätzte, um nicht mit einem gewissen Stolz auf eine Prinzessin aus dem Hause Holstein-Gottorp herabzublicken.

Louise Ulrike, die Königin Mutter, für welche die Gemahlin ihres ältesten Sohnes allzu leblos, steif und schweigsam war, fand jetzt die ihres jüngeren zu wild, ausgelassen und unbedacht. In der Eigenschaft als Schwiegermutter sowohl, wie auch als gekröntes Haupt, forderte die verwittwete Königin von ihr mehr Haltung und Würde, und ließ es an strengen Ermahnungen nicht fehlen. Dagegen fand sich nichts, was dem Knüpfen des innigsten und wärmsten Freundschaftsbundes zwischen den beiden Schwägerinnen Hedwig Elisabeth Charlotte und Sophie Albertine hinderlich gewesen wäre, und diese Freundschaft endete nur mit dem Leben beider Fürstinnen.

Der Herzog von Ostergöthland, zu seiner Zeit Europa's schönster Prinz, — auch liebenswürdig in anderer Beziehung, — lebhaft, heiter, mit dem besten Herzen begabt und dabei der angenehmste Gesellschafter, — hegte für seine schöne Schwägerin für jetzt eine aufrichtige brüderliche Zärtlichkeit, aus der später jedoch mehr wurde. Für den Augenblick huldigte sein Herz einer jungen Dame, die, obschon sie weder von fürstlichem Range war, noch seine Neigung erwiederte, dennoch in ihm eine eben so reine als heftige Flamme angefacht hatte.

Das Fersen'sche Haus war vom Geschick ausersehen, während der Regierung der Könige aus dem Hause Holstein-Gottorp eine bedeutende Rolle zu spielen. Axel Fersen, der Aeltere, zur Zeit der Ständeherrschaft dem Könige Adolph Friedrich nur wenig an Ansehen nachstehend, ja ihm zuweilen überlegen, wurde sogar von Gustav **III.** gefürchtet und geschmeichelt. Er trug Axel Fersen, dem Jüngeren, wichtige und verwickelte politische Unterhandlungen auf, die ihm einen europäischen Ruf erwarben, zumal als er während der letzten Jahre vor dem Untergange der Bourbons in der Eigenschaft eines schwedischen Gesandten am französischen Hofe der Liebling der Königin Marie Antoinette wurde; und dieser Ruf ist dadurch gerade historisch und unsterblich geworden, daß er während der schwachen Regierung Carl's **XIII.** den Tod leiden mußte. Der Bruder von Axel Fersen, dem Aelteren, war mit Charlotte Sparre verheirathet, einer an fast allen europäischen Höfen bekannten und beliebten Dame, wo sie an der Seite und unter der Führung der Gräfin Tessin aufgetreten. Aus dieser Ehe entstanden die beiden „Grazien" Auguste und Ulla Fersen, die wegen ihrer Schönheit bekannten und besungenen Gräfinnen Löwenhjelm und Höpken. — Axel Fersen der Aeltere hatte aber ebenfalls eine Tochter, die zwar weniger berühmt wegen ihrer Schönheit als ihre beiden Cousinen war, deren Anziehungskraft und geistige Anlagen die der „Grazien" jedoch noch übertraf. Sie hieß Sophie Fersen, und war sechs Jahr jünger als Prinz Friedrich.

Es kann nicht auffallen, daß er sich in sie verliebte, — wohl aber, daß sie allen Versuchungen der Liebe und des Ehrgeizes widerstand. In der Besiegung derselben suchte sie eine Ehre.

Die ersten Huldigungen, welche der Prinz der jungen Gräfin widmete, machten wenig Aufsehen. Der Reichsrath, ihr Vater, war einer jener stolzen, ehemals mächtigen Aristokraten, der den Abstand zwischen dem regierenden Hause und dem seinigen nicht so unermeßlich fand, und der von der Aufmerksamkeit, welche der Bruder des Königs seiner Tochter erwies, weder überrascht noch hingerissen war. Der Reichsrath und seine Gemahlin sorgten nur dafür, daß diese Auszeichnung kein übles Ende nahm. „Du weißt selbst, wie theuer Du mir bist, mein geliebtes Kind," sagte der Vater zu seiner Tochter; „aber darum will ich weder eine Ebba Brahe, eine Aurora Königsmark, noch eine Hedwig Taube aus Dir werden sehn. Wenn Du Dich herabließest, einer von ihnen zu gleichen, würde ich Dich nicht mehr für meine Tochter anerkennen." Die Mutter fügte hinzu: „Sei der Wächter Deines eigenen Herzens, denn er ist liebenswürdig, — und der Deines Rufes, denn er ist ein Prinz. Uebrigens begegne ihm artig, denn er verdient es, — aber nicht herzlich, denn er ist leichtsinnig. Mit wem Du Dich auch Deinem Stande gemäß verheirathest, so wird Dein künftiger Gemahl sich stets durch Deine Hand geehrt fühlen; aber einem Fürsten angetraut — gesetzt es handelte sich darum — würde das Fürstenhaus Dich stets wie eine niedrig Ge-

borene betrachten, selbst wenn Du reicher wärst als Dein fürstlicher Gatte.

Sophie Fersen war einer jener starken Charaktere, die da können, was sie wollen, und die mit Nachdruck und Beharrlichkeit wollen. Die Seufzer und Schmeicheleien des Herzogs wurden mit der Artigkeit aufgenommen, die seinem hohen Range gebührte, jedoch ohne das geringste Zeichen von Zärtlichkeit. Ihre Kälte vermehrte sich im Gegentheil, je eifriger er sich um sie bemühte. Sie zeigte, daß sie wußte, wer er war, und daß sie dabei auch nicht vergaß, wer sie war. Ungezwungen, schalkhaft, witzig wies sie seine Erklärungen mit Scherz zurück, oder setzte ihnen ein stolzes Selbstgefühl entgegen, wenn sie einen ernsteren Charakter annahmen.

Und so wurde die Neigung des Herzogs in ihrer Geburt erstickt?

Nein, lieber Leser; da kennst Du das menschliche Herz schlecht! — Je mehr Hindernisse, je größer der Widerstand, je mannichfacher die Schwierigkeiten — desto gewaltiger die Begierde, desto kühner der Entschluß, desto verzweifelter die Leidenschaft, — verzweifelt, merk' es wohl! — aber nicht verzweifelnd.

Eines Tages setzte der Prinz sich nieder, um einen Brief zu schreiben, einen Brief, brennend von Liebe, schmelzend von Gefühl, strotzend von Ausrufungen, Betheuerungen und Schwüren ewiger Treue. Er versiegelte ihn mit seinem herzoglichen Wappen, und schickte nach Badin.

Dieser stellte sich bald ein. Friedrich verriegelte

die Thür. Der Mohr stutzte über diese geheimnißvolle Einleitung, zumal da er die Heftigkeit in des Prinzen Bewegung und die Verwirrung in seinen Blicken bemerkte. Badin prüfte sein Gewissen in Bezug auf sein Benehmen in der letztverflossenen Zeit, und dachte mit Zuversicht daran, daß er dem Prinzen an Körperkraft stets überlegen gewesen.

„Badin," hob der Prinz endlich an, „wir sind fast wie Brüder neben einander aufgewachsen, und ich bin Dir auch stets beinah eben so gut gewesen, wie meinen leiblichen Brüdern.

„Das will eben nicht viel sagen," dachte der Mohr, behielt den Gedanken jedoch für sich.

Er antwortete statt dessen:

„Richtig, meine Hoheit, und ich fühle mich geschmeichelt. Die Zuneigung ist aber auch, mit Erlaubniß zu sagen, gegenseitig."

„Willst Du mir davon einen Beweis geben?"

„Herzlich gern."

„Ich weiß, daß Du früher die Briefe zwischen meiner Schwester und dem Fürsten von Hessenstein besorgt hast; willst Du mir jetzt denselben Dienst erwiesen, natürlich mit Beobachtung derselben Verschwiegenheit?"

„Ohne Zweifel! — Aber warum schicken meine Hoheit nicht lieber und lassen den Fürsten herrufen, oder besuchen ihn selbst?"

„Dummkopf! Hier ist auch eben die Rede vom Fürsten!"

„Ja so; ich bitte um Entschuldigung! Das ist eine ganz andere Geschichte."

„Du sollst einen Brief an die Comtesse Sophie Fersen besorgen und mir Antwort darauf verschaffen."

„Erwartet sie einen Brief von meiner Hoheit?"

„Nein!... Warum fragst Du darnach?"

„Dann ist der Auftrag sehr schwierig, und ich würde gern von der Sendung zurückstehn, wenn meine Hoheit sie einem Andern übertragen möchte."

„Was fürchtest Du?"

„Im schlimmsten Fall den Hals zu brechen, oder doch mindestens Arm' und Beine, — im glücklichsten Fall jedoch mit Hohn abgewiesen zu werden und unverrichteter Sache wieder hier anzukommen."

„Unverrichteter Sache! — das wäre das Unangenehmste. Aber Du kennst ja sämmtliche Kammerjungfern in ganz Stockholm, also gewiß auch die ihrige."

„Hoheit denken zu schmeichelhaft von mir und meinen geringen Kräften. Soviel ist gewiß, daß ich gegen eine nähere Bekanntschaft mit der schnippischen, braunäugigen Zofe der Comtesse nichts einzuwenden hätte."

„Gut, — das stimmt vortrefflich! Hier hast Du den Brief. Lauf', und spare nichts, nm ihn anzubringen!"

Badin entfernte sich, und der Prinz zählte anfänglich die Sekunden, dann die Minuten, endlich die Stunden.

Dann ging ihm die Geduld aus. Er schickte seine Leute nach dem Mohren, — doch dieser war nirgends aufzufinden.

Der Herzog ließ sich ein Pferd satteln, und ritt, nur von einem Reitknecht begleitet, nach Fredrikshof; — dort wollte er seinen Kummer der ihm stets gewo-

genen Mutter und seiner ihm innig ergebenen Schwester klagen.

Die verwittwete Königin befand sich mit der Prinzessin in einem Kabinet, das die Aussicht auf den Thiergarten hatte. Die aufwartenden Damen und Herren waren in dem entlegenen Vorzimmer. Nur die Ober-Hofmeisterin hielt sich in dem Gemach neben dem Kabinet auf, dessen Thüren man jedoch geschlossen hatte. Die hohen Damen spielten mit einem Kinde, einem kleinen, etwa fünfjährigen Mädchen, dessen holdes, unbefangenes Kindergesicht Züge trug, die dem eintretenden Herzog bekannt und lieb zu sein schienen. Weit davon entfernt, bei der Ankunft des Prinzen verlegen zu sein, streckte das Kind ihm vielmehr die Arme entgegen. Er nahm es auf den Schooß und küßte es herzlich. Louise Ulrika machte dazu ein freundlicheres Gesicht, als sie gewöhnlich zu haben pflegte, und die Augen der Prinzessin strahlten vor Entzücken. Nachdem der Herzog das Kind geliebkost und von demselben geliebkost worden, setzte er es nieder, stand auf und ging im Zimmer heftig auf und ab.

„Du siehst so aufgeregt aus, Friedrich,“ sagte die Königin; — „hast Du mir vielleicht eine unangenehme Neuigkeit von Deinen ältern Herrn Brüdern mitzutheilen?“

„Nein, beste Mutter,“ fiel die Prinzessin ein; „es ist sicher etwas Anderes, was dem Friedrich auf dem Herzen lastet. Seine schmachtenden Augen sprechen von andern Ursachen. Ist es nicht wahr, mein geliebter Freund?“

„Dann nur hübsch vorsichtig, lieber Sohn. Eine Mutter ist wohl keine passende Vertraute für einen verliebten Jüngling; aber ich will Dich wenigstens durch die Versicherung trösten, daß dergleichen Leidenschaften für Dein Geschlecht eben nicht gefährlich zu sein pflegen."

„Aber meine Leidenschaft ist eben so wenig von dem gewöhnlichen Schlage, wie der Engel, den sie zum Gegenstande hat."

„Darf ich fragen, lieber Bruder, wie der Engel heißt?"

„Er heißt Sophie, wie Du, und ist liebenswürdig wie Du, — Dir jedoch darin ungleich, daß ich ihr gleichgültiger bin als irgend etwas auf der Welt"

„Dies Mal ist er wirklich verliebt, Mama," bemerkte die Prinzessin lächelnd, indem sie sich zur verwittweten Königin wendete. „Er vergißt, uns den Zunamen zu sagen, und glaubt, alle Welt müsse davon unterrichtet sein, wer seine „Sophie" ist."

„Sophie Fersen."

„Sophie Fersen!" rief die Königin, ihren gewöhnlichen würdevollen Ernst wieder annehmend. „Das ist nichts. Diese Grille mußt Du Dir aus dem Sinn schlagen, mein Sohn."

„Niemals, meine Mutter, nie! Und warum die reinste und stärkste Neigung eine Grille nennen, wenn die Rede von Sophie Fersen und nicht von einer andern ist? Warum sollte sie gerade übler daran sein als eine andere?"

„Die Leidenschaft verblendet Dich, mein Sohn.

Der stolze Aristokrat Axel Fersen würde so etwas wie einen Schimpf für sein Blut betrachten, und er ist zu mächtig, als daß wir uns ihn und seinen ganzen Anhang zu Feinden machen dürften."

„Wie einen Schimpf betrachten! — Herzogin von Oestergöthland zu werden, das nennt meine Mutter einen Schimpf?"

„Wo denkst Du hin, mein Sohn? Du wolltest sie also heirathen? Das geht auf keine Weise an!"

„Geht nicht an?... Und warum nicht? Meine Mutter war doch selbst der Ansicht, es ginge vortrefflich an, daß die Prinzessin Sophie Albertine von Schweden mit einem Grafen von Hessenstein vermählt werde."

Die Prinzessin führte ihr Taschentuch an die Augen. Das kleine Mädchen sah sie betrübt an und umfaßte ihre Kniee. Die Prinzessin beugte sich zum Kinde hinab und küßte es. Die verwittwete Königin warf unruhige Blicke auf ihre Kinder und brach dann endlich das peinliche Schweigen.

„Gerade das Beispiel, mein Sohn, welches Du anführst, beweist Dir die Unmöglichkeit, an eine solche Verbindung zu denken. Der König, Dein Bruder, würde niemals seine Einwilligung dazu geben."

„Ich bin mündig."

„Wenn Du Dich aber gegen den Willen des Königs vermählst, so verlierst Du das Erbrecht auf die Krone. Ich dächte, solch ein Recht dürfte man keiner Liebesgrille opfern. Gustav's Ehe ist und bleibt unfruchtbar; Carl's Ehe ist ebenfalls noch nicht gesegnet. Auf Dich hat das Volk seine ganze Hoffnung für die

Zukunft gesetzt, und ich mit ihm, mein Friedrich. Du weißt, welchen meiner Söhne ich am liebsten als Stammvater von Schwedens Regentengeschlecht begrüßte."

„Lieber Friedrich," fiel die Prinzessin schmeichelnd ein, — „bedenke, was Mama Dir so eben gesagt."

„Ich kann nicht! Ich kann nicht! Mein Herz würde brechen. Ich frage weder nach der Krone, noch nach der Zukunft. Ich will, ich muß, ich werde mich mit Sophie Fersen vermählen!"

„Jetzt erst bin ich wirklich eine unglückliche Mutter; jetzt erst bin ich versucht, die Stunde zu verfluchen, in der ich den schwedischen Grund und Boden zuerst betrat, — und die Stunde, in der ich Mutter wurde. Also auch Du, Friedrich! Du, mein einzig geliebter Sohn, willst meine alten Tage verbittern und in die Fußstapfen Deiner älteren Brüder treten!.. "

Der Herzog erfaßte gerührt die Hände seiner Mutter, und küßte sie, indem er sagte:

„O nein, meine geliebte Mutter! Schlage Dir diese schauerlichen Gedanken aus dem Sinn. Noch ist ja die Hoffnung nicht verloren, meinen Bruder zu bewegen und seine Einwilligung zu erlangen. Ich werde Gustavs Herz bestürmen. Er ist noch von der Zeit der Ständeherrschaft her in meiner Schuld, und er schwor damals, mir einen Gegendienst zu leisten, welchen ich auch immer verlangen würde. Ich werde jetzt seine Einwilligung begehren, die er außerdem kein Recht hat, mir zu verweigern."

Die verwittwete Königin wollte ihren Sohn zur Mittagstafel zurückbehalten, er ließ sich jedoch nicht dazu überreden. Er war begierig auf die Antwort, die der Mohr ihm bringen würde. Nachdem er sich etwa eine Stunde in Fredrikshof verweilt, kehrte der Herzog daher im gestreckten Galop nach dem Schlosse zurück.

Dieser Eile hätte es nicht bedurft. Der Mohr war von seiner Sendung noch nicht zurück, als der Herzog das Schloß erreichte. Als Badin endlich erschien, wurde er so sehr mit Fragen überhäuft, daß er keine zusammenhängende Erzählung von dem Verlauf seiner Mission geben konnte, sondern dem Herzoge endlich nur seinen eignen Brief zurückgab. Er war unerbrochen, — unter dem Siegel standen jedoch die Worte:

„Sophie Fersen
korrespondirt nicht."

und gleich darunter:

„Wird der Brief an mich adressirt, so werde ich ihn öffnen und beantworten.
Axel Fersen."

Der Herzog gerieth außer sich. Es fehlte nicht viel, so hätte der Mohr handgreifliche Beweise seines unaussprechlichen Verdrusses bekommen. Badin kam jedoch mit einer Fluth von Vorwürfen, Flüchen, Drohungen und Scheltworten davon, die er zwar stillschweigend hinnahm, sich jedoch gelobte, niemals wieder einen so undankbaren Auftrag zu übernehmen.

Als der erste Sturm in der Seele des Herzogs vorüber war, eilte er zum König, und erbat sich von ihm eine Audienz unter vier Augen. Gustav hörte seinem

Bruder mit mehr Ruhe an, als dieser erwartet hatte; — er versprach ihm, sich die Sache zu überlegen, und ihm nach Verlauf einiger Tage Antwort zu geben, — er machte jedoch zur Hauptbedingung seiner Einwilligung, daß der Herzog — bis der König sich bestimmt erklärt hätte — keine weiteren Schritte in der Sache thun, noch indirekt durch irgend ein Mitglied der Fersenschen Familie thun lasse, es möchte schriftlich oder mündlich sein, gleich viel.

Der Herzog versprach natürlich, dieser Bedingung genau nachzukommen, — und was hätte er nicht um solchen Preis gelobt! Er beeilte sich indeß, seine Hoffnungen seiner geliebten Mutter und Schwester mitzutheilen, die eben so entzückt als verwundert über die Bereitwilligkeit des Königs waren.

„Dieser unvermutheten Aenderung in Gustavs Ansichten liegt irgend etwas Geheimes zu Grunde," äußerte jedoch die verwittwete Königin, nachdem die erste Freude vorüber, und schüttelte bedenklich den Kopf.

Sie hatte Recht, — dem lag wirklich etwas zu Grunde.

Die Spannung zwischen dem Könige und dem Herzoge von Södermanland hatte seit der Vermählung dieses letzteren bedeutend zugenommen. Obgleich auch des Herzogs Ehe noch keine Aussichten auf Nachkommenschaft gewährte, so betrachtete er sich doch nichts desto weniger als Stütze und Stammvater des Regentengeschlechts, und warf begehrliche — obschon verstohlene — Blicke auf den Thron seines Bruders. Gustav durchschaute sehr gut, was in der Seele des Her-

zogs vorging; er beobachtete seinen Umgang, seine Handlungen, Aeußerungen, sein Benehmen — und fand Spuren, die seinen Verdacht bestätigten. Die natürliche Folge davon war, daß von Stund an das Leben der beiden ältesten Brüder nichts mehr war als eine Kette heimlicher List und Feindschaft, bei öffentlichen Zeichen von Freundschaft nnd Ergebenheit.

Gustav hatte sich den Gedanken einer neuen Vermählung mit einer der Töchter des Landes noch nicht völlig aus dem Sinn geschlagen. Eine Verbindung, wie die vom Herzog Friedrich beabsichtigte, war ganz dazu geeignet, die Gemüther auf das große Ereigniß vorzubereiten. Auf jeden Fall aber lieferte sie ein Gegengewicht zu den Plänen des Herzogs Carl, denn das mächtige Fersensche Haus und alle seine Anhänger würden sich natürlich wegen dieser Verbindung durch die Bande der Dankbarkeit auf immer mit dem Könige verknüpft fühlen müssen.

Nach Verlauf von einigen Tagen gab daher Gustav seine Einwilligung zu dieser Partie, und dies in Ausdrücken, die des Herzogs Bruderliebe nur noch mehr entflammen, dem stolzen Grafen Fersen aber noch mehr schmeicheln mußten, wenn er sie aus dem Munde Friedrichs wiedererfuhr.

Der Prinz flog nach dem Fersenschen Palais, wo man ihn zu seinem größten Kummer benachrichtigte, die ganze Familie sei am vergangenen Tage aufs Land gezogen, und zwar auf das Gut der Gräfin — Mälsåker in Södermanlaud — um mehrere Wochen daselbst zuzubringen. Verdrießlich über diesen unangenehmen Quer-

strich durch die augenblickliche Ausführung seiner Pläne, kehrte der Herzog nach dem Schlosse zurück.

Als sich am nächsten Morgen ein Diener der verwittweten Königin mit einem Briefe von der Prinzessin an ihren Bruder beim diensthabenden Cavalier einfand, erhielt er zur Antwort, Se. Königl. Hoheit sei heut Morgen in aller Frühe nach der Gegend von Strengnäs abgereist.

Siebentes Kapitel.

Lange vor der Zeit, ehe man noch in Schweden den Fall des Hauses Holstein-Gottorp ahnte, wurde fast in jedem Sommer auf einige Wochen vom Herzoge Friedrich ein anspruchloses, hölzernes Gebäude bewohnt, welches etwa in der Gegend des jetzigen Lustschlosses Rosendal lag. In seinem Sommerpalast Tullgarn lebte er als Prinz und sah Gesellschaft bei sich; in Rosendal war er jedoch nur Privatmann; hier genoß er ungestört die frische Luft in dem damals noch wilden Park, ging auf die Jagd und freute sich der angenehmen Zurückgezogenheit.

Eines Abends, nachdem die Sonne bereits hinter den Bergen verschwunden war, langte des Herzogs Reisewagen vor diesem kleinen Sommerhause an. Die von Schweiß triefenden Pferde waren so angestrengt worden, daß sie nach ihrer Ankunft nahe daran zu sein schienen, zusammen zu stürzen. Ohne die geringste Begleitung sprang der Prinz aus dem Wagen, befahl einem auf das Rasseln der Räder herbeigeeilten Diener für das Unterbringen des Wagens zu sorgen, und trat in die kleinen, freundlich eingerichteten Zimmer, wo er sich, nachdem er einige nach dem Park hinausgehenden Fenster geöffnet, auf

ein Sopha warf. Es war ein für alle Mal bestimmt, daß er hier in diesem Zufluchtsort nichts von diensthuenden Cavalieren und Adjutanten wissen wollte, wenn es nicht für jeden einzelnen Fall ausdrücklich anders befohlen worden. Friedrich befand sich daher an diesem Abend in dem kleinen Gebäude ziemlich allein, denn seinen Kammerdiener hatte er, um in seinem eigenen Wagen gänzlich ungestört zu sein, mit Vorspannpferden nachkommen lassen, und er selbst war viel schneller gefahren als jener.

Nach Verlauf einer Stunde fuhr eine Hofequipage vor, und bald darauf trat der Cavalier des Herzogs, der Baron Wrangel, in voller Galakleidung ein.

„So spät noch, — ohne meinen Befehl — und in dem Aufzuge?“ sagte der Herzog, indem er sich in die Höhe richtete, während Wrangel sich vor ihm verneigte.

„Se Majestät der König giebt heut Abend Ihrer Majestät der Königin zu ihrem Namenstage ein großes Fest auf Ulriksdahl. Das ganze königliche Haus ist daselbst versammelt, und es würde die Freude und den Glanz des Festes bedeutend erhöhen, wenn Ew. Königl. Hoheit es beehrten.“

„Hat der König nach mir gefragt?“

„Ja, — und ich habe den Befehl erhalten, Ew. Königl. Hoheit einzuladen, wenn Hochdieselben vor dem Schlusse des Festes zurückkommen sollten.“

„Es ist gut,“ bemerkte der Prinz, und nahm seine liegende Stellung wieder ein.

„Befehlen Ew. Königl. Hoheit den Kammerdiener zum Ankleiden?"

„Nein."

„Königl. Hoheit werden also das Fest nicht mitmachen?"

„Nein, nein und nein!"

Wrangel stand wie versteinert und betrachtete den Prinzen. Dieser richtetete sich nochmals auf, indem er sagte: „Ich bin müde von der Reise, — das ist meine Antwort, — und nun Gott befohlen, mein lieber Wrangel."

Mit diesem Bescheide kehrte der Cavalier nach Ulriksdahl zurück.

Der Kammerdiener des Prinzen hatte gleich nach seiner Ankunft einen Boten in die Stadt geschickt, um den Koch holen zu lassen, denn der Prinz liebte einen guten Tisch und ein gutes Glas Wein. Als die Zeit zum Abendessen gekommen und der Kammerdiener die schnell bereiteten Speisen in das kleine Eßzimmer getragen hatte, meldete er es seinem hohen Gebieter. Dieser nickte zum Zeichen, daß er es gehört, blieb jedoch noch eine Zeitlang auf den Sopha liegen. Als er sich endlich an den Tisch gesetzt, aß er nur einige Bissen Geflügel, und trank ein Glas Burgunder dazu. Hierauf warf er die Serviette auf den Tisch, drückte sich im Nebenzimmer eine Mütze tief ins Gesicht, und eilte ohne Begleitung in den Park hinein.

Seine Wanderung hatte keinen anderen Zweck als den der Zeittödtung; er schlug daher bald diese, bald jene Richtung ein. Als er sich müde fühlte, dachte er an den

Rückweg, wozu ihn eine ferne Thurmuhr, welche die mitternächtliche Stunde verkündete, noch dringender aufforderte. Zur großen Freude seines harrenden Kammerdieners erreichte er endlich vollständig erschöpft sein kleines Sommerhaus, woselbst er sich willig auskleiden und zur Ruhe bringen ließ.

Das Hoffest hatte unterdeß sein Ende erreicht. Die Königin allein schlief die Nacht in Ulriksdahl, denn die Königin Mutter war mit der Prinzessin nach Fredrikshof, der Herzog von Södermanland mit seiner Gemahlin nach dem Schlosse von Stockholm zurückgekehrt, und der König hatte sich mit seinem Günstlinge Munck und dem dienstthuenden Kammerherrn, Baron Ehrensvärd, (zugleich Oberst der leichten Dragoner, später Leibgarde zu Pferde genannt), nach seiner neuen Schöpfung, dem Schönsten, was sich in Stockholms schönen Umgebungen vorfindet, mit einem Worte nach Haga begeben, dessen Namen Gustav III. und Gustav IV. noch im Auslande bekannt und berühmt machten, indem sie in Europa gewöhnlich als „Grafen von Haga" umherreisten.

Zeugen von Gustavs III. Freigebigkeit gegen Künstler und seiner großen Einkäufe von Kunstsachen, mit denen er seine heimischen Sammlungen bereicherte, suchten die listigen Italienischen Kunsthändler ihm Sachen ohne Werth aufzuschwatzen, für die sie gleichwohl übermäßige Preise forderten. Gustav war jedoch keiner jener unkundigen, leichtgläubigen Großen, welche an der Nase herumzuführen die schlauen Italiener gewohnt sind. Er prüfte ihre Waare mit seinem Kennerblick und schätzte

sie nach ihrem wirklichen Werthe. Erzürnt und beschämt, in ihren betrügerischen Absichten durchschaut worden zu sein, rächten sich die Italiener durch ein Epigramm, und sagten:

„Il conte di Haga,
Che molto vede e poco paga.“

Gustav lachte über ein Witzwort, welches nur bewies, daß er klüger war als diejenigen, welche es gemacht.

Als der König den Park von Haga erreichte, kämpfte das blasse Mondlicht eben mit der Dämmerung des anbrechenden Tages, und warf ein magisches Licht auf das im Morgenwinde erbebende, kaum erschlossene junge Laub der Bäume, mit denen Gustav eine malerische Hügelreihe hatte bepflanzen lassen, die vor seiner Zeit kahl und wüst gelegen. Von der bezaubernden Beleuchtung ergriffen und ganz verliebt in seine Schöpfung, befahl der König dem Kutscher langsamer zu fahren. „Schön — herrlich — göttlich!“ rief er alsdann, während er mit der Hand auf die Sonne vor sich deutete.

„Das Werk hat lange den Meister gelobt, und nun lobt der Meister das Werk,“ bemerkte Ehrensvärd, welche Worte dem Könige ganz besonders wohlgefielen.

„Es hat Ew. Majestät aber auch schöne Summen gekostet,“ äußerte Munck mit einer so eisigen Gleichgültigkeit, daß der Geist der poetischen Schwärmerei plötzlich verscheucht war, und der Konig dem Kutscher ungeduldig zurief, schneller zu fahren.

In der That, lieber Munck,“ sagte er alsdann mit verdrießlichem Blick und Ton, „der Glanz und die

Farbe der Dukaten scheint Dir über den Glanz und die Farben der schönsten Frühlingsbeleuchtung zu gehen."

„Ew. Majestät haben stets Recht, und treffen beständig den Nagel auf den Kopf," entgegnete der Günstling mit einem selbstgefälligen Lächeln, denn er bildete sich ein, dem Könige eine feine Schmeichelei gesagt zu haben, während dieser die Augenbraunen zusammenzog und sich vor Verdruß in die Lippen biß; denn es verletzte seine Eitelkeit, daß Ehrensvärd Zeuge von der Flachheit seines Günstlings war.

Die armen Pferde mußten die üble Stimmung des Königs büßen. „Schneller — schneller!" rief er, obgleich es kaum möglich war, noch rascher zu fahren, als es schon geschah. Die Pferde bluteten von den Sporen der Vorreiter und hatten dicke Striemen von der scharfen Peitsche des Leibkutschers. Nach wenigen Minuten hielt der Wagen vor dem Sommerpalast, und Gustav begab sich in sein Schlafzimmer.

Als der König, nachdem er einige Stunden geruht, einen Blick durchs Fenster in dem Park warf, sah er, daß sich auf dem Fahrwege, der sich von dem großen Gitterthor an der stockholmer Seite durch die Anlagen zieht, eine dichte Staubwolke erhob. Daß Gustavs gekrönte Namenschiffre diesen Eingang zierte, brauchte nicht erst angeführt zu werden, wenn nicht Carl XIII. die Eitelkeit gehabt hätte, sie herunternehmen zu lassen und mit der seinigen zu vertauschen, obgleich doch der Park sowohl wie das Schloß selbst recht eigentlich Schöpfungen Gustav's waren. — Der König bemerkte die

Staubwolke mit großem Mißvergnügen. Er nahm es für einen Verstoß gegen die Etiquette, daß irgend ein Unterthan sich erlaubte, auf diese Weise durch seinen Park zu jagen. Es rollte indeß plötzlich eine Kalesche auf das Schloß zu, hielt vor demselben an, und der Herzog Friedrich sprang aus derselben.

Wir wollen unsere Leser nicht mit den Einzelnheiten der Unterhaltung belästigen, die jetzt zwischen den beiden hohen Brudern unter vier Augen gepflogen wurde. Der Prinz stattete einen ausführlichen Bericht über seinen Aufenthalt in Mälsåker ab, wo er höflich, aber kalt behandelt worden. Obgleich er in aller Form um Sophie Fersen angehalten, hatte sie doch seine Hand abgelehnt, und ihr Vater hatte nicht glauben wollen, daß es mit Erlaubniß des Königs geschehe. Kurz, der Herzog kam mit einem Korbe zurück, und grämte sich darüber mit der ganzen Gewaltsamkeit einer tiefen Leidenschaft und einer getäuschten Hoffnung.

Auch dem Könige war dieser Korb sehr unangenehm, aus Theilnahme für seinen Bruder, wie er sagte, blickte man jedoch tiefer in Gustav's Seele, so fand man als eigentliche Ursache seines Mißvergnügens nichts als seine verletzte Eigenliebe, und zwar darüber, daß die Tochter eines seiner Unterthanen im Stande gewesen, eine Hand auszuschlagen, die der Bruder des Königs sich herabgelassen hatte, ihr anzubieten. Wenn nichts so leicht verletzt ist als die Eigenliebe, so ist auch nichts so leicht wieder geheilt als sie; denn sie erfaßt blindlings alles, was ihr nur die geringste Linderung zu schaffen vermag.

„Du sagtest," äußerte der König, „Fersen habe an meine Einwilligung zu dieser Heirath nicht glauben wollen. Er fürchtete entweder, Du hättest mich unrecht verstanden, oder — durch Deine Leidenschaft hingerissen — meine Worte nach Deinem eigenen Wunsche gedeutet. Ich finde das auch ganz begreiflich. Er war noch nicht im Stande, sich mit der Größe seines Glückes und mit der Ehre vertraut zu macheu, die seinem Hause widerfährt. Das ist die Ursache der Ablehnung Deines Antrags. Aber beruhige Dich, Friedrich, — ich werde Deine Sache jetzt führen, ich selbst. Schreiben will ich nicht, denn der Brief — im Archiv der Familie Fersen aufbewahrt — würde die Nachwelt vielleicht auf die Idee bringen, als hätte ich um die Verbindung meines Bruders mit einer Grafentochter erst lange bitten müssen. Dagegen kann man unter vier Augen Manches sagen, was man einem Briefe nicht anvertrauen würde."

Der Herzog sprang vom Sopha auf, wo beide saßen, und drückte seinen königlichen Bruder stürmisch an die Brust. „Wie, mein geliebter Gustav!" rief er voll Entzücken, — „Du wolltest selbst mit Fersen sprechen, — mich selbst zu Sophie und ihren Aeltern begleiten, — selbst meine Sache bei ihnen führen? — Was bin ich glücklich, einen solchen Bruder zu besitzen! Ja — Du verdienst, König zu sein! Ich aber werde nie vergessen, welchen Dank ich Dir schulde!... Wann reisen wir?"

„Morgen, wenn Du es willst — aber ohne jegliches Gefolge, außer einigen Bedienten. Heut bin ich durch die Wissenschafts-Akademie verhindert, wo Gyl-

lenborg eingeführt wird. Er hat mir bereits eine Abschrift der Rede übersandt, die er zu halten beabsichtigt. Sie ist in der That eben so sinnreich wie schön, und ich kann es nicht gut ablehnen, am Ehrentage meines früheren Cavaliers persönlich anwesend zu sein." Der König trat an einen Tisch, auf welchem die Abschrift lag. „Höre z. B. folgende Stelle:

„Dalin, Dein Name darf nicht fürchten,
Daß er verklinge mit der Zeit;
Er blühet ewig, wie die Blumen,
Die Gustav auf Dein Grab gestreut*).

Die letzte Zeile las der König mit ganz besonderer Betonung. „Was meinst Du zu dieser glücklichen Hindeutung auf Dalins Beisetzung, wo ich und die Königin, unsere Frau Mutter — unser hochseliger Herr Vater lebte damals noch — mit eigenen Händen Blumen auf den Sarg streuten**)?"

Der König wartete einen Augenblick auf Antwort, denn die Gedanken des Herzogs waren nach Mälsåker geflogen, so bald Gustav zu lesen angefangen. Er gab daher dem Prinzen einen leichten Schlag auf die Schulter, und sagte nichts als:

„Nun?"

---

*) Die Eintrittsrede wurde 1773 gehalten; — Friedrichs Bewerbung fiel etwas später, — welches nur der historischen Ordnung wegen angeführt wird.

**) Historisch.

Friedrich fuhr aus seinen Gedanken empor, und rief:

„Göttlich! Himmlisch! — Man könnte sich nie satt daran hören, und hörte man es auch wer weiß wie oft..... Um welche Zeit befiehlst Du also, daß wir morgen reisen?“

Achtes Kapitel.

Der Brief des Herzogs an seine angebetete Sophie, den er uneröffnet zurückbekommen, hatte den Reichsrath Axel Fersen höchlichst erzürnt und seine plötzliche Abreise nach einem seiner vielen Güter veranlaßt. Als der Herzog sich später einfand, um in aller Form anzuhalten, that Fersen, als glaube er, dem Prinzen fehle zu diesem Schritte die ausdrückliche Erlaubniß des Königs. Man bewies ihm auf Målsåker die kalte, steife Achtung, zu der seine hohe Geburt ihn berechtigte; es bemühete sich jedoch Niemand, ihm durch eine weiter ausgedehnte Aufmerksamkeit den Aufenthalt in der Fersenschen Familie angenehm zu machen. Es konnte dem Prinzen nicht entgehen, daß man sich durch seinen Besuch eher genirt als geehrt fühlte, und er kehrte daher in der Stimmung zurück, in der wir ihn zu Rosendal und Haga gesehen haben.

Es war keinesweges die vorgeschützte Ungewißheit über die Einwilligung des Königs, was Fersens Kälte gegen den ehrenvollen Antrag des Prinzen veranlaßte. Er war fest entschlossen, in diese Partie niemals zu willigen, der König mochte sie gestatten oder nicht. Er hatte nicht länger als sechs Monat in Gustavs Senat

zu sitzen brauchen, um sich fest zu überzeugen, daß der König in Regierungssachen nur einzig und allein nach seinem eigenen Ermessen handele. Der kluge Staatsmann sah voraus, daß dies früher oder später zu einem neuen gewaltsamen Bruche mit den Ständen führen mußte. Er war zu ehrgeizig, um das Ansehen zu opfern, in welchem er beim Volke stand, und das er natürlich verloren hätte, sobald er durch eine Verbindung mit dem Königshause zur Hofpartei übergetreten wäre; denn als Schwiegervater des Bruders vom Könige hätte er unmöglich in der dem Hofe feindlich gesinnten Ständepartei bleiben können. Außerdem besaß das Haus Holstein-Gottorp in damaliger Zeit noch kein Privatvermögen; Fersen würde daher genöthigt gewesen sein, einen bedeutenden Theil seines eigenen zu opfern, um seiner Tochter eine Ausstattung zu geben, wie sie für die Schwägerin des Königs sich schickte. Stolz und Eigennutz trieben daher den Reichsrath Fersen zu dem Entschluß, seine Tochter dem Herzoge von Oestergöthland nicht zur Gemahlin zu geben, der König möge dafür oder dawider sein.

Fersen prüfte jetzt das Herz seiner Tochter, und fand mit großer Genugthuung, daß — gegen sein Erwarten — sich in demselnen keine Spur von Liebe für den jungen, schönen Fürsten vorfand, sondern daß alle zärtlichen Huldigungen seine Tochter völlig gleichgültig gelassen hatten. „Schön, meine Tochter!“ sagte er zu ihr; „gehorche der Stimme Deines Herzens. Da Du ihn nicht liebst, so bleibe unbeweglich, und antworte höf-

lich, aber unwiderruflich, nein. Das Uebrige laß meine Sorge sein."

So standen die Sachen auf Schloß Mälsåker, als der König und der Herzog eines Abends daselbst zu Pferde anlangten. Sie wurden auf eine Weise empfangen, die sich eben so wohl für die königlichen Gäste als für den vornehmen Wirth schickte.

„Heut Abend, Graf Fersen," sagte der König mit einem verbindlichen Lächeln, „wünsch' ich, Ihre schöne Besitzung in Augenschein zu nehmen; morgen, ehe wir abreisen, habe ich Ihnen noch einige Worte in Bezug auf den eigentlichen Zweck unsers Besuches zu sagen."

„Wie Ew. Majestät befehlen," versetzte Fersen mit ungekünstelter Ruhe.

Der Thee wurde im Garten in einer Laube von blühendem Geißblatt getrunken, während die Vögel ihr tausendstimmiges Abendlied sangen, in welchem der Kukkuk die eintönige Baßpartie übernommen hatte.

Die königlichen Gäste waren bei der besten Laune, die edlen Wirthsleute gleichfalls, wobei sie jedoch ihre Haltung nicht im mindesten verloren. Der Graf war an die Gegenwart des Königs gewöhnt. Die liebenswürdige Tochter des Hauses scherzte mit einer Anmuth und Unbefangenheit, die sie noch interessanter machten, einem scharfsichtigen Auge zugleich aber auch verriethen, daß von Liebesflammen in ihrem Herzen nicht die Rede war. Die angelegenen Huldigungen des Prinzen wußte sie wie einen Tribut aufzunehmen, den man ihrem Geschlechte gewöhnlich darzubringen pflegt; und mit ungezwungener Grazie und außerordentlicher Feinheit brachte

sie das Gespräch auf andere Gegenstände, sobald der Herzog versuchte, ihm eine zärtliche Wendung zu geben.

Nach einem angenehm verbrachten Abend und einem ausgesucht leckern Souper ging man zur Ruhe. Der Herzog war der Einzige im ganzen Schlosse, den der Schlaf floh; — keine Spannung störte den des Königs, — kein Uebermuth den des Reichsrathes und seiner Gemahlin, — kein heimliches Verlangen den der schönen Tochter. Armer Prinz! Dieser ruhige Schlummer verkündete Deiner ersten, Deiner einzigen reinen Liebe ihr Grab.

Am folgenden Morgen nahm der König nach dem Frühstück den Grafen Fersen bei Seite, und erklärte ihm, der Herzog habe mit seiner — des Königs — Einwilligung um die Hand der Comtesse gebeten. Fersen äußerte seine ehrerbietige Dankbarkeit für die hohe Ehre, welche seinem Hause wiederfuhr, und meinte, er würde ein so äußerst schmeichelhaftes Anerbieten mit tausend Freuden entgegennehmen, wenn es mit der Neigung seiner Tochter übereinstimmte. Er habe ihr mit seiner Frau das heilige Versprechen gegeben, sie niemals zu einer Verbindung zu zwingen, wogegen sie gelobt, niemals gegen den Willen ihrer Aeltern zu heirathen. Es hänge daher alles lediglich von der freien Wahl seiner Tochter ab, — der Herzog möge sich daher an sie wenden. Zum Schluß drückte der Graf seine Hoffnung aus, Se. Majestät werde dies Verfahren nicht verwerfen, und Se. Königl. Hoheit, der Herzog, es ebenfalls billigen.

Der König verwarf es nicht nur keinesweges, sondern rühmte es im Gegentheil ungemein. Fersen ließ

seine Tochter in das Zimmer neben dem Schlafgemach seiner Frau bescheiden; hierauf führte er selbst den jungen Herzog bis an die Thür jenes Zimmer, und kehrte zum Könige zurück.

Die Unterhaltung zwischen dem jungen Paare währte äußerst lange. Der König fing an ungeduldig zu werden, — Fersen behielt jedoch seine Ruhe. Er sprach bald von dieser, bald von jener Staatsangelegenheit, und leitete endlich die Unterhaltung auf Beylon, dessen Eifer für den König, dessen unverbrüchliche Treue und Redlichkeit, dessen nie versagende Rathfertigkeit er höchlichst pries.

Endlich wurde eine Thür mit Heftigkeit aufgerissen, und der Herzog trat ein. Aus seinen wilden Blicken, seinen glühenden Wangen, den Schweißtropfen auf der Stirn, aus seinen bebenden Lippen endlich war leicht zu errathen, welchen Schluß die Unterhaltung genommen. Er hatte abermals einen Korb bekommen, in zwar eben so höflichen, aber noch entschiedeneren Ausdrücken als das erste Mal, — in Ausdrücken, die alle Hoffnungen für die Zukunft auf immer vernichteten.

Der Herzog war in Verzweiflung, — der König überrascht und verletzt. Fersen beklagte ruhig, jedoch verbindlich, daß die Wunderlichkeit eines Frauenherzens sein Haus um eine ihm zugedachte hohe Ehre bringe; er bat sich jedoch vom Könige und vom Herzoge die Gnade aus, über die ganze Angelegenheit das tiefste Schweigen zu beobachten, und hoffte, der König werde ihm und seinem Hause das Wohlwollen nicht entziehen, dessen er sich bisher zu erfreuen gehabt.

Die kluge Bitte des Grafen Fersen um Beobachtung von Stillschweigen, nach welcher es schien, als wäre ihm mehr daran gelegen als dem königlichen Hause, beruhigte die Eitelkeit Gustav's, der weit weniger an die vernichteten Hoffnungen seines Bruders, als an die kleine, ihm wiederfahrene Verletzung dachte.

Die Stunden, welche die hohen Gäste jetzt noch auf Mälsåker zubrachten, waren nichts weniger als angenehm. Der König unterhielt sich größtentheils mit der Gräfin Fersen. Der Reichsrath versuchte vergebens, den Herzog zu zerstreuen; dieser antwortete jedoch entweder gar nicht, oder gab abgebrochene, gar nicht zur Sache gehörende Erwiederungen, welche deutlich bewiesen, daß er mit seinen Gedanken ganz wo anders war. Sophie Fersen erschien nicht wieder; die Mutter sagte, ein plötzliches Unwohlsein habe sie genöthigt, wieder zu Bett zu gehn.

Die Rückreise der königlichen Brüder war ebenfalls nicht heiter. Der Herzog sprach eigentlich nur in Seufzern und Ausrufungen. Der König erklärte, es sei das letzte Mal, das er sich in die Freiereien seines Bruders mische. „Das nächste Mal magst Du allein zusehn, wie Du durchkommst, — ich stelle mich Deinethalben nicht wieder bloß. Und dann hat man nachher noch obenein nichts als Langeweile davon."

Hier bogen sie in den Weg nach Haga ein, wo des Königs kleineres Gefolge und des Herzogs Cavalier Befehl erhalten hatten, ihre hohen Herren zu erwarten.

Kaum vom Pferde gestiegen, befahl der Herzog sogleich seine Kalesche und fügte zu seinem Cavalier ge=

wendet hinzu: „Wrangel, Du bist für heut Abend frei.“

„Das geht nicht an,“ fiel der König ihm in die Rede; „heut Abend darfst Du nicht allein bleiben, Friedrich.“

„Ich will mein Herz ausschütten, — ich bedarf des Trostes,“ versetzte der Herzog.

„Der Nähe von Rosendal etwa?“

„Ich will nach Ulriksdahl.“

„Ist es möglich! Hättest Du wirklich meine Gemahlin zu Deiner Vertrauten auserwählt?“

„Ich will nicht zu ihr, sondern zu Beylon.“

„Aha, — das ist etwas Anderes.... Ja, in der That, Du erinnerst mich an etwas.... Aber ich will auch hören, was er Dir sagen wird. Ich komme mit, und wir wollen bei Beylon soupiren.

Diese Auszeichnung war für den Schweizer nichts Ungewöhnliches. Die königlichen Brüder theilten oft sein Abendbrot, und dies war für sie auch weiter kein Opfer, denn Beylon war ein Feinschmecker, der, selbst ohne besondere Veranlassung, einen so leckern Tisch führte, wie man ihn kaum beim Könige finden konnte. Außerdem war er ein Mann, der es im hohen Grade verstand, sich in die Launen, Ansichten, Leidenschaften und Charaktere aller derer zu schicken, mit denen er zu thun hatte. Deshalb erstreckte sich auch der Kreis seines Umganges — selbst in dem kleinen hölzernen Häuschen, welches er bei Ulriksdahl bewohnte — auf alle Classen der Gesellschaft, vom königlichen Hause, von Senatoren, frem-

den Gesandten, Hofleuten, Dichtern, Künstlern und Gelehrten an bis hinab auf die dürftigsten und unbemerktesten Alltagsmenschen.

Beylon, unterstützt durch den Modehändler Pondret — (einen seiner in Stockholm ansässigen Landsleute, der an der Ecke der Norra Smedje-Straße einen Laden hatte) — und dessen kleinen Sohn, war eben damit beschäftigt, ein Blumenbeet zu begießen, als der königliche Wagen vor seiner Thür anlangte.

„Verlaßt weder mich, noch meine Nelken, Kinder; — ich bin gleich wieder bei Euch, sobald der königliche Wagen fortgefahren; und solltet Ihr früher müde werden, die Nelken zu begießen, ehe ich wieder frei bin, so geht so lange in mein Schlafzimmer," sagte Beylon, indem er forteilte, um die königlichen Brüder zu empfangen.

Der Gegenstand, um welchen sich die lebhafte Unterhaltung zwischen dem Könige, dem Herzoge und dem Schweizer drehte, ist dem Leser hinreichend bekannt. Es gelang Beylon, der dem Reichsrath Fersen persönlich ergeben war, allen Unwillen gegen diesen aus dem Herzen des Königs zu verbannen. Beylon war ein zu großer Menschenkenner, um auch nur mit einem Wörtchen zu versuchen, den Herzog zu trösten, und das in einem Augenblick, wo die zartesten Gefühle seines Herzens so eben einen schmerzlichen Schiffbruch gelitten. Er schlug statt dessen eine Zerstreuung vor, welche von den beiden hohen Brüdern mit Vergnügen aufgenommen wurde. Man kam nämlich überein, Prinz Friedrich solle eine

Reise ins Ausland machen, und wenige Wochen darauf befand er sich auch wirklich in Deutschland *).

„Ich bitte unterthänigst um Erlaubniß, mich nur auf fünf Minuten entfernen zu dürfen," sagte Beylon, als seine hohen Gäste ihre Absicht zu erkennen gaben, mit ihm zu Abend zu speisen.

„Wir schlagen Deine Bitte rund ab, in so fern Du beabsichtigest, Deine gewöhnliche Hausmannskost auch nur um eine einzige Schüssel zu vermehren; denn sie ist — foi de gentilhomme! auf jeden Fall besser als manches Festmahl, wie wir aus Erfahrung wissen," versetzte der König.

„Ich wollte außerdem auch noch einen Freund und Landsmann mit seinem Sohne entlassen, die ich eingeladen, bevor ich wußte, welche hohe Auszeichnung mir zu Theil werden sollte," sagte Beylon.

„O nein, — wenn Gustav nichts dagegen hat, so wäre es im Gegentheil recht amüsant, ihre Bekanntschaft zu machen. Da es Deine Landsleute und Freunde sind, so können es nur ehrliche Leute sein," rief der Herzog.

„Mit Vergnügen seh' ich sie bleiben! Sie sind willkommen an demselben Tisch mit uns; denn hier bin ich

*) In dem Tagebuch des Reichskanzlers Grafen Friedrich Sparre, welches sich handschriftlich erhalten hat, findet sich die Bewerbung des Prinzen Friedrich um Sophie Fersen genau so angegeben, wie sie hier erzählt worden.

Es war nicht ungewöhnlich, daß Gustav III. große Reisen zu Pferde machte, und er ist wirklich einmal von Ekolsund nach Malsåker geritten.

nicht Dein uud Schwedens König, mein lieber Beylon, sondern nur Dein Nachbar, der Besitzer von Haga.“

Und die königlichen Brüder soupirten höchst vergnügt bei dem ehemaligeu Vorleser mit dem Modehändler und seinem Sohne, ohne daß Gustav dadurch bei den Bürgern Stockholms an Würde und Ansehen verloren hätte.

Neuntes Kapitel.

„Wie viele Jahreszeiten giebt es, mein Sohn?“ fragte ein Magister in der Schule, indem er dem Knaben freundlich die Wange streichelte.

„Zwei, Herr Magister,“ antwortete der Knabe: „den Winter, wenn der Weihnachtsbaum brennt, und den Sommer, wenn bunte Schmetterlinge in der Luft fliegen und es zu Mittag und Abend Milch und Beeren giebt.“

„Was, Du Schlingel!“ rief der Magister nach dem Stock greifend, „weißt Du nicht, daß es vier Jahreszeiten giebt? den Frühling, wenn man die nützlichen Kartoffeln steckt; den Sommer, wenn sie wachsen und blühen; den Herbst, wenn man sie aus der Erde nimmt und den Winter, wenn man sie im Namen Gottes verzehrt? Du bist ja dümmer als dort der Bauer, der dasteht und sich hinter den Ohren kratzt. Kommt her, Vater Hokan!“ rief er, ihn herbeiwinkend.]

Der Bauer trat näher und zog seine Mütze. Der Magister legte ihm dieselbe Frage vor, worauf er lächelnd antwortete: „fünf.“

„Fünf!“ brach der Magister halb erstaunt, halb

verdrießlich los. „Fünf, Vater Hoken! Nun, so zählt sie doch einmal her!“

„Allzu gerne, wenn's beliebt,“ erwiederte der Bauer ohne Umstände, „es sind Frühling, Sommer, Herbst, Spätherbst und Winter.“

„Spätherbst? Was heißt das?“

„Das heißt: wenn Scheuern und Speisekammern gefüllt, wenn Baum und Strauch von Blättern und Früchten geplündert sind; wenn feuchte Nebel die Tage verfinstern und unaufhörliche kalte Regengüsse die Erde zu einem Brei machen; wenn das vorbei ist, geht der Winter an.“

„Aber was versteht Ihr denn unter dem Herbst, recht und schlecht?“

„Ach! wie der Herr Magister sich anstellt. Herbst ist es, wenn man rothbackige Aepfel und goldene Birnen von den Bäumen pflückt; wenn die Vogelbeeren wie Päonien leuchten; wenn über Pfaffenhütchen und Berberissen ein rothes Tuch, wie eine Altardecke, ausgebreitet ist; wenn das Laub in Gold und Purpur spielt, und die Erde silberweiß vom Nachtfrost schimmert.“

„Das kann sein.... Gleichwohl steht in der Naturlehre nichts von der fünften Jahreszeit.“ ——

Aber in dem lebendigen Buch der Natur steht es um so deutlicher.

Es ist die Jahreszeit, lieber Leser, wo Du gern die Gardinen zuziehst, um die graue, trübe Dämmerung nicht zu sehen, die Dein Gemüth mit verdüstert, und wo Du Dir lieber einen künstlichen Tag durch das prasselnde Kaminfeuer und die blaue, spielende Flamme des Punsch-

oder Theekessels verschafft, dessen aromatischer Duft die Sinne erfrischt, welche die naßkalten Oktober- und Novembertage höchst unangenehm berühren.

Und wozu diese Einleitung?

Geduld, mein Leser! Du wirst noch zeitig genug über den Spätherbst aufgeklärt werden, über Deinen eigenen sowohl, als den der Natur.

Gustav, dessen bewegtes Leben, dem vom Sonnenlicht beschienenen Diamanten gleich, in jedem Augenblick neue Strahlen schoß, gab seiner Hauptstadt das ungewöhnliche Schauspiel eines Carroussels, welches vier Tage dauerte, nämlich den 29sten und 30sten Mai, und den 2ten und 3ten Juni 1777, und auf dem Adolph-Friedrichs-Platz abgehalten wurde. Zu gleicher Zeit hatte er auch die Bank der Reichsstände in Augenschein genommen, worüber eine Medaille geprägt wurde. Sie zeigte auf der einen Seite das Brustbild, den Namen und den Titel des Königs, mit der Umschrift: „Illi mea robura cura.“ Auf der andern Seite hielt eine gekrönte Frauengestalt mit der Rechten ein Füllhorn, während sie sich mit der Linken auf eine mit Geld gefüllte Kiste stützte. Rechts von ihr zeigte sich eine Säule mit den Abzeichen der Stände und einem mit den drei Kronen Schwedens geschmückten Schilde; — darunter die Inschrift: „Holmiä d. XXVII. Maji M.D.C.C. LXXVII.“

Kaum waren diese Ereignisse in Stockholm vorübergerauscht, als der Schauplatz nach Petersburg verlegt wurde. Gustav III. beehrte jetzt die Kaiserin Catharina II. mit einem Besuch, wie ein und sechszig Jahr später ihr Enkel, Nicolaus I., die Hauptstadt Schwe-

dens. Die Zeit, welche der schwedische Löwe in dem Adlernest der Moskoviten zubrachte, war zwischen Vergnügen und Staatsgeschäften getheilt. Die mächtige Czarin bot alles auf, um ihren hohen Gast zu amüsiren, zu blenden und einzunehmen: die prächtigsten Feste wechselten mit den ausgesuchtesten Ergötzlichkeiten des häuslichen Lebens ab. Gustav's Blut wallte von Lebensmuth und Lust; aber noch höher schlug sein schwedisches Herz, wenn ihm ein Courier aus der Heimath erfreuliche Nachrichten aus dem uralten Vaterlande der Ehre und der Freiheit zuführte. Welche angenehme, bedeutungsvolle und folgenreiche Ueberraschung war ihm einst dabei zugedacht! Er öffnete eines Tages das Couvert, welches sämmtliche Briefe des königlichen Hauses enthielt. Er sah die Handschrift der Königin Mutter und der Prinzessin, des Herzogs und der Herzogin von Södermanland, so wie einen Brief des Prinzen Friedrich Adolph aus der Hauptstadt des Churfürsten von Baiern; doch keiner der Briefe trug die Handschrift der Königin, keiner war mit ihrem Wappen gesiegelt.

Die Stirn den Königs umwölkte sich. Wir wollen nicht behaupten, daß getäuschte Zärtlichkeit seine Lippen so zusammen preßte: es war die mächtigere Leidenschaft Gustav's III.: seine Eigenliebe. Dies außer Acht Lassen der Ehrfurcht, die ihm als König zukam, der Rechte, die er als Gemahl zu fordern hatte; diese Vernachlässigung der Etikette und des äußeren Anstandes, — dies war für Gustav III., was die Sünde gegen den heiligen Geist für die Theologen, nämlich eine nie zu verzeihende Sünde.

„Meine Mutter hat in der That Recht," dachte er bei sich selbst, „diese kalte Dänin hat mich niemals geliebt, kann auch nicht lieben, was sie nicht versteht; sie weiß nicht einmal, was sich ziemt. Meine Mutter hat sie gleich durchschaut; sie ist gefühllos, einfältig. — — Ja, ja, es ist abgemacht; ist muß, ich will mich von ihr trennen!"

Er las seine Briefe. Als er das Couvert der Herzogin erbrach, fiel ihm ein Papier daraus entgegen, das der Königin Handschrift trug. Die Herzogin schrieb:

„Vergieb Deiner Schwägerin, Sire, die niemals die Freundschaft der Königin wiedererwerben kann, wenn der Streich, den ich ihr nur aus bestem Herzen spiele, den Zorn Ew. Majestät erfahren sollte. Sie hatte so eben das Concept zu einem Briefe an Ew. Majestät geschlossen und war im Begriff, ihn, wie gewöhnlich, ihrer Kammerfrau Olivia Remström, der Gattin Badins, zur Abschrift zu übergeben, als ich in das Gemach der Königin trat, um ihr zu sagen, daß wir alle mit unseren Briefen fertig wären und der Eilbote bereits warte. Ich hielt es wirklich für eine Sünde, daß Du, Sire, niemals unmittelbar in das Herz Deiner Gemahlin schauen, sondern ihre Gedanken und ihre Art sich auszudrücken nur immer in der fremden Umhüllung einer Reinschrift kennen lernen solltest, um so mehr, als ich mit Betrübniß unsere Schwiegermutter, die Königin Mutter, sagen hörte: Deine Gemahlin sei nicht im Stande, einen vernünftigen Gedanken zu Papiere zu bringen, und jeder gelungene Ausdruck sei eine Verbesserung der Copistin. Ich entriß daher das Concept den Händen

der Königin, und sende es hier als Einlage. Du kannst nun sowohl sehen, wie Deine Gemahlin für Dich empfindet, als wie sie denkt und schreibt, ohne die Einmischung anderer. Wir werden nun, Sire, Feind oder Freund kennen lernen, je nachdem Deine Güte oder Dein Unwille entscheidet. Denn wenn Du an dem Concept der Königin, das ich gegen ihren Willen überschicke, keinen Gefallen findest, so darf ich niemals auf Verzeihung hoffen. Jedenfalls denkst Du zu groß und edelmüthig, Sire, um Deine fernere Gnade und Freundschaft zu entziehen

Deiner ergebensten Schwägerin
H. C. Charlotte."

Mit größter Begierde und sich steigerndem Vergnügen durchlas der König den Brief seiner Gemahlin. Sein Blick leuchtete, er klatschte in die Hände und drehte sich auf dem Absatz herum, als er zu Ende gelesen. „Ist es möglich!" rief er aus, „ist sie es, die diesen zärtlichen, feinen, schelmischen Brief schreibt, diesen Brief, der den auserlesensten Witz und den besten Ton von der Welt athmet? Wie unrecht hat meine Mutter ihr gethan! Wie ward ich hinters Licht geführt! Wie habe ich meine geliebte Sophie verkannt! Es geschah wohl nur der Ausrottung ihrer dänischen Ausdrucksweise halber, daß sie ihre Briefe von einer Schwedin ins Reine schreiben ließ."

Und der König antwortete der Herzogin voll Scherz und Laune, und der Königin voll der tiefsten Befriedigung.

So ungefähr erzählt der schwedische Schriftsteller Ristell; wogegen der englische Schriftsteller Brown behauptet: das Briefconcept der Königin sei von ihm, dem Könige, selbst entworfen worden und von Petersburg aus der Herzogin mit der Anmuthung zugeschickt worden, den eben erzählten Scherz auszuführen, um vermittelst desselben eine Versöhnung, die der König mit seiner Gemahlin beabsichtigte, herbeizuführen.

Gerade diesen Abend sollte Gustav, seinem eigenen Wunsche gemäß, in der Eremitage zubringen *), wo Catharina den ausgezeichnetesten Kreis um sich zu versammeln pflegte, und wo, den Regeln gemäß, die elf an der Zahl, im Vorzimmer angeschlagen waren, keine Art der Etikette, nur Freude und Freiheit herrschte, und nichts war so streng verboten als Gähnen und Langeweile. (Nach dem Muster dieses Abends in der Eremitage gab Gustav III. einige Jahre später seine berühmten Abendgesellschaften im Opernhause.) Sein Wunsch, in diesem auserlesenen Kreise so witzig, klug und brillant wie möglich zu erscheinen, ward durch seine angeregte Laune und seine befriedigte Stimmung aufs beste unterstützt. Er war an diesem Abend so einnehmend, daß selbst die feine Menschenkennerin Catharina dem Schwedenkönige den Preis der Liebenswürdigkeit vor

*) In Bezug auf Catharinens Lebensweise in der Eremitage und auf die bezaubernden Feste, die daselbst statt fanden, siehe: „Skizzen über Rußland bei einem Besuch in Petersburg.“ Erster Theil. Stockholm, 1838.

allen Anderen, die jemals die bezaubernden Räume der Eremitage betreten, zuerkannte.

Mitten unter dem allgemeinen Rausch des Vergnügens theilte Gustav ihr mit, daß er die angenehmsten Nachrichten aus seinem Reich erhalten, und die unverzügliche Rückkehr dorthin beabsichtige.

„Wie, Sire!" erwiederte die Kaiserin mit einem so strengen Herscherblick und einer so ernsten Haltung, daß man kaum zu unterscheiden vermochte, ob es ihr Ernst oder Scherz damit sei, obgleich sie selbst ein für alle Mal jede ernstere Stimmung aus diesem Lieblingsort durch strengen Befehl verbannt, — „dürfen Sie es wagen, die Gesetze der Eremitage so zu überschreiten, daß Sie mit der unerfreulichen Nachricht Ihrer Abreise unsere Freude stören, — hier, wo die Freude allein Selbstherrscherin ist? Sie stehen hier eben so wenig über dem Gesetz als ich selbst, und Gnade kann nicht statt finden, wo kein Gebieter und demzufolge kein Begnadigungsrecht ist. Sie müssen sich deshalb der Strafe unterziehen, Sire, welche die Gesetze jeder Uebertretung auferlegen."

„Mit Demuth und Ergebenheit unterwerfe ich mich den Gesetzen, welche Sie, Madame, gegeben und mit Edelmuth ausüben," antwortete der König mit eben so fein gespieltem Ernst.

Das Strafgericht der Eremitage legte dem Verbrecher auf, für jeden begangenen Fehler ein Glas kaltes Wasser zu trinken.

Die Kaiserin winkte. Wie auf einen Zauberschlag öffnete sich der Fußboden; ein kostbarer kleiner Tisch stieg empor, auf dem ein reich geschliffenes Glas, eine

Flasche Champagner, deren Kork von selbst an die Decke flog, und ein prächtiger Krug mit Selterwasser standen.

Angenehm überrascht durch diese eben so scherzhafte als feine Artigkeit, mischte der König ein Glas Wasser mit etwas Wein, und trank es bis auf den Boden aus. Hierauf füllte er es von Neuem mit unverfälschtem Wein, und sagte, sich an die Kaiserin wendend:

„Erlauben Sie mir, Madame, für die gnädige Strafe unterthänig zu danken!"

Gustav leerte das Glas und ergriff Catharinens Hand, um sie ehrerbietig an seine Lippen zu drücken.

„Sie sind ein gefährlicher Verbrecher, Sire," — entgegnete lächelnd die Kaiserin, — „hätte Rußland Ihres Gleichen aufzuweisen, so würde mein Herz vielleicht eher zum Mitschuldigen als zum Richter werden. Aber" — fügte sie mit bekümmerter Miene hinzu — „Sie berauben mich doch nicht allzu bald des Vergnügens, Ihre Wirthin zu machen?"

„Wenn Calypso Catharina gewesen wäre, so würde Minerva noch viel mehr Mühe gehabt haben, den Telemach aus ihren Zauberkreisen fortzuziehen," antwortete der König.

In diesem Ton ging das Gespräch der beiden gekrönten Häupter fort, die nicht nur mit dem Herrscherdiadem, sondern auch mit des Geistes unverwelklichem Lorbeer geschmückt waren.

Mit dem Ende des Sommers trat Gustav seine Rückreise nach Schweden an. Den Herbst brachte er in seinen getreuen Grenzstädten zu, wo sich namentlich in Åbo Finnlands edle Söhne um den König sammelten.

Gustav und der Spätherbst trafen gleichzeitig in Stockholm ein. Wenn ich die Eigenthümlichkeiten Beider bis hierher nicht allzu schlecht gezeichnet habe, so darf es kaum angeführt werden, daß der König nicht lange in der Hauptstadt verweilte, und daß zu dieser Jahreszeit ein längerer Aufenthalt in seinem reizenden Haga, wo die Natur alles ist, auch nicht ganz passend war. Der Hof begab sich daher gleich nach der Ankunft des Königs nach Gripsholm, wohin verschiedene andere Personen aus den höheren Zirkeln eingeladen wurden.

Es ist nicht die Schönheit der Gegend, die Gripsholm den großen Ruf verschafft, ja vielleicht den größten, welchen irgend ein königliches Lustschloß in der Welt haben mag. Freilich spiegeln sich seine uralten Thürme in den Wellen des Mälar-Sees; freilich breitet ein mächtiger Park die Krone seiner herrlichen Bäume unter den Fenstern dieser majestätischen Burg aus, die Jahrhunderte auf Jahrhunderte so manchen König mit und ohne Krone aufnahm, — eine Burg, die bald der Schauplatz gewaltsamer Staatsumwälzungen, bald der der Ohnmacht des angestammten Rechtes war; — freilich liegt das kleine, reizende Mariafred grade gegenüber, um die Gefühle freundlicher zu stimmen, welche durch die Erinnerungen des uralten Schlosses eine melancholische Richtung nehmen. Aber die Umgebungen der schwedischen Hauptstadt sind von so seltener, entzückender Schönheit, daß Gripsholm in diesem Punkt gar nicht mitzählt. Nein, es ist nicht die Natur, es sind die Erinnerungen, welche Gripsholms Größe

machen. Dies Schloß ist durch Zeit und Ereignisse für unser Land, was Versailles durch Ludwig Philipp's Umsicht und Freigiebigkeit für Frankreich, was Kopenhagens Kunstkammer und Schloß Rosenburg für Dänemark sind: ein Spaziergang durch die Chroniken, — das aufgeschlagene Buch der Geschichte, worin jede Seite ein selbsteigner Augenzeuge, jeder Buchstabe ein Bild jener Zeit ist. Ja sogar der leere Platz, wo ein Glied der Kette fehlt, ist historisch; denn es fehlen in der Portrait-Sammlung der schwedischen Fürsten nur die letzten Mitglieder des Hauses Holstein-Gottorp.

Die Ruhe der Landschaft, der Ernst des großartigen Gebäudes, mit seinen hohen Thürmen und düsteren Schloßhöfen, die öde Stille seiner hallenden Säle, wo nur die Schattenbilder von allem noch weilen, was Schweden seit einem halben Jahrtausende Ausgezeichnetes besaß: alles steht in der richtigsten Uebereinstimmung neben und zu einander, und macht einen wunderbaren, unbeschreiblichen Eindruck. Will man aber einen Begriff von der ganzen, schwermuthsvollen Hoheit dieses Schlosses haben, so muß man es nicht zu der Zeit betrachten, wo Hunderte von lärmenden Besuchern aus dem Dampfschiffe ans Ufer stiegen, — wo die Wölbungen des majestätischen Baues vom Gespräch und Lachen wiedertönen, und die hohen, ernsten Gemächer von einer neugierigen Menge durcheilt werden. Man ist dann kaum im Stande, dem Cicerone zu folgen; man wird fortgesetzt in seinen Empfindungen gestört; die Betrachtungen können nur fragmentarisch sein. Nein! Gripsholm muß man

allein oder in Gesellschaft eines wahlverwandten Freundes besuchen; man muß einige Tage dort verweilen, — man muß in langen Zügen die Luft dieser Räume athmen, wo königliche Brüder wechselweis die Bande des Blutes und der Menschheit mit Füßen traten; wo ein schwedischer König, der auf einem fremden Throne starb, das Tageslicht zuerst durch die Eisenstäbe eines Gefängnisses sah; wo ein schwedisches Königsgeschlecht, gestürzt und streng bewacht, die letzte kummervolle Zeit vor seiner Flucht aus dem Lande zubrachte; von wo aus die Wittwe eines wahrhaften Heldenkönigs ein Land floh, in dem ihre eigene Tochter regierte; wo „der Befreier" die entsetzliche Nachricht von dem furchtbaren Blutbade, das ein ausländischer König angestiftet, zuerst empfing. — Betrachtet die dürftige Ausstattung des Reichssaales dieses „Befreiers", Gustav Wasa's Reichssaal, wo er — der Befreier von Katholicismus und fremder Oberherrschaft — unter den Bildern der großen Regenten jener kraftvollen Zeit den ersten Platz einnimmt. Der Glanz dieser Erinnerungen der Ehre und der vaterländischen Gefühle schmückt allein diese Wände und Bänke von Eichenholz, ohne Gold, ohne Sammt, ohne Seide, ohne Pracht der Farben. Aber beugt voll Ehrfurcht euer Haupt in den Staub, denn des großen Mannes edler Geist schwebt vielleicht noch in diesem stillen Raum umher, wo die vollständige Sammlung aller Regenten seiner Zeit in Abbildungen, die in kalter, lebloser Majestät aus ihren Rahmen herniederblicken, an den Wänden hängt. — Aus des ersten Gustav's Zeit eile sogleich in die des zweiten. Erkenne in diesen tiefsinnigen

Zügen den weisen, durchschauenden, unermüdlichen Staatsmann, durch dessen Heldenschwert Europa neugeschaffen aus dem Chaos hervorging. Denn ohne Gustav Adolph's Klinge, wie wenig wäre Euch gelungen, Ihr feinen Unterhändler, die Ihr den Westphälischen Frieden zu Stande brachtet, und jetzt hier in dem Congreß-Saale mit seiner einfachen Ausstattung aus dem sechszehnten Jahrhundert schweigend und verschlossen hängt, wie es dem Diplomaten des siebzehnten Jahrhunderts ziemt, und mit innerer Befriedigung Eure Verhandlungen für Euch sprechen laßt. Hier zunächst sitzt Gustav Adolph's Tochter; an ihrer Seite ihr anderes Ich, Axel Oxenstjerna, dessen Bild die wahre, bedeutungsvolle, für Schweden so ehrenvolle Inschrift trägt: **Maximus communis divisor** beim Westphälischen Frieden. — Und nun wieder eine Epoche später — der dritte Gustav. — Verfeinerung lächelt überall hervor; Ueppigkeit, Prunk und Vergnügen winken von allen Seiten; bedenkt, welch' eine Zeit der Lust es war! — Aber freilich auch wohl auf Kosten mancher der gepuderten Majestäten, die Gustav's Zeitgenossen waren; denn nicht alle Augen leuchteten wie die seinigen; nicht jede Stirn ist hochgewölbt wie Catharinens, nicht jedes Antlitz trägt das Gepräge der Festigkeit wie Maria-Theresiens; nicht alle haben den Adlerblick Friedrichs des Einzigen, nicht alle den Ausdruck des Philosophen wie Joseph **II.** — Sättige Blick und Gedanken an den Berühmtheiten dieser verschiedenen — man möchte fast sagen aller — Zeitalter, Berühmtheiten aus dem Reiche der Poesie, der Wissenschaften, der Staats-

und der Kriegskunst, — Berühmtheiten durch Geschichte, Vorgänge und Unglücksfälle, — Berühmtheiten durch Verbrechen sowohl als durch Tugenden, — Berühmtheiten endlich durch wahres Verdienst, wie durch ein zufälliges Spiel der Ereignisse.

Es ist ein Gefühl ganz eigener Art, ein königliches Lustschloß nur mit Erinnerungen bewohnt zu finden; sich Angesicht zu Angesicht mit den Persönlichkeiten, Geschlechtern und Epochen zu sehen, deren Großthaten, trotz späterer Großthaten, weder durch Zeit noch Ereignisse ihre tief eingeschnittene Spur verloren; in den Mauern einer einzigen Burg Geschlechter und Jahrhunderte zusammengedrängt zu finden, die für sich selbst in ihrer Zeit einen so unendlichen Raum einnahmen, die so mächtige Bände in der Geschichte füllen.

Um sich aber in so tiefe Schwärmereien zu versenken, muß man ungestört sein. Deshalb — es sei noch einmal empfohlen — besuche man Gripsholm allein oder mit wenigen Auserwählten, — oder auch, wenn es von einem Fürsten und seinem Hof bewohnt ist, der die Oede belebt und dessen Andenken wieder neuen Stoff zu den Betrachtungen einer fernen Zukunft liefert. Auch Erinnerungen dieser Art hat Gustav Wasa hier zurückgelassen:

„Hier war es, wo er mit seinem Rath und seinen getreuen Mannen, — nachdem er von ihnen Brief und „Siegel über die Länder und Lehen empfangen, welche er „mit Zustimmung des Reichsraths seinen Söhnen als „Fürstenthümer ertheilte — die in Westerås mit den „Reichsständen abgeschlossene Erbvereinigung fei-

„erte. Er lud alle Reichsräthe nach Gripsholm ein; „hier bewirthete er sie volle vierzehn Tage, und war „froh und munter mit seinen getreuen Mannen; beson- „ders zeigte er sich also bei einer Abendmahlzeit, wo die „Königin Margaretha selbst den Confekt und der Kö- „nig den Wein auftrug, und sie einlud, lustig und guter „Dinge zu sein, wie auch er von Herzen vergnügt sei, „da er nun wüßte, daß man seine Söhne würdig befun- „den, Reichserben zu werden. Dafür sollten sie auch „verpflichtet sein, ihnen und ihren Kindern all' ihr Leben „lang jede Gunst und Gnade zu erweisen und ihnen je- „derzeit holde, treue und gerechte Herren zu sein; darauf „sollten sie sich fest und sicher verlassen. Dies thaten sie „und ehrten den König in seinen lieben Söhnen. Nach „abgestattetem, ehrfurchtsvollem Dank äußerte der Reichs- „rath, er hoffe, sich auf das, was der König in Bezug „auf seine Söhne verheißen, sich verlassen zu dür- „fen*)."

Gustavs III. Ankunft in Gripsholm beseelte die todten Steinmassen. In den Schloßhöfen kreuzten sich geschäftige Diener und Equipagen; in den königlichen Gemächern wimmelte es von Herrschaften und Gästen; alle Flügel und Thürme waren von Eingeladenen und Befohlenen bewohnt. „Die Sau und der Eber," — so hießen die beiden großen russischen Kanonen, welche im äußeren Schloßhofe dem großen Portale gegenüber

---

*) Beschreibung des Schlosses Gripsholm, von Strinnholm. — Stockholm 1822.

liegen und im Jahre 1581 bei Ivanogrod durch Pontus de la Gardie erobert wurden, — waren die ersten Gegenstände, an denen der heitere Witz sich übte, bis Gustav erinnerte, daß er kürzlich zu viel Gastfreundschaft von deren Landesmutter erfahren habe, um sie ferner noch als Trophäen betrachten zu dürfen.

Der König, als ein wirklicher Kenner abwechselnden und angenehmen Zeitvertreibes, hatte auch jetzt seine Maaßregeln so getroffen, daß er die Widerwärtigkeiten des unbehaglichen Spätherbstes ganz zu verscheuchen wußte, obgleich der dichte Nebel keinen Strahl der Sonne durchließ, und düster und traurig um die grauen Thurmspitzen zog. Es war kein besonderer Verlust für die Freunde der Natur, daß der König jetzt Tag in Nacht, und Nacht in Tag verwandelte. Man stand erst zur Mittagszeit auf, aß Abends Mittagbrot und führte des Nachts französische Stücke in dem prächtigen Theatersaal auf, der mit Logen und Bänken versehen, gewölbt und reich in Stuck gearbeitet ist; dessen einer Theil von schönen, vergoldeten Säulen getragen wird, und dessen Wände durchweg mit Spiegelglas bekleidet, so daß, nach welcher Seite man sich auch wendet, das Auge doch immer auf das Theater trifft. Auf diesem Theater sind mehrere königliche Personen aufgetreten, die in den Tagen ihrer Jugend und ihres Talentes Thalia und Melpomene ehrten, deren Statuen (von Sergel) den Saal, — einen der schönsten von Europa, — schmücken. Diese Bühne ward auch einmal von Monvel*) betre-

*) Berühmter Schauspieler des vorigen Jahrhunderts. Geboren zu Paris 1749, gestorben 1812.

ten. In den Ankleidezimmern befinden sich zwei kleine historische Gemälde, welche Scenen aus Gustavs III. Dramen darstellen, in denen verschiedene Mitglieder des königlichen Hauses und andere Personen ihres Kreises aufgetreten sind*).

Des einzige Vergnügen, dessen Gustav III. nie müde ward, war das Theater. Dies war eine Neigung, die ihn von Kindheit an verfolgte und auch seine letzten Augenblicke verlebte er im Theater. Ja, er ermüdete sogar seine Umgebungen durch diese unaufhörlichen theatralischen Vorstellungen.

Das Verhältniß zwischen dem König und der Königin war nach seiner Rückkunft von Rußland freundlicher und vertraulicher, als es seit Gustavs Thronbesteigung jemals gewesen; — ihre natürliche Zurückhaltung, welche durch eine strenge Erziehung noch gesteigert worden, hinderte sie jedoch, irgend einen Wunsch merken zu lassen, der über die gewöhnlichen Artigkeitsbezeugungen hinausgegangen wäre. Dazu kam noch, daß die lange Unterbrechung eines innigeren Verhältnisses, die Gewöhnung an diese Unterbrechung und ihr Alter, — (die Königin war jetzt ein und dreißig alt), — obgleich der Sommer ihrer Schönheit noch an keinen Herbst denken ließ, sie wenig geneigt machten, den ersten Schritt zur Herbeiführung einer Wiedervereinigung zu thun. Sie sahen sich mehrmals des Vormittags, öfter bei Tafel und in den

*) Handbuch für Reisende nach dem Schlosse Gripsholm. — Stockholm 1830.

Abendzirkeln immer; aber damit hatte es auch sein Bewenden. Sie lebten in getrennten Apartements, und hatten kein einziges Zimmer mit einander gemein.

Eines Tages verschwanden die melancholischen Herbstnebel, der Himmel klärte sich auf und die Sonne schien freundlich. Der König beschloß, der Abwechselung halber und um frische Luft zu schöpfen, eine Spazierfahrt. In der Kalesche des Königs befand sich außer ihm nur noch der Reichrath Carl Scheffer, der am Abend vorher angelangt war. Gustav hatte von Jugend auf diesem, seinem früheren Erzieher, das größte Vertrauen geschenkt, welches er ihm auch bis an sein Ende bewahrte, und man kann sagen, daß Niemand so bedeutenden Einfluß auf den König übte, als eben dieser Scheffer.

„Sie sehen so gedankenvoll aus, bester Herr Graf!" — äußerte der König — „denken Sie an das Stück, das wir vergangene Nacht aufführten, — oder spielten wir so schlecht, daß Sie sich in unserem Namen schämen?"

„Wo Ew. Majestät als handelnde Person auftreten, geht stets Alles unübertrefflich," antwortete Scheffer.

„Ich wette, Sie haben den besonderen Anlaß zur Freude, der mich und ganz Schweden betrifft, noch nicht erfahren; Sie könnten sonst nicht so nachdenklich aussehen."

„Und wenn dieser nun gerade der Grund sowohl zu meiner unterthänigen Aufwartung in so später Jahreszeit zu Gripsholm, als zu meinem Aussehen

wäre, das Ew. Majestät nachdenklich zu nennen geruhen."

„Nun, das muß ich sagen! Nein, Herr Reichsrath, es ist völlig unmöglich, — Sie errathen nicht, was ich meine. So wissen Sie denn, daß die Herzogin sich wirklich in gesegneten Umständen befindet, und Schwedens Zukunft somit gesichert ist."

„Dies Ereigniß war mir keineswegs unbekannt, was jedoch die Sicherstellung von Schwedens Zukunft betrifft, so hege ich gerechten Zweifel."

„Ich weiß von Alters her, daß Sie ein Thomas sind," sagte der König lächelnd; „Sie fürchten, das Neugeborene könnte eine Prinzessin, oder, noch schlimmer, vielleicht gar ein Chevalier d'Éon sein*).

„Nein, das ist es in Wahrheit nicht, was ich fürchte; wohl aber, daß dieses Neugeborene ein Erisapfel für mein Vaterland werden möchte.

„Fürchten Sie," fragte der König etwas mißmüthig, „ich könnte dem Kinde ein Stiefvater werden?"

„Gewiß nicht, so wahr Gott lebt! Aber was wir Andern sehen, wird dem schärferen Blick Ew. Majestät gewiß ebenfalls nicht entgehen: Der Herzog fühlt sich dem Throne bereits so nahe stehend, daß er dann, als

---

*) Der Chevalier Éon de Beaumont, geboren 1728 zu Tonnerre, erhielt, nachdem er als Diplomat und und Soldat geglänzt, vom Könige den Befehl, Frauenkleider zu tragen, und ist durch die hierdurch herbeigeführte Unentschiedenheit seines Geschlechts interessant geworden.

Stammhalter des Geschlechtes, gewiß alle Weisheit und Wachsamkeit, die Ew. Majestät besitzen, nöthig machen wird."

„Aha!.... ja so.... ja so.... So lange ich indeß athme," fügte er stolz hinzu, „so lange ist Schweden mein. Schweden bedarf indeß einer gesicherten Zukunft, und dieser Rücksicht muß meines Erachtens nach, jede andere, ja, beträfe sie selbst meine persönliche Sicherheit, weichen.

„Grade dieser Edelmuth, diese wahrhaft königliche Gesinnung, diese echt schwedische Denkungsart, macht Ew. Majestät zum Abgott des Volkes; wie groß würde aber die Freude dieses Volks sein, wenn es die Thronfolge durch einen leiblichen Erben Ew. Majestät gesichert sähe."

„Sie mögen Recht haben, Herr Graf; aber daran ist nicht mehr zu denken. Die lange Trennung, die zwischen mir und der Königin statt findet, ließe sich nicht ohne allgemeines Aufsehen aufheben. Eine ganz natürliche Scheu wird uns beide abhalten, den ersten Schritt zu thun. Ueberdies möchte die übertriebene Blödigkeit der Königin sie zu einer Weigerung verleiten, und einer solchen möchte ich mich nicht bloßstellen."

„Das verhüte der Himmel! Aber wer würde sich nicht mit Eifer und Freude einer Unterhandlung unterziehen, die so unendlich beglückend sowohl für Ew. Majestäten, als für das Reich wäre; betriebe man eine solche Unterhandlung in der gehörigen Weise, so könnten Ew. Majestät in keinem Falle compromittirt werden."

„Das ist leicht gesagt; aber die Zartheit des Ge-

genstandes möchte es wohl unendlich schwer machen, eine passende Persönlichkeit für diese Unterhandlung zu finden."

„Die Oberhofmeisterin der Königin z. B...."

„Wo denken Sie hin, Herr Graf," fiel ihm der König sogleich ins Wort; „ein Frauenzimmer? Nein, einer solchen Vermittelung würde ich mich niemals unterziehen. Frauenzimmer, die immer klatschen und hauptsächlich über solchen Punkt! Nein dafür danke ich! Sie wären im Stande, die ganze Schuld auf mich zu wälzen, und ich könnte Gott danken, wenn ich nicht zum Ueberfluß die Zielscheibe ihres Witzes würde."

„Nichts entgeht dem tiefen Blick Ew. Majestät. Ich finde nun selbst, was sich im ersten Augenblicke mir nicht so anschaulich machte, daß der Auftrag keiner Dame anvertraut werden darf; vielleicht wäre alsdann der Leibarzt Ew. Majestät, Dalberg, der rechte Mann."

„Keineswegs! der trockene Mensch würde ohnfehlbar alles verscherzen und die Königin nur erschrecken. Ich bin überzeugt, er würde die ganze Angelegenheit etwa so betreiben, als verordnete er ihr ein Brechmittel oder eine Abführung."

„Ew. Majestät haben in der That Recht; die Sache ist schwieriger als ich sie mir dachte, und könnte es etwas helfen, daß ich Ew. Majestät meine eigenen geringen Dienste anböte, so weiß Gott am besten, mit welchem tiefen, unterthänigen Eifer es geschehen würde."

„Davon bin ich überzeugt, Herr Reichsrath! Ich habe Ihren Eifer und Ihre Freundschaft von Kindheit an erfahren, und halte Sie geschickt für jegliches Ge-

schäft, — nur nicht für dieses. Ihr Alter und Ihre Würde passen sich besser zu der Rolle der Minerva, in der Gestalt des Mentor, als zum Merkur. Die Königin würde sich über einen Gegenstand dieser Art nicht unbefangen vor einem Manne äußern, an dessen Achtung ihr so viel gelegen sein muß, als an der Ihrigen, mein bester Graf!"

Scheffer schwieg einige Augenblicke bei so entschiedenen Einwürfen, doch faßte er sich wieder und fuhr fort:

„Auf die Gefahr, die Geduld Ew. Majestät zu ermüden, habe ich noch eine Person in Vorschlag zu bringen, welche Kopf, Geistesgegenwart, eine angenehme Darstellungsweise mit Zuverlässigkeit und Verschwiegenheit vereinigt; eine Person, welche die Gnade Ew. Majestät genießt, und derselben also nicht unangenehm sein kann...."

„Nun?" fiel der König ein.

„Es ist der Kammerherr Baron Ehrensvärd."

„Nein, Herr Reichsrath, Ehrensvärd wäre vielleicht der Letzte, an den ich mich mit einem solchen Auftrag wenden möchte. Er hat dazu freilich nicht nur viel, sondern sogar zu viel Kopf. Er ist mit einem Wort ein Spötter, und ein solcher würde mir in diesem Fall so wenig als der Königin anstehen. Sie sehen, Herr Graf, Ihr Plan ist unausführbar, und thun deshalb am besten, sich über den Zustand der Herzogin mit mir zu freuen."

„Das thue ich auch, aber erst nach dem, was Ew. Majestät betrifft; das Erste bleibt immer meines Königs

höchsteigene Person. Möge mir noch eine Frage gestattet sein. Wenn in dem vorliegenden Fall hauptsächlich die Spitzfündigkeit zu vermeiden wäre.... sollte dem nicht auszuweichen sein, wenn man sich z. B. an den Hofkanzler Sparre, an den Oberstallmeister Munck....

„Das läßt sich hören!....“ unterbrach ihn der König; „Munck, ja.... das wäre auch der Einzige.... Meinem Freunde Munck kann man wenigstens nicht den Vorwurf allzu vielen Verstandes machen. Zuverlässig ist er, das weiß ich; und wenn man ihm ein Geschäft aufträgt, so richtet er es Punkt für Punkt aus, sagt nicht minder oder mehr, als ihm vorbuchstabirt worden, verzieht keine Miene und macht nicht die geringste Bemerkung. Ihm würde sich die Königin ohne Verlegenheit mittheilen.“

„Glücklicherweise hat der klare Blick Ew. Majestät den rechten Mann entdeckt, und ich beschwöre nun Ew. Majestät im Namen alles dessen, was uns heilig ist, im Namen des Vaterlandes und des hohen Geschlechtes, die traurige Trennung aufzuheben, und dem Oberstallmeister Munck die Verhandlung mit der Königin aufzutragen, wenn Ew. Majestät es wirklich nicht für geeignet erachten, persönlich den ersten Schritt zu thun.“

„Ich werde mich besinnen. Wir wollen weiter darüber sprechen. Jedenfalls eilt es nicht damit. Einige Tage früher oder später thun nichts in einer solchen Sache.“

„Verzeihen Ew. Majestät gnädigst, aber gerade in diesem Fall thut Verzögerung sehr viel. Wenn die Herzogin einem Prinzen das Leben schenkt, ehe die ge-

ringste Hoffnung auf einen Erben sich bei der Königin zeigt, so gewöhnt sich das Volk daran, seine Hoffnungen an den Herzog zu knüpfen, die einzig und allein Ew. Majestät vorbehalten sein sollten."

„Der Herzog, und immer der Herzog!" sagte der König verdrießlich; „überall finde ich ihn in meinem Wege.... Wohlan, Reichsrath Scheffer, ich habe meinen Beschluß gefaßt. Ich werde Munck die Königin befragen lassen. Aber diese Angelegenheit muß ein Geheimniß bleiben zwischen mir und der Königin, ihm und Ihnen. Ich will nicht, daß irgend Jemand anderes in das Vertrauen gezogen wird. Das ist unerläßlich, selbst wenn die Sache nach Wunsch abläuft."

Bei der Rückkehr nach dem Schlosse schickte der Reichsrath Scheffer sogleich nach Badin, erinnerte ihn an die Verpflichtungen, die er dem Königshause seit seiner frühsten Kindheit schuldig sei; stellte ihm vor, wie ihn die ersten Mitglieder desselben von jeher mit Gnade und Vertrauen beschenkt; wie die unbedingteste Verschwiegenheit allein dasjenige sei, wodurch er seine Dankbarkeit zeigen können, und daß diese Pflicht ihm die heiligste von allen sein müssen.

Der Mohr gab dies zu und bemerkte: er hoffe in mehreren Fällen sowohl die Wärme seiner Ergebenheit, als die unverbrüchlichste Verschwiegenheit, wo sie ihm anbefohlen worden, gezeigt zu haben.

Scheffer theilte ihm nun so vorsichtig, als es die Angelegenheit erforderte, die Art des Auftrages mit, welchen der Oberstallmeister Munck bei der Königin auszurichten bekommen, und empfahl ihm, dem Mohren, zur

Beförderung dieser wichtigen Sache, sich mit seiner Frau, der Kammerfrau der Königin, unter dem heiligsten Gelübde der Verschwiegenheit darüber zu besprechen und ihr aufzutragen, die Königin auf geschickte Weise vorzubereiten und für die Unterhandlung günstig zu stimmen, damit sie nicht etwa, durch einen solchen Gegenstand des Gesprächs unangenehm überrascht, dem Oberstallmeister eine ungünstige Antwort gäbe. Scheffer, welcher wohl wußte, daß Olivia das Ohr ihrer hohen Herrin besaß, fügte das Versprechen der reichsten Belohnung für ihn, den Mohren, sowohl, als für seine Frau hinzu, in sofern die Sache erfolgreich wäre; dagegen sparte er keine Drohung, im Fall ihnen eine Sylbe davon gegen irgend Jemand entfiele.

Badin unterzog sich Allem, was der Reichsrath vorschrieb, und führte es mit seiner gewöhnlichen verschlagenen Geschicklichkeit aus.

Die Unterhandlung ging völlig nach Wunsch. Es fand eine Zusammenkunft der beiden Majestäten in dem Toilettenzimmer der Königin statt. Munck und Olivia befanden sich in den angränzenden Zimmern. Die Erklärung war voll Zärtlichkeit und Vertrauen, und endete mit Thränen. Die hohen Gatten kamen überein, von nun an ein gemeinsames Schlafzimmer zu haben.

Wie künstlich und unnatürlich ist es bei alle dem, wenn eine Liebessache wie eine Staatsangelegenheit betrieben wird, und die Hoheit immer den Bedürfnissen des Herzens im Wege steht.

Der empfindliche, eitle und mißtrauische König sah

die Königin sowohl bei Tafel als im Abendzirkel viel heiterer als gewöhnlich. Er schrieb dies nicht der natürlichen Ursache — der statt gefundenen Versöhnung — zu, sondern dem Gefühle ihres Triumphes. Dies verletzte ihn. Er glaubte von dem Augenblick an, eine gewisse Schadenfreude, ein hämisches Lächeln auf einigen Gesichtern zu lesen. Dies verdroß ihn immer mehr. „Sie hat aus der Schule geplaudert,“ — dachte er bei sich selbst, denn an Muncks und Scheffers Verschwiegenheit konnte er nicht zweifeln — „ich will sie damit strafen, daß aus unserm ganzen Uebereinkommen nichts wird.“

Mit gewöhnlicher Selbstbeherrschung zeigte er von nun an die beste Laune, war ausgezeichnet artig gegen die Königin und höchst gnädig gegen den Hofzirkel. Nach der Abendtafel aber, statt seiner Gemahlin den Arm zu reichen und sich aus der Gesellschaft zur Ruhe zu begeben, küßte er der Königin nur auf die verbindlichste Weise die Hand, verneigte sich leicht vor den Damen, nickte den Herren zu, und zog sich in sein gewöhnliches Schlafzimmer zurück.

Als die Königin in das ihrige trat, brach sie in Thränen aus. Es waren Thränen des Schmerzes und des Verdrusses. Die Kammerfrau Olivia suchte vergebens, ihre hohe Herrin zu beruhigen, und vor allem den Gedanken zu verbannen, auf den sie besonders schmerzlich zurückkam, daß es nur die Absicht des Königs gewesen, sie zum Besten zu haben, und daß er vielleicht in diesem Augenblick mit seinen Günstlingen ihrer Verlegenheit und ihrer falschen Erwartungen spotte. Es sei

nicht das erste Mal, behauptete die Königin, daß sie dem Könige ein Gegenstand des Witzes wäre, und daß der Kreis seiner Günstlinge darüber eben nicht verwundert sein würde.

Sobald Olivia von der Königin entlassen ward, eilte sie zu dem Mohren. „Nun, da hast Du mich in eine schöne Geschichte verwickelt!" rief sie ihm zu. „Besser wäre es doch in der That gewesen, Alles ohne dieses dumme Possenspiel auf dem alten Fleck zu lassen. Die Königin meint, der König wolle sie zum Besten haben, und man weiß selbst nicht, was man denken soll."

„Beruhige Dich, Olivia, und beruhige auch Deine Majestät; es ist in der That eine zu ernste Sache, als daß sie nur zum Spaß hätte dienen sollen. Ich habe wahrhaftig nicht meinen Scherz mit Dir getrieben, und der Herr, der mich geschickt, hat einen zu strengen Charakter, um mich nur so mit der Leimruthe fangen zu wollen."

Der Mohr suchte indeß sogleich den Reichsrath Scheffer auf und erzählte ihm, was die Königin seiner Frau gesagt, und theilte ihm auch deren eigene Befürchtungen mit.

„Tragen Sie Ihrer Frau auf, der Königin zu sagen, sie solle zum Oberstallmeister Munck schicken, und ihm vorhalten, wie er sich zu einem Werkzeuge, sie zu beleidigen, habe gebrauchen lassen. Je schlimmer die Königin mit dem Günstling des Königs verfährt, desto besser ist es, denn um so gewisser bringt er die Sache mit seinem gnädigen Herrn in Ordnung. Das Uebrige

bleibt meine Sorge. Folgen Sie mir unbedingt, lieber Badin, und thun Sie es so eilig als möglich."

Dies geschah. Der Mohr stengelte seine Frau, diese die Königin; die Königin beklagte sich gegen Munck; dieser gegen den König, der in seiner Verlegenheit sich Rath bei Scheffer erholte.

Dies gerade hatte derselbe erwartet. Er stellte dem Könige die Unmöglichkeit eines Rücktrittes vor, nachdem ein solcher Schritt geschehen; er sagte ihm, daß die Königin sich mit Recht gekränkt fühle und glauben müsse, man habe sie mit Absicht zu einem Gegenstande des Spottes erwählt; daß man fortan nicht auf die Verschwiegenheit einer, in ihren heiligsten Gefühlen verletzten Frau rechnen dürfe; daß die Sache dann erst allgemein bekannt, großes Aufsehen machen und den darin verwikkelten Personen, ja, selbst der hohen Person Sr. Majestät höchst nachtheilig werden könne, wenn man die angefangenen Unterhandlungen plötzlich wieder aufgäbe."

Diese Vorstellungen thaten die bezweckte Wirkung. Gustav sandte noch einmal den Oberstallmeister Munck zu Sophie Magdalena, die seine Erklärung zufriedenstellend fand, oder sie wenigstens dafür annahm. In der Gesellschaft begegnete man sich sehr zuvorkommend und alles bekam einen heiteren Anstrich. Nach der Abendmahlzeit, nach welcher man sich zur Ruhe zu begeben pflegte, ging der König zur Königin, und sagte ihr mit seiner ganzen Liebenswürdigkeit, er habe ihr etwas unter vier Augen zu vertrauen, und bitte daher um Erlaubniß, ihr folgen zu dürfen. Lächelnd und erröthend reichte sie dem Könige die Hand; die Oberhofmeisterin und die

Kammerherrn sahen, daß die Majestäten ihrer diesmal nicht bedurften; das hohe Paar grüßte seine Umgebung und begab sich in die inneren Gemächer.

Der Hof und die Gesellschaft machten große Augen. Munck zeigte eine zufriedene Miene, der Reichsrath Scheffer konnte seine Freude nicht verbergen.

Nachdem Olivia die Königin entkleidet, und der König neben dem Schlafzimmer der Königin Schlafrock und Pantoffeln aus des Kammerdieners Hand empfangen, eilte Olivia zu ihrem Manne, um ihm anzuzeigen, daß beide Majestäten sich zur Ruhe begeben hätten. Diese angenehme Nachricht brachte der Mohr sogleich dem Reichsrath Scheffer.

Am folgenden Vormittag nach dem Lever, (das, nach der hergebrachten Etikette, in dem Schlafzimmer des Königs statt fand, wohin er sich von den Gemächern der Königin in Morgenkleidung begeben) ward dem Reiche die beglückende Nachricht bekannt, daß Ihre Majestäten nunmehr wirklich wie ein verheirathetes Paar lebten*). Das Antlitz des Königs strahlte von Freude, was den Kreis der Hofleute höchst angenehm berührte. Nur eine Person, und diese auch nur heimlich, knirschte mit den Zähnen und zeigte durch ihr gezwungenes Lächeln, wie schwer

*) In dem handschriftlichen Tagebuch des Reichskanzlers, Grafen Friedrich Sparre, wird der Reichsrath Graf Carl Friedrich Scheffer als derjenige genannt, der die Versöhnung zu Stande brachte, die der Geburt Gustavs IV. vorang ing.

ihr sein erkünstelt ruhiges Benehmen fiel. Es war der Herzog Carl. Die verstohlenen Blicke, welche er von Zeit zu Zeit auf Sophie Magdalene und Gustav warf, die beide glücklich und zufrieden aussahen, hatten viel von dem unheimlichen Ausdruck eines Cain.

Als der Hof bald darauf von Gripsholm aufbrach, um sich nach Ekolsund zu begeben, (wo das königliche Paar, so wie auch einige Zeit später im Schlosse zu Stockholm, auf demselben Fuße wie zu Gripsholm lebte, lehnte der Herzog von Södermanland die an ihm ergangene Einladung unter dem Vorgeben ab, daß der Zustand seiner Gemahlin ein so geräuschvolles Leben nicht vertrage. Die eigentliche Ursache war jedoch, daß Carl nicht Lust hatte, fortgesetzt seine böse Laune zu bekämpfen, die er in seines Bruders, des Königs, Gegenwart weder auslassen durfte noch mochte. Er suchte jetzt dagegen um so mehr die Freundschaft seiner Mutter zu gewinnen.

Obgleich Louise Ulrike weniger Werth auf Carl als auf Gustav legte, und eigentlich beide nicht besonders liebte, so haßte sie doch Sophie Magdalene von ganzem Herzen. Auf diesen Haß bauete nun der Herzog von Södermanland seinen Plan und seine Hoffnungen. Niemals sah man ihn so viel bei seiner Mutter, als in den Jahren 1777 und 1778; niemals besuchte er so fleißig Fredrikshof. Hier mischte er Unheil in den Freudenbecher des Königshauses; und indem er alle Leidenschaften seiner Mutter durch die Berührung ihrer schwachen Seiten in Bewegung zu

bringen suchte, glückte es ihm, ihren Haß auf Gustav und seine Gemahlin zu lenken, ohne daß er selbst dabei das Herz der Mutter gewann, oder auch nur gewinnen wollte.

Zehntes Kapitel.

Der General Pechlin hatte sich auf einige Zeit vom politischen Schauplatz zurückgezogen, da er es unter den gegenwärtigen Verhältnissen für unmöglich hielt, etwas Ersprießliches auf demselben zu wirken. Seine Gemahlin fuhr fort, den Winter in Stockholm zu verleben, wo sie denn auch sogar zuweilen an den Hof ging; der General fuhr jedoch fort, sein Gut Ålhult bei Calmar zu bewirthschaften. Dem Anscheine nach war er ein eifriger Landwirth. In dem einfachsten Kleide ging er auf seinen Äckern umher, besuchte die Ställe und sprach mit seinem Verwalter und seinen Knechten; aber an den Posttagen, wenn er sich in seinem Arbeits-Zimmer unbeobachtet wußte, mit welcher Eile öffnete er da das kleine Vorhängeschloß an der schmutzigen Posttasche, deren Farbe zwischen schwarz und braun schwankte! Alsdann nahm er die Zeitungen heraus und ordnete sie in zwei Abtheilungen — die der Hauptstadt kamen auf die eine, die deutschen auf die andere Seite. Hierauf prüfte er die Siegel und die Aufschriften, um die Reihenfolge zu bestimmen, in welcher er sie zu erbrechen habe. Diejenigen, welche sich auf Geld- und Wirthschaftsangelegenheiten bezogen, wurden unten gelegt, dann folgten die

seiner Frau, — am allerersten aber erbrach er die von politischen Freunden. Wer im Stande gewesen wäre, mit anzusehen, wie seine gewöhnlich ruhigen Züge sich belebten, wenn er irgend eine Nachricht von Gewicht, irgend einen Wink von einem bevorstehenden Bruch, oder irgend ein scharfsinniges Urtheil entdeckte, der mußte durchaus finden, daß die Landwirthschaft nichts als eine Maske für den Partei-Chef war.

Nachdem er eines Tages die Posttasche geöffnet, bemerkte er auf einem Briefe Curt's Hand. „Bravo!" sagte er halblaut, warf die Posttasche mit ihrem übrigen Inhalte auf die Seite, erbrach den Brief und las:

Stockholm, 30. Octbr. 1778.

„Mein werthester Bruder!

„So eben komme ich aus dem Reichssaale, wo der König die Stände begrüßte. Seine Rede klingt großartig und stattlich — sie verweigert nichts; — betrachtet man ihren Inhalt jedoch näher, so löst sich die ganze Sache in seine eigene Vergötterung auf. Seine Art zu regieren schwebt ihm beständig auf der Zunge, er weiß die Gerechtsame der Stände jedoch zu umgehen, und ich fürchte, er beabsichtigt, die Zeiten Carl's XI. zurückzuführen. Wenn es das Holstein-Gottorp'sche Haus mit solchen Schatten-Ständen zu thun bekommt, wie die waren, mit denen das Pfalz-Zweibrücken kämpfte, so ist es bald aus mit uns.

Die Thronrede enthält unter Anderem eine sehr passende und bedauernde Erwähnung von Linnés Hintritt zu Anfange dieses Jahres. Dieser Greis brachte

unserm Lande, als der erste Gelehrte seiner Zeit, große Ehre, und mischte sich niemals in politische Angelegenheiten, die gänzlich außerhalb seines Wirkungskreises und seiner Begriffe lagen. Der König verletzte daher Niemand, als er seiner gedachte, und außerdem hatte Linné den Ständen manche Aufmunterung, manchen wissenschaftlichen Auftrag und manche freigebige Unterstützung zu danken. Das Beileid war daher in jeder Beziehung am rechten Ort, und machte einen angenehmen Eindruck. Der König hat früher selbst die Zeichnung zu der Schaumünze geliefert, die zu Linné's Gedächtniß geschlagen worden. Auf der einen Seite befindet sich das Brustbild des großen Gelehrten, auf der andern eine Cybele in trauernder Stellung, umgeben von den Sinnbildern der drei Naturreiche. Die Inschrift heißt: „**Deam luctus angit amissi,**" und im Abschnitt: „**Post obitum. A. D. Januarii 1778. Rege jubente.**"

„Der Staat wird als ganz besonders blühend dargestellt. Seit funfzig Jahren soll er nicht in einem so vortrefflichen Zustande gewesen sein. Das ist natürlich ein Ausfall auf die Zeit der Ständeherrschaft, die zu schmähen an der Tagesordnung ist. Ich habe jedoch über den Staatshaushalt des Königs meine eigenen Gedanken. Alle seine Vergnügungen, Lustbarkeiten, Feste, Reisen, Schauspiele, Bauten, Günstlinge, Dichter, Künstler, Kunstsachen und Unternehmungen der mannigfaltigsten Art, kosten so ansehnliche Summen, daß es meiner Ansicht nach unmöglich ist, sie mit den gewöhnlichen Staatseinnahmen zu bestreiten. Wir werden schon sehen, was die Sache für ein Ende nimmt."

„Uebrigens sind vielen Ständemitgliedern durch die Stelle in dem Einberufungsschreiben zum Reichstage die Augen aufgegangen, in welcher es heißt, „daß der König wegen des großen Gedeihens des Landes, (welches ihn in den Stand gesetzt, der Hülfe der Reichsstände weniger zu bedürfen), Bedenken getragen haben würde, den Reichstag auszuschreiben, wenn es Gott nicht gefallen hätte, das Maß der Gnade gegen König und Land durch den gegenwärtigen gesegneten Leibeszustand der Königin voll zu machen.“

„Der König bedarf also der Stände nicht weiter — (darum bedarf das Land ihrer erst recht, wie ich glaube) — und es ist von jetzt an nur eine Gnade von ihm, wenn er sie einberuft. Dies Bekenntniß war fast ein wenig zu offen, uud zeigt, wie sicher er sich fühlt. Den Kurzsichtigsten ist dadurch ein Licht aufgegangen. Selbst Sprengtporten — einer der Werkmeister des Jahres 1772 — fängt an, über sein opus nachdenklich zu werden. Um ihn bei guter Laune zu erhalten, soll ihm — wie man sagt — das blaue Band zugedacht sein, und so auch dem Horn, von dem ich glaube, er würde sich sehr bald von „Gustav's Freund“ in „Gustav's Feind“ verwandeln, sobald „Gustav's Gnade“ aufhörte.“

„Fersen ist bei Hofe gut angeschrieben, er ist aber kein Kriecher, das muß man zugeben, obgleich seine Ansichten mit den unsrigen nicht übereinstimmen. Er ist sehr kalt und gemessen gegen die Hofpartei. Meine unmaßgebliche Meinung ist, daß man ihn fürchtet und sich

freuen würde, wenn er, mit einem Mühlsteine am Halse, da läge, wo das Meer am tiefsten ist."

„Toll trägt die Nase hoch und fängt an, eine bedeutende Rolle zu spielen. Du hattest Recht, als Du vor einigen Jahren behauptetest, es werde sich aus dem Menschen etwas machen lassen. Er hat in der That viel Kopf und Entschiedenheit, ist eifrig und dreist; doch weiß er nichts von Grundsätzen, den ausgenommen, dem Hofe blindlings zu gehorchen. Er ist die Hauptstütze und die Seele der Gustavianer, wie die Hofpartei sich gegenwärtig nennt. Zu ihr gehören auch Lilljehorn, Bergenstråhle vom Svea-Hofgericht, und Andere, die im Jahre 1772 thätig gewesen."

„Mit des Königs Senat — Gott bessere ihn! — steht es nicht besonders. Zur Zeit der Ständeherrschaft war er doch ganz etwas Anderes! Die gegenwärtigen Rathsherren, — diejenigen nicht ausgenommen, welche zur früheren Opposition gehörten, — sind fast mehr Hofleute als Senatoren, und legen mehr Werth auf die Gunst der Hofpartei als auf die Achtung des Landes. Was ich am wenigsten geglaubt hätte, aber doch wahr sein soll, ist, daß auch Höpken sich beugt. In der öffentlichen Meinung haben alle diese Herren schon bedeutend verloren, und sie sind fast eben schlecht angeschrieben, wie die Räthe Carl's XI. und Carl's XII. es waren."

„Du wirst hier nicht nur von Freunden, sondern auch — ja fast noch mehr — von Staatsmännern vermißt. Es mag tief berechnet sein, durch eine vorgeschützte Gleichgültigkeit gegen politische Angelegen-

heiten — wie Du sie gegenwärtig zeigst — den Leoparden einzuschläfern; doch schmeichelt es der Eitelkeit gewisser Leute, Dich außer Thätigkeit gesetzt zu haben. Deine Frau erzählte mir, der König habe sie bei der letzten Cour mit der größten Aufmerksamkeit behandelt und sie angelegentlich gefragt, ob Du nicht zum Reichstage herkommen würdest. Mit der Geistesgegenwart und Feinheit, die Deiner Frau eigen sind, hat sie mit „Nein" geantwortet, sich jedoch erboten, wenn der König Deine Gegenwart beföhle, sogleich an Dich zu schreiben. Die Feinheit der Antwort überraschte ihn, gefiel ihm jedoch zugleich, denn er versteht sich im hohen Grade auf dergleichen, was ihm Niemand absprechen kann. Er sagte ihr daher auf der Stelle eine jener feinen Artigkeiten, die ihm stets zu Gebote stehn, und die er so gut anzubringen weiß; doch bat er sie, sich um Gottes willen die Mühe Deiner Herberufung zu ersparen *).

„Daß Frietzky und Hummelhjelm zu denen gehören, auf die man sich verlassen kann, ist Dir wohl nichts Neues; aber was sagst Du dazu: der Herzog Carl wird nach und nach immer freundlicher gegen diejenigen, welche unzufrieden aussehn. Dies steht in Zusammenhang mit der täglich erwarteten Niederkunft der Königin, über welche die sonderbarsten Gerüchte in Umlauf sind, deren Entstehung man bis Fredriksh of und Rosenberg nachgespürt haben will. Außerdem hat der

---

*) Historisch.

Herzog Carl die alten abgeschmackten Gerüchte von einem Verhältniß der verwittweten Königin mit dem seligen Sinklair wieder aufgewärmt, und seiner Mutter erzählt, die Königin habe dies Gerede in Umlauf gesetzt. Der Herzog fischt gern im Trüben, wie Du weißt. Man könnte ihn dazu verwenden, den König durch ihn im Zaum halten zu lassen, wenn ich nicht von zuverlässigen Leuten, die den Herzog genau kennen, gehört hätte, daß auf ihn nicht zu bauen sei, da er einem augenblicklichen Vortheil die Zukunft und alle diejenigen opfere, welche sich ihm anvertrauten."

„Da weder die verwittwete Königin, noch der Herzog Carl im Stande sind, ihr Spiel so fein und geheim zu treiben wie der König selbst, so erhielt er bald Nachricht davon, und führte jetzt einen Meisterstreich aus, wie ihn Mazarin kaum zu Stande gebracht haben würde. Er rief sämmtliche Mitglieder des königlichen Hauses und alle Reichsräthe zusammen, und theilte ihnen zur gemeinsamen Ueberlegung die Gerüchte mit, welche in Bezug auf die gesegneten Leibesumstände seiner Gemahlin im Lande verbreitet worden. Du kannst Dir leicht den Verdruß der verwittweten Königin und den Schreck des Herzogs über die offene Art und Weise denken, mit welcher der König hier zu Werke ging. Natürlich erschöpften sich alle in Aeußerungen des Abscheus über dergleichen verläumderische Erfindungen. „Ich hätte nicht die geringste Notiz von diesen Gerüchten genommen," sagte der König jetzt, „und diese Aeußerungen des Abscheues genügten, wenn jene Verläumdungen nur mich und meine Gemahlin träfen; aber sie treffen

auch Schweden und seine Zukunft. Darum muß Sorge getragen werden, daß sich ein Gegengift vorfinde, und zwar ein solches, das noch wirkt, wenn jene elenden Erfindungen sich auch auf die nachkommenden Geschlechter fortpflanzen sollten." Er ließ daher die Erklärung aufsetzen und unterschreiben, — „die Versammelten hätten mit Bestürzung und Verdruß erfahren, Uebelgesinnte wären bemüht gewesen, Gerüchte zu verbreiten, welche einen Schatten von Zweideutigkeit auf die gesegneten Umstände der Königin würfen; — Gewissen, Ehre und Vaterlandsliebe machten es ihnen zur Pflicht, vor der Mit- und Nachwelt gegen diese Gerüchte zu protestiren, deren Erfindung man so thöricht gewesen, der verwittweten Königin und dem Herzoge Carl zuzuschreiben, vor welchen Gerüchten diese jedoch den größten Abscheu hegten; und ihr Herz und ihre Wahrheitsliebe veranlasse sie dazu, hiermit bestimmt zu erklären, daß das Kind, welches Ihre Majestät unter dem Herzen trage, ein legales und folglich des schwedischen Thrones rechtmäßiger Erbe sei, den sie hiermit sammt der hohen Mutter der Gnade der Vorsehung empföhlen *)."

„Diese Erklärung wurde von der verwittweten Königin, den Herzögen, der Prinzessin und sämmtlichen Reichsräthen unterzeichnet."

„Der Kreis derjenigen, mit denen ich während mei-

*) Das Original dieser in historischer und politischer Beziehung gleich wichtigen Verhandlung fand sich versiegelt — wenigstens noch bis 1809 — im geheimen Archiv vor.

nes diesmaligen Aufenthaltes in Stockholm näher umgehe, ist nicht besonders ausgedehnt. Ein Mann in Ungnade, ein abgesetzter und verfolgter Beamter, kann höchstens denjenigen willkommen sein, die mit offenem Visir eine Lanze mit der Hofpartei brechen. Nur das Schröderheim'sche Haus macht eine Ausnahme davon, und Frau v. Schröderheim ist es, der ich dies zu danken habe. Sie ist im Herzen nichts weniger als gustavianisch gestimmt. Selbst bei Hofe wegen ihrer Schönheit, ihres Geistes und feinen Tones gefeiert, nimmt sie es gleichwohl übel, daß der König den Frauen und Töchtern der Familien von altem Adel doch noch mehr Aufmerksamkeit beweist; und sein offen ausgesprochener Satz, Frauen müßten sich nur um ihr Haus, ihre Vergnügungen und ihre Reize, aber niemals um den Staat bekümmern, hat ihn nun gänzlich um ihre Gunst gebracht. Sowohl aus Liebe zu ihrem Gemahl, als auch um seine Carrière nicht zu verderben, spricht sie ihre eigentlichen Gedanken nur unter vier Augen und gegen Leute aus, auf welche sie sich verlassen kann; sie freut sich aber mehr darüber, wenn der König einen Anhänger verliert, als ihr Gemahl, wenn der König einen gewinnt. Schröderheim befindet sich in Bezug auf mich zwischen zwei Feuern: zwischen dem Könige und seiner Frau, — zwischen dem Glücke und seiner Ueberzeugung, — zwischen der Hofgunst und seinem Herzen. Sei es nun aus Gleichgültigkeit gegen gesellige Verbindungen, oder aus Berechnung, daß der König sich verträglich zeigt, — genug, Gustav thut so, als bemerkte er nicht, mit wem seine Günstlinge im gewöhnlichen

Leben umgehen, und begegnet denen, gegen welche er eigentlich eingenommen ist, doch immer persönlich mit Höflichkeit. Heimlich mag er dabei vielleicht die Absicht haben, sich möglichst viel Anhänger dadurch zu gewinnen."

„Uebrigens lebt man im Schröderheim'schen Hause auf eine ganz eigene Weise. Beide Gatten laden ihre Freunde ein, die oft zusammtreffen, ohne sich auch nur im mindesten zu kennen, und von der Frau dem Herrn vom Hause, und von ihm ihr vorgestellt werden. In diesem Gewimmel von Beamten in und außer Dienst, von Dichtern, Künstlern, Staatsmännern und Kaufleuten, wird eine Person mehr oder minder kaum bemerkt, und man kommt nicht dazu, die politischen Gesinnungen der Einzelnen kennen zu lernen."

„Ich habe wohl ganz besonders Grund genug, mich bei dem königlichen Günstling so still wie möglich zu verhalten, nachdem mein Sohn in seinem Hause wie ein eigenes Kind aufgenommen worden. Dieser mag dort Welt und Menschen kennen lernen, sowie auch das, was man unter Lebensart versteht; dennoch fang' ich an, die Folgen der vielen Eitelkeit, welche ihn dort umgiebt, und die schöne vier und zwanzigjährige Pflegemutter bei dem zwei und zwanzigjährigen Jüngling zu fürchten, den sie ihre „Provinzrose" nennt. Es fehlte weiter nichts, als daß mein einziger Sohn verzogen würde, und ich mich genöthigt sähe, ihn fortzunehmen. Seinem Aufenthalte in jenem bisher kinderlosen Hause kann man wenigsten keine eigennützigen Absichten von meiner Seite beimessen, denn Schröderheim, obgleich er ein Günst-

ling des Königs ist, hat doch nichts im Uebermaß als — Schulden."

„Das Beste habe ich aber bis zuletzt aufgespart: am häufigsten bin ich bei Deiner verehrungswürdigen Gemahlin. Sie läßt alle Tage für mich ein Couvert auf ihrem Tisch bereit halten, hat mir eins von Deinen Zimmern überlassen, und ich schreibe Dir daher diese Zeilen an Deinem eigenen Schreibtisch. Ist der Reichstag zu Ende, so bekommst Du auf Ålhult einen Besuch von

Deinem

unveränderlich getreuen Freunde
und Bruder
Curt."

Elftes Kapitel.

In demselben Kabinet zu Fredriksho f, in welches der Leser im sechsten Kapitel eingeführt wird, befanden sich eines Abends die Königin Mutter und die Prinzessin beisammen. Die Mutter ging in erlittener Aufregung heftig auf und ab; die Tochter, mit verweinten Augen, ein Schnupftuch in der Hand, lehnte sich in die Ecke eines Sophas. Die dienstthuenden Hofleute weilten in den äußeren Gemächern, und schienen nicht besserer Laune als die Herrschaften zu sein. Auf den Marmorconsolen von den Spiegelpfeilern brannten die Kerzen in den silbernen Armleuchtern, so wie auch die auf dem Kronenleuchter. Die Wände waren mit den Bildern Friedrich Wilhelm's I. und der Königin Sophie Dorothee von Preußen, der Tochter Georgs I. von England, (den Eltern von Louise Ulrike), Friedrichs II., ihres Bruders, und ihres Gemahls, Adolph Friedrichs von Schweden, geschmückt. Unter diesen Bildern hingen in einem etwas kleineren Maßstabe die Portraits ihrer vier Kinder, von denen jedoch die der beiden älteren, Gustav's III. und des Herzog Carl's Bild, mit grün-seidenen Vorhängen verhüllt waren. Auf der Marmorconsole zwischen den Armleuch-

tern tickte eine Stutzuhr, und vor dem Sopha stand ein Tisch in reicher Abeit, auf welchem neben der Stickerei der Prinzessin zwei erbrochene Briefe lagen. Auch auf diesem Tisch brannten helle Kerzen auf silbernen Leuchtern.

„Schon sieben Uhr!" rief die Prinzessin, indem sie bei dem Schlage der Uhr aufsprang, „und man hört noch nichts von Badin und Charlotte. Mein Gott, wenn dem armen Kinde nur kein Unglück wiederfahren ist."

„Das ist nur allzu möglich!" antwortete die Königin Mutter barsch; „es gehört zu meinem bitteren Geschick, daß auch du mir schwere Tage machst, damit ich vor Kummer über meine Kinder bald ins Grab komme."

„O Gott!" rief die Prinzessin schluchzend, „womit habe ich so harte Worte von meiner sonst so liebreichen Mutter verdient!"

Die Blicke beider begegneten sich, und das Mutterherz ward weich. „Du weißt, ob ich Dich liebe," fuhr Louise Ulrike fort; „aber die unwürdige Handlungsweise Deiner ältesten Brüder ist beinah im Stande, die Gefühle der Natur in meiner Brust zu ersticken."

„Ich bin weit davon entfernt, sie vertheidigen zu wollen," antwortete die Prinzessin, „und Carl, der alles dahin brachte, verdient gar keine Entschuldigung für seine Uebereilung; aber sie sind bei alle dem meine Brüder; ich soll, ich muß Deinen Edelmuth anrufen, beste, geliebteste Mutter! Vergieb ihnen noch einmal, vergieb ihnen Friedrich's und meinetwegen, die Dir so lieb

sind und Dich niemals wissentlich kränkten oder beleidigten."

„Nein, diesmal ist es zu weit gegangen, als daß ich es jemals verzeihen könnte! Gustav's Beleidigung ist zu verwundend und öffentlich, und Carl's Doppelzüngigkeit zu hassenswürdig. Ich kann ihnen niemals vergeben!"

Die Prinzessin wußte nur zu gut, daß, so lange der Zorn in der Seele ihrer Mutter tobte, jede Bitte um Verzeihung völlig überflüssig war; sie schwieg daher, und hoffte auf gelegenere Zeit, um für ihre ältesten Brüder zu bitten.

Ein Wagen rollte in den Schloßhof.

„Endlich kommt Badin mit Charlotte!" rief die Prinzessin lebhaft.

Statt dessen trat der Herzog Friedrich ein.

„Ich hoffte kaum, Dich hier zu sehen," nahm die Königin das Wort; „Du hast also doch mehr Achtung vor Deiner Mutter als Gustav, und mehr Achtung vor Dir selbst als Carl."

„Ich beklage meine Brüder, wenn sie sich den Unwillen meiner theuren Mutter zuzogen; aber ich begreife nicht, auf welche Weise ich bei Dir ein solches Mißtrauen erregen konnte?"

„Du hast Dich seit einigen Tagen nicht hier gezeigt; ich fürchtete deshalb, Du möchtest einen Anfall von Carl's feiger Vorsicht bekommen haben. Sieh' hier, lies selbst, wenn Du nicht bereits von Deinen Brüdern oder deren Hof die schöne Geschichte erfahren."

Die Königin Mutter nahm die beiden auf dem Tische liegenden Briefe, und reichte sie dem Herzog.

Sie waren von ihren beiden ältesten Söhnen geschrieben. Der König bat sie, sich nicht am Hofe oder sonst außerhalb zu zeigen, so lange die Festlichkeiten auf Anlaß der Geburt des Kronprinzen dauerten. Ihre übereilten, obgleich widerrufenen Aeußerungen über die Schwangerschaft der Königin wären sowohl dieser als dem Publikum bekannt. Der König fürchtete daher, daß nicht nur seiner Gemahlin ein Zusammentreffen mit ihrer Schwiegermutter während der gefahrvollen Wochenzeit schädlich sein, sondern daß der Königin Mutter selbst Beleidigungen vom Volke widerfahren möchten, wenn es sie bei Festlichkeiten erscheinen sähe, deren glückliche Veranlassung sie zu verbittern gesucht. Der König beschwor daher seine Mutter in den artigsten Ausdrücken, sich bis auf Weiteres in ihren Gemächern zu halten, und meldete ihr, daß, ihrer persönlichen Sicherheit wegen, er die Wache in Fredrikshof habe verdoppeln lassen. Es war mit einem Wort eine feine und höfliche, aber ganz verständliche Auferlegung von Hausarrest in ihrem Schlosse, den Louise Ulrike unter den obwaltenden Umständen nicht zu brechen wagte.

Prinz Carl dagegen meldete seiner Mutter, daß seine Gemahlin von dem Inhalte des königlichen Schreibens Kunde erhalten, und er bat, daß seine Mutter ihm vergeben möge, wenn er sie — um den Mißdeutungen und dem Zorn des Königs zu entgehen — so lange nicht besuchte, bis der König ihr das Ausgehen wieder gestatten würde; er thue dies nur, um sie beide desto eher

wieder mit dem Könige zu versöhnen, und lasse daher auch noch die Bitte an sie ergehen, ihm weder Brief noch Botschaft zu senden, damit weder die Neugier noch das Mißtrauen des Königs gereizt werden.

„In der That, meine geliebte Mutter," sagte der Herzog von Oestergothland, indem er die Briefe zusammenlegte, „diesmal ist Ihr Unwille gerecht, und ich theile ihn von ganzem Herzen. Gustav's Betragen ist unverantwortlich, und Carl's ist noch niedrig obenein. O, daß meine Liebe und Aufmerksamkeit gut zu machen vermöchte, was meine älteren Brüder gefehlt haben!"

Der Prinz küßte die Hand seiner Mutter; sie umarmte ihn, indem sie sagte:

„Du bist ein Sohn, der eines Thrones würdig wäre, — und ich muß ihn Söhnen überlassen, die nicht werth sind, unter meinem Herzen geruht zu haben!"

„O, mein Bruder, mein Friedrich!" rief die Prinzessin, sich an seine Brust werfend, „wie herrlich leuchtet Dein edles Herz durch all' Dein Betragen hindurch! Wie sehr verdienst Du, glücklich und geliebt zu sein!"

„Aber sage mir aufrichtig, Friedrich," fragte die Königin Mutter, „ob Du der Meinung bist, daß ich mich diesen beleidigenden Anordnungen fügen und in diesen Tagen zu Hause bleiben soll; oder ob es nicht besser und meiner würdiger ist, wenn ist öffentlich zeige, daß eine Mutter und ein gekröntes Haupt sich den Launen eines unnatürlichen Sohnes, der zufällig König ward, nicht zu fügen braucht?"

„Die Vorsicht gebietet, meine geliebte Mutter, sich in diesem Falle nach Gustav's Wink zu richten; nicht,

weil ich ihm zutraute, daß er gegen seine eigene Mutter, gegen ein gekröntes Haupt, Gewalt gebrauchen könnte, — sondern weil er der Abgott des Volkes, — weil das Volk jetzt voll Jubel und Freude über die Geburt des Kronprinzen ist, und die unseligen Zwistigkeiten kennt, die in unserem Hause dieser großen Begebenheit vorangingen; das Volk könnte sich das Aeußerste erlauben, wenn es beim Anblick meiner Mutter glaubte, sie zeige sich nur, um der allgemeinen Freude zu spotten; denn leider schreibt das Volk nur meiner theuren Mutter unsere Uneinigkeit zu; Carl hat sich zurückgezogen und..."

„Du schweigst? Sprich Deine Meinung aus!"

„Er ist mein Bruder.... jedoch.... meine Mutter soll alles wissen. Ja, Carl hat heimlich das Gerücht verbreitet, Sie allein trügen die Schuld jener übereilten Aeußerungen, die wir alle schriftlich widerrufen, von denen das Volk aber dennoch meint, daß sie nur erfunden waren, um die Freude Gustav's, meiner Schwägerin, und des ganzen Landes zu verbittern."

„Die Freude des ganzen Landes! Ja, so heißt es immer! Ich weiß von Alters her, was das zu bedeuten hat. Mich kann man nicht mehr mit solcher Comödie bethören!"

„Vergebung, meine Mutter, aber diesmal irren Sie. Die Freude über die Geburt des Kronprinzen ist so groß und allgemein, daß man unmöglich die Aufrichtigkeit derselben bezweifeln kann. Ich bin Augenzeuge davon gewesen. Von der Minute an, daß die Entbindung verkündet ward, waren nicht nur die Zimmer des Schlosses von jeder Art von Leuten dicht voll gedrängt; nein,

Hofleute, Beamte, Offiziere, Geistliche, Künstler, Dichter, Bürger, Handwerker, Landleute und, weiß der Himmel was alles, waren sogar in den Schloßhöfen, vor dem Schloß, längs des Schloß- und Kirchberges, ja sogar auf der andern Seite bis Frangsund versammelt, und überall stand es wie ein dichtes Gewölk von Menschen. Sobald die Geburt des Kronerben verkündigt ward, ertönte das Hurrahrufen so gewaltsam und anhaltend, als wollte das Volk die Kanonen überstimmen, deren Donner die Nachricht verkündete. Im Schlosse selbst zeigte sich die Menge in des Wortes vollster Bedeutung ganz hingerissen. Menschen, die vielleicht zum ersten Mal unter einem Dach zusammen waren, umarmten, küßten und beglückwünschten sich. Reichsräthe und Handwerker reichten einander die Hände, und sprachen, als ob sie alte Bekannte wären. Hofdamen und Landleute begrüßten sich mit schwesterlicher Vertraulichkeit. Man weinte, lachte, schrie, daß einem das Trommelfell hätte springen mögen. Als die Oberhofmeisterin das Kind in der großen Galerie herumtrug, entstand ein solcher Lärm, daß ich mich wundere, wie das Kind mit dem Leben davon gekommen. Ich begreife nicht, wie die Königin, die doch ziemlich nahe lag, es aushalten konnte. Ja, man faltete die Hände und sprach laute Gebete für den kleinen Prinzen. Es fehlte wenig, so hätte man Kirchenlieder und das Te deum angestimmt. Als Gustav sich in der Galerie zeigte, hätte man ihn aus lauter Entzücken und Enthusiasmus fast todt gedrückt. Man küßte seine Hände, seine Kleider, und Sie wissen, meine Mutter, wie liebenswürdig und einnehmend er sein kann, wenn

er will. Und so wie in diesem Augenblick habe ich ihn niemals gesehen. Seine großen Augen leuchteten zugleich von Geist, Freude und Majestät. Er umarmte die Leute rechts und links und sprach mit allen, die ihm in den Weg kamen oder sich ihm naheten. Er sah wie ein Gott aus, und wie ein solcher ward er angebetet.... *)."

„Ein Gott gegen jeden andern; nur gegen sein eigenes Blut, besonders gegen seine Mutter, ein Teufel," fiel die Königin Mutter ein.

„Der allgemeine Jubel ist damit noch nicht zu Ende," fuhr der Herzog fort. „Die Bürger Stockholms bewirthen diesen Abend das Volk mit Speise und Trank, in einem 80 Ellen langen Saal von Brettern, der, auf Norrmalmsmarkt aufgeschlagen, seine Hauptfront dem Schlosse zukehrt. Ich konnte mich kaum durch die Volksmassen drängen, als ich vorher die Transparente des Gebäudes in Augenschein nehmen wollte. Sie stellen die Freude der Hauptstadt über die Geburt des Kronprinzen dar, und darunter die Worte: Amor urbis et orbis **)."

„In der That, wer Gustav nicht genauer kennt, der möchte auf die Vermuthung kommen, er habe wirklich nur auf meine Entfernung gedrungen, um mich vor den Folgen der gegenwärtigen Volksstimmung zu schützen."

---

*) Diese Vorgänge in den königlichen Kammern bei der Geburt Gustav's IV. sind der Erzählung eines Augenzeugen entlehnt.

**) Stockholm von Elers. Zweiter Theil, Seite 151.

„Dies ist auch die allgemeine Meinung."

„O, der listige Heuchler! Wie schlau er alles berechnet! Wie er jederzeit versteht, zwei Fliegen mit einer Klappe zu tödten! Während er mich wie eine Gefangene in meinem eigenen Schlosse festhält, (denn nichts anderes bedeutet meine verdoppelte Ehrenwache), bildet er dem leichtgläubigen Volke ein, es sei diese Maßregel nur die Folge der Zärtlichkeit eines Sohnes und steigert dadurch den allgemeinen Rausch. Wie jener Beylon mich betrog, als er unter der Regierung meines höchstseligen Gemahls behauptete, Gustav baue seine ganze Zukunft auf meine Weisheit, und hoffe zuversichtlich, ich werde ihn erleuchten und führen, wenn er einst selbst König würde! Ich würde mich sonst wohl gehütet haben, seine ehrgeizigen, herrschsüchtigen Plane zu unterstützen, denen ich, seine eigene Mutter, als himmelschreiendes Opfer gefallen!"

Von Neuem hörte man jetzt einen Wagen in den Hof rollen, und bald darauf trat Badin, mit der kleinen Charlotte an der Hand, in das Gemach.

Das Kind hüpfte zuerst in die ausgebreiteten Arme der Prinzessin, küßte hierauf der Königin Mutter die Hand, reichte ihren kleinen Rosenmund dem Herzoge und sprang dann in die Arme Sophie Albertinens zurück.

„Du hast heute lange auf Dich warten lassen, Badin," nahm die Prinzessin das Wort; „wir wurden über die Verspätung fast unruhig."

„Hoheit mögen Gott danken, daß ich mit dem Kinde glücklich angekommen bin," antwortete der Mohr.

„Wie das? Was ist vorgefallen? Erzähle es uns!"

riefen gleichzeitig Mutter und Tochter, während auch die Blicke des Herzogs, eben so eifrig fragend, sich auf den Mohren hefteten.

„Erst dauerte es eine lange Zeit, ehe das Kind mir folgen konnte, denn als ich in die Pensionsanstalt von Madame Forßberg kam, waren alle Kinder mit den heitersten Spielen beschäftigt; es herrschte große Freude im Hause, und Madame sowohl als ich hielten es für Sünde, diese Freude zu stören. Sie sind immer so betrübt, wenn ich Charlotte von ihnen weghole, und diesmal schien sie selbst gern noch spielen zu wollen. Als wir endlich von Madame Forßberg wegfuhren, ließ ich den Kutscher den Weg über den Norrmalmsmarkt nehmen, um der Kleinen die Transparents zu zeigen. Aber, Du himmlischer Vater, welch Unwesen und welch Unglück gab es hier! Die Freude ist in Trauer, das Hurrahrufen in Angstgeschrei und Todesseufzer verwandelt worden. Man hatte vergessen, dem Gebäude, in welchem Speise und Trank verabreicht ward, hinlängliche Ausgänge zu geben. Natürlich strömte Alles hinein, und die Nachdrängenden hinderten diejenigen, welche bereits ihr Theil empfangen und jetzt zurückgehen wollten, die Thüren zu erreichen. Die Stockung wuchs mit jedem Augenblick, eben so wie die erwachende Furcht und die Gefahr. Endlich brach das Unglück los. Als das Gebäude keinen mehr fassen, aber auch keiner hinaus konnte, weil große Menschenmassen vor der Thüre standen, die den Eingang erzwingen wollten, so hörte man bald Angstgeschrei und jammervollen Hülferuf; viele wurden todt getreten, andere erdrückt und Haufen von

Leichen und Verwundeten trug man endlich auf Bahren fort *)."

„Ein herrliches Freudenfest!" brach Louise Ulrike mit höhnischer Kälte aus.

„O Gott, die armen Aeltern, Kinder und Geschwister, die auf so furchtbare Weise von einander getrennt wurden!" rief die Prinzessin mit hellen Thränen in ihren schönen Augen.

„Lebt wohl indeß! theure Mutter und geliebte Schwester," sprach der Herzog, griff nach dem Hut und eilte zur Thür.

„Wohin?" fragte die Königin Mutter.

„Zu den Unglücklichen," antwortete der Prinz, „um, so viel in meiner Kraft steht, zu helfen und zu trösten."

„Aber bedenke die Gefahr!" meinte die Mutter.

„Gerade da müssen die Schweden ihre Fürsten treffen," rief der Herzog, warf ihnen einen Kuß zu und eilte fort. Bald darauf hörte man seinen Wagen davonrollen.

„O der edle, der liebenswürdige Menschenfreund! O mein Friedrich, mein heiß geliebter Bruder!" rief die Prinzessin.

„Er verdiente König zu sein! So möchte ich es; doch das Schicksal ist ungerecht und thöricht," bemerkte die Mutter.

Die kleine Charlotte war indeß unruhig im Zim-

---

*) Historisch.

mer umher gelaufen, und suchte in den Blicken der Andern zu lesen.

„Wann befehlen Majestät und Hoheit, daß ich die Kleine wieder zurückbringen soll?“ fragte Badin.

„So lange nicht, als noch die geringste Unruhe in den Straßen ist,“ fiel ihm die Prinzessin lebhaft ins Wort.

„Das Kind bleibt diese Nacht hier!“ sagte die Königin, und gab dem Mohren einen Wink, sich zu entfernen.

Zwölftes Kapitel.

Das Gebell von zwei zottigen Kettenhunden und das Knarren des roth angestrichenen Gitterthors, welches geöffnet wurde, weckten den General Pechlin aus seinem Mittagsschläfchen. Er stand vom Sopha auf, gebot einem Spitz Ruhe, der auf einem ledernen Kissen unterm Ofen zu knurren anfing, und trat ans Fenster. So eben kam ein Wagen auf den Hof gefahren, hielt vor dem Hause an, und — Curt stieg aus.

„Nun — das nenn' ich Wort halten," rief der General, und streckte seinem Freunde die Arme entgegen, als dieser ins Haus trat. „Sei mir tausendmal willkommen, mein Herzensbruder."

„Viele Grüße von Deiner Frau und Deinen Kindern, und vollständigere Nachrichten, als man einem Briefe auvertrauen kann, das ist alles, was ich Dir mitbringe," antwortete Curt, indem er den Mantel ablegte.

„Hast Du Mittagbrot gegessen?"

„Schon längst."

„Nun, zuerst eine Tasse Caffee, ein gutes Glas Wein später, und eine Pfeife zuerst und zuletzt, das wirst Du hoffentlich nicht verschmähen."

„Nein, gewiß nicht! Erlaube nur, daß ich zuerst den Skjuts-Bauer bezahle und meine Sachen ins Haus schaffen lasse.“

Dem Angekommenen wurde ein Gastzimmer angewiesen, welches dem Arbeitszimmer des Generals gegenüber lag, und der Bediente trug alle Sachen aus dem Wagen hinein.

Bald darauf saßen die beiden Freunde auf dem Sopha, welches der General kaum verlassen hatte; vor ihnen standen auf einem Tischchen zwei Tassen und eine blank gescheuerte, kupferne Kaffeekanne.

„Jetzt erzähle, lieber Bruder, — erzähle! Ich bin ganz Ohr!“ sagte der General.

„Das will ich thun, aber unter der Bedingung, daß Du mir erlaubst, mitunter ebenfalls ganz Ohr zu sein, um nämlich Dein Urtheil über dies und das zu hören.“

„Nun gut.“

„Wir haben ein **Te Deum** gesungen, weil uns und unsern Nachkommen ein künftiger Beherrscher geboren worden; wir haben unser Geld mit vollen Händen fortgeworfen, und wir kehren in Bezug auf unsere Rechte mit langen Nasen zurück: das ist kurz gesagt alles, was ich zu erzählen habe.“

„Kurz gesagt, ja — gewiß; aber nur etwas zu kurz gesagt. Du zwingst mich, ein kleines Examen mit Dir vorzunehmen. Erzähle mir zunächst alles, was mit der Geburt des Thronerben in Verbindung steht.“

„Von der durch den Herzog Carl veranlaßten Uebereilung der verwittweten Königin und von der

schriftlichen Erklärung, welche sich der König darauf von den Mitgliedern seines Hauses und den Reichsräthen ausstellen ließ, weißt Du bereits. Fein und beharrlich ist er in seinen Plänen, das muß man zugeben, und niemals thut er etwas nur zur Hälfte. Sobald der Thronfolger geboren war, bat er die Reichsstände zu Gevatter und trug ihnen auf, dem Kinde selbst den Namen zu geben. Du kannst Dir leicht denken, welchen Eindruck das machte, und wie entzückt sie darüber waren. Nie hat ein Verliebter seiner Schönen so viel Liebe und Treue geschworen, als jetzt die Stände dem Könige und dem neugeborenen Prinzen, welchen sie „Gustav Adolph" nannten, und dem sie 500000 Reichsthaler als Pathengeschenk verehrten."

„Das ist ein wahres Meisterstück vom König, — soviel muß ich sagen! Die Thronerben in unsern beiden Nachbarstaaten, Catharina's Sohn Paul, und Friedrich, der Sohn der Caroline Mathilde, könnten sich Glück wünschen, wenn sie im Stande wären, eben solche Dokumente über ihre Thronfolge aufzuweisen. Der unsrige ist bis zum Ueberfluß damit ausgerüstet. Von der einen Seite die schriftliche Versicherung der verwittweten Königin, der Herzöge, der Prinzessin und der Reichsräthe, — wozu jetzt noch, wie ich von meinen Vettern, dem Grafen Floor in Holstein, erfahren habe, die feierliche Anerkennung des Erbrechtes unseres Thronfolgers auf Dänemark und Norwegen von dänischer Seite kommt*); — von der andere Seite die Gevatterschaft

*) Mein Cousin! Da ich schon längst wünschte, meinem

der Reichsstände, das Pathengeschenk und die Namen, welche sie ihm gegeben. Dies alles wäre im Stande, eine wer weiß wie niedrige Herkunft unwirksam zu machen. Es könnte, wenn es dessen bedürfte, wie ein neuer Wahlakt betrachtet werden, und ist eine förmliche Adoption von Seiten des Königs, des Volkes und der fremden Mächte. Nimmt man nun hinzu, daß die Vorfahren des Vaters und der Mutter seit dem Jahre 1400 gekrönte Häupter sind, so ist kein Prinz in Europa besser mit Ahnen und Thronansprüchen versehen, als unser Thronerbe."

„Das wäre auf jeden Fall eine Kleinigkeit," bemerkte Curt.

„Nach Deiner Ansicht, Bruder Curt, — nach der der Mehrzahl jedoch durchaus nicht. Wo der Thron von unruhigen Nebenerben umgeben ist, muß man die Augen offen halten. Bei diesen Spaltungen im Hause des Königs können die Stände nur gewinnen; denn will

---

Envoyé in Kopenhagen, Sprengtporten, einen Beweis meiner Zufriedenheit mit den von ihm mir am Dänischen Hofe geleisteten Diensten zu geben, woselbst er nicht nur meine Vermählungsangelegenheiten besorgt, sondern auch „einen gesetzlichen Akt ausgewirkt, welcher meinen Sohn zum Erben der Dänischen Krone bestimmt," so ernenne ich ihn hiermit u. s. w.

Brief Gustav's III. an den Reichsmarschall Oxenstjerna datirt Malmö den 7. Nov. 1787. Siehe Gustav's Werke, Theil 6.

der Eine einmal nicht, wie die Stände wollen, so droht man, zu dem Andern überzugehen.

„Nun, dann steht es auch gut mit der Sache der Reichsstände, denn an Spaltungen fehlt es da ebenfalls nicht. Der Herzog von Södermanland bewegt sich nur in Kabalen und Intriguen. Erst reizt er seine Mutter auf, und dann läßt er sie im Stich. Jetzt hat er sich auf das Stiften geheimer Ordensgesellschaften geworfen, was von je her seine Leidenschaft war, da sie ihm Mittel und Gelegenheit zu seinen Schlichen und Ränken, so wie zur Werbung von Anhängern bieten. Wäre das blaue Band nicht dazwischen gekommen, so hätte er ganz bestimmt schon Horn dem Könige abspänstig gemacht; denn Horn ist ein eifriger Freimaurer und ziemlich hoch hinauf in den Graden. Dies führte in diesen Tagen einen rechten Spaß herbei. Horn's Sohn, Claës Friedrich, und Gustav Adolph, der eine Sohn des alten Reuterholm, sind genaue Freunde zusammen. Eines Tages war der General ausgegangen und hatte vergessen, seinen Schreibtisch zuzuschließen. Die beiden Jünglinge, durch Neugierde getrieben, machen sich dabei, die Fächer desselben zu durchsuchen, und finden eine Menge Freimaurer-Papiere, welche sie begierig lesen. Sie wußten sich später Mittel und Wege zu verschaffen, diese heimliche Lectüre fortzusetzen, und wurden dadurch mit verschiedenen Mysterien des Freimaurer-Ordens bekannt. Zufällig kam der General jedoch dahinter, und nun wurde dem Uebelstande dadurch abgeholfen, daß man sie in den Orden aufnahm nnd ihnen diejenigen Grade ertheilte, mit deren Geheimnissen

der Reichsstände, das Pathengeschenk und die Namen, welche sie ihm gegeben. Dies alles wäre im Stande, eine wer weiß wie niedrige Herkunft unwirksam zu machen. Es könnte, wenn es dessen bedürfte, wie ein neuer Wahlakt betrachtet werden, und ist eine förmliche Adoption von Seiten des Königs, des Volkes und der fremden Mächte. Nimmt man nun hinzu, daß die Vorfahren des Vaters und der Mutter seit dem Jahre 1400 gekrönte Häupter sind, so ist kein Prinz in Europa besser mit Ahnen und Thronansprüchen versehen, als unser Thronerbe."

„Das wäre auf jeden Fall eine Kleinigkeit," bemerkte Curt.

„Nach Deiner Ansicht, Bruder Curt, — nach der der Mehrzahl jedoch durchaus nicht. Wo der Thron von unruhigen Nebenerben umgeben ist, muß man die Augen offen halten. Bei diesen Spaltungen im Hause des Königs können die Stände nur gewinnen; denn will

---

Envoyé in Kopenhagen, Sprengtporten, einen Beweis meiner Zufriedenheit mit den von ihm mir am Dänischen Hofe geleisteten Diensten zu geben, woselbst er nicht nur meine Vermählungsangelegenheiten besorgt, sondern auch „einen gesetzlichen Akt ausgewirkt, welcher meinen Sohn zum Erben der Dänischen Krone bestimmt," so ernenne ich ihn hiermit u. s. w.

Brief Gustav's III. an den Reichsmarschall Oxenstjerna datirt Malmö den 7. Nov. 1787. Siehe Gustav's Werke, Theil 6.

der Eine einmal nicht, wie die Stände wollen, so droht man, zu dem Andern überzugehen.

„Nun, dann steht es auch gut mit der Sache der Reichsstände, denn an Spaltungen fehlt es da ebenfalls nicht. Der Herzog von Södermanland bewegt sich nur in Kabalen und Intriguen. Erst reizt er seine Mutter auf, und dann läßt er sie im Stich. Jetzt hat er sich auf das Stiften geheimer Ordensgesellschaften geworfen, was von je her seine Leidenschaft war, da sie ihm Mittel und Gelegenheit zu seinen Schlichen und Ränken, so wie zur Werbung von Anhängern bieten. Wäre das blaue Band nicht dazwischen gekommen, so hätte er ganz bestimmt schon Horn dem Könige abspänstig gemacht; denn Horn ist ein eifriger Freimaurer und ziemlich hoch hinauf in den Graden. Dies führte in diesen Tagen einen rechten Spaß herbei. Horn's Sohn, Claës Friedrich, und Gustav Adolph, der eine Sohn des alten Reuterholm, sind genaue Freunde zusammen. Eines Tages war der General ausgegangen und hatte vergessen, seinen Schreibtisch zuzuschließen. Die beiden Jünglinge, durch Neugierde getrieben, machen sich dabei, die Fächer desselben zu durchsuchen, und finden eine Menge Freimaurer-Papiere, welche sie begierig lesen. Sie wußten sich später Mittel und Wege zu verschaffen, diese heimliche Lectüre fortzusetzen, und wurden dadurch mit verschiedenen Mysterien des Freimaurer-Ordens bekannt. Zufällig kam der General jedoch dahinter, und nun wurde dem Uebelstande dadurch abgeholfen, daß man sie in den Orden aufnahm nnd ihnen diejenigen Grade ertheilte, mit deren Geheimnissen

sie bereits auf die angeführte Weise bekannt geworden*)."

„Horn hat also das blaue Band bekommen, wie Du sagtest, Bruder Curt."

„Ja wohl, — und Sprengtporten ebenfalls. Saltza ist Graf geworden. Die sonderbarste Gnadenbezeugung bei Gelegenheit der Geburt des Kronprinzen ist aber wohl die, daß der junge Brahe, der erst zwei und zwanzig Jahr alt, also noch nicht trocken hinter den Ohren ist, und außerdem auch das Pulver nicht erfunden, gleiche Würde und Vortrittsrechte mit den Reichsräthen erhalten hat, und zwar unter dem wunderlichen Titel: „Einer der Reichsherrn," den der König selbst erfunden, und welcher dem eines Spanischen Granden gleichgeachtet werden soll. Ich glaube, das ist eine Maßregel, um das Ansehen der Reichsräthe herab zu setzen, denen er nicht mehr traut, obgleich sie geduldig und gefügig genug sind."

„Ja, ja..." sagte der General, indem er dichte Tabackswolken in die Luft blies. Was Brahe anbelangt, so dürfte der Grund zu seiner Erhebung wohl auf der Richtstätte vom Jahre 1756 zu suchen sein; — ich kann mir denken, wie er sich aufblähen wird. Außerdem beabsichtigt der kluge König wahrscheinlich, den Grafen Brahe durch das Band der Dankbarkeit an den Thronfolger zu fesseln, dessen Geburt er seine Erhebung doch verdankt."

„In diesem Fall hat die Maßregel schon ihre Frucht

---

*) Historisch.

getragen. Der Graf Brahe — oder, wie er jetzt genannt wird — Excellenz Brahe hat sich bereits zweimal zum Organ der Gesinnungen des Adels in Bezug auf den neugeborenen Prinzen gemacht. Er führte zu Anfange des Reichstages eine Deputation zur Königin, und sprach bei der Eröffnung desselben im Reichssaale im Namen der Stände. Bei der ersten Gelegenheit sagte er, (Curt nimmt sein Gedenkbuch aus der Tasche und liest): „Die Hoffnung, der das ganze Land mit innigem Verlangen entgegenblickte, ist nun durch die Gnade des Hrrrn erfüllt worden, und das neue Band, welches jetzt Ew. Königl. Majestät mit dem Schwedischen Volke verbindet, kann weder durch Zeit noch Umstände jemals wieder gelöst werden.“ Bei der zweiten Gelegenheit ging er in seinen Versicherungen noch weiter. Hör' nur,“ sagte Curt, indem er weiter las: „Ritterschaft und Adel sind bereit, den zarten Sprößling während seiner Kinderjahre zu beschützen, alle Gefahren mit ihm zu theilen, die später sein Leben bedrohen könnten, und Blut und Leben für Ew. Königl. Majestät selbst und für das ganze Königshaus einzusetzen. Mit dieser neuen Verpflichtung, welche Ritterschaft und Adel hier vor Ew. Königl. Majestät übernehmen, empfehlen sich dieselben der Sorge und Obhut, mit welcher Ew. Königl. Majestät seit Allerhöchstihrer Thronbesteigung das ganze Land umfaßt haben*).“ Ich schrieb mir diese Stelle des Spaßes halber sogleich wörtlich auf, um sie Dir später mittheilen zn können.“

---

*) Historisch.

„Du hast Recht gethan, Bruder Curt; — aber glaube mir, je wortreicher, je kriechender eine solche Rede ist, desto weniger kann das königliche Haus sich darauf verlassen; und es ist nicht unmöglich, daß Herr Brahe von allen vielleicht zuerst seine Süßigkeiten einem Andern auftischen würde, sollten die Sachen sich einmal ändern.“

„Hegardt ist ein lebender Beweis für eine solche Frontveränderung. Was denkst Du wohl! Er, der stets zu meinen erklärten Feinden und Verfolgern gehörte, — er, der ein so bereitwilliges Werkzeug in der Hand des Königs war, — er, der Gustav's Schmeicheleien, als dieser seiner noch bedurfte, als klingende Münze nahm, und sich einbildete, in den Senat zu kommen: — er ist jetzt mißvergnügt über alle Beschreibung, und verlangt nichts sehnlicher, als sich den Widersachern des Königs anzuschließen. Hegardt hat sich offenbar überrumpeln lassen, indem er dem Könige bei der Ausführung seiner Pläne gegen die Herrschaft der Stände behülflich gewesen. Er suchte mich während des Reichstages auf, gab eine höchst geschraubte Erklärung, die fast einer Abbitte glich, schlug eine Versöhnung vor und bot mir seine Freundschaft an. Ich gab ihm eine höfliche, aber kalte Antwort, und schloß damit, zu beklagen, daß eine gegenseitige Freundschaft uns jetzt nichts mehr helfen könne, da es uns, als Beamten außer Dienst, an jeglichem Einfluß auf den allgemeinen Gang der Staatsgeschäfte gebreche.“

„Diese Antwort sieht Dir ähnlich, Bruder Curt; sie ist würdevoll und vernichtend. Ich glaube, der Mensch

hat Wind bekommen von Deinem Verkehr mit dem Schröderheimschen Hause, glaubt Dich auf dem Wege mit Gustav Frieden zu schließen, oder gar vielleicht Dein Glück zu machen, nnd will daher versuchen, ob sich durch den Günstling höheren Ortes nichts erreichen lasse."

„Du nimmst ihn aus der Ferne ganz richtig. Du sitzest hier auf Ålhult und beurtheilst alles, was in der Hauptstadt vorgeht, mit derselben Leichtigkeit, als wärst Du an Ort und Stelle."

„Nichts als ein wenig Kenntniß der Menschen und ihrer Handlungen, — nichts weiter als das, mein Herzensbruder! — Jetzt aber zu etwas Anderm: wie steht es mit den Staatseinnahmen, Ausgaben und Bewilligungen?"

„Das sollst Du sogleich hören. Die Stände erklärten, sie wären überzeugt, die Bedürfnisse der Staatsverwaltung könnten mit den gewöhnlichen Einnahmen nicht bestritten werden."

„Ha ha!" rief der General, — „also auf diese Weise ist die Aeußerung des Königs in der Thronrede über den blühenden Zustand des Reiches zu verstehen, eines Zustandes, wie wir ihn seit funfzig Jahren nicht gehabt haben sollen! Nun, nun, — die Frist zur Nachrechnnng ist noch nicht verjährt.... Aber weiter, Bruder Curt, weiter."

„Die Auflagen sollten daher bis zum nächsten Reichstage dieselben bleiben, wenn der König nicht geneigt wäre, das Eine und das Andere daran zu ändern. Bis dahin

wollte man auf Mittel und Wege zur Abhülfe des Uebelstandes denken."

„Also fürs erste bliebe alles beim Alten!.... Wie steht es aber mit den außerordentlichen Ausgaben?"

„Wir gaben dem Thronfolger, wie ich schon erwähnte, 300,000 Reichsthaler als Pathengeschenk, — der Königin 100,000 Reichsthaler vor Freuden über den Kronprinzen, welchen sie dem Lande geschenkt, — dem Herzog Carl 100,000 Reichsthaler als Mitgift, da er sich seit der letzten Ständeversammlung vermählt, — dem Könige 100,000 Reichsthaler Taschengeld, statt der 45,000 Reichsthaler, welche er bisher gehabt*), — und endlich bewilligten wir 100,000 Reichsthaler als Reichstagskosten, — alles in Species. Es sollten diese Summen durch freiwillige Beiträge von jetzt an bis zum Jahre 1785 aufgebracht werden."

„Nun, das muß ich gestehn, — auf dem diesmaligen Reichstage ist es in der That nicht knauserig zugegangen. Ich bedauere diejenigen, welche unfreiwillig die freiwilligen Beiträge werden zahlen müssen, und sehe, daß es jetzt auf gewisse Weise ein Vortheil ist, kein Vermögen zu besitzen, ja, — sogar noch Schulden nachweisen zu können; denn wer das nicht zu thun im Stande ist, dem wird man schon sagen, wieviel er jährlich „freiwillig" beizusteuern hat."

*) Diese 100 000 Reichsthaler Species, nach unserm jetzigen Gelde 266 666⅔ Reichsthaler, bildeten Gustav's Civilliste. Die gegenwärtige Civilliste beträgt 620,000 Reichsthaler.

„Ganz recht lieber Bruder: aber der König ist dennoch gnädiger, als Du denkst.“

„Laß hören, Curt,“ rief der General neugierig, indem er die Pfeife aus dem Munde nahm.

„Er hatte diesmal nämlich im Ritterhause das Uebergewicht, und zwar theils durch die starke Hofpartei, theils durch den Herzog Carl — wegen der Mitgiftsfrage, — und theils dadurch daß er einen gewissen Assessor Höppener für sich gewonnen, der bei jedem Schimmer von Widerstand seitens des Adels sogleich über die „Aristokraten“ schrie, die Zwietracht ausstreuten, um die Macht wieder in die Hände der Reichsstände zu spielen. Diese Beschuldigungen finden immer noch viel Gehör in der öffentlichen Meinung, und sie haben manches Reichstagsmitglied abgehalten, seine eigentliche Meinung zu sagen. Den Priesterstand hatte er durch den Bischof Celsius und durch den Oberhofprediger Wingård auf seiner Seite. Die Bürger sind, wie Du weißt, dem Könige ein für alle Mal ergeben. Im Bauernstande war Schröderheim Secretair, und der ist so schlau, und liebenswürdig dabei, daß er mit ihnen machen konnte, was ihm beliebte. Als es dem Könige nun gelungen war, von den Ständen mehr zu erhalten, als er gehofft und gewollt hatte, zeigte er ein landesväterliches Herz und eine zärtliche Sorge für sein Volk. Zunächst lehnte er von dem Pathengeschenk für den Kronprinzen 100,000 Reichsthaler ab, so daß es also auf 400,000 Reichsthaler reduzirt wurde, und drückte den Wunsch aus, es möchte diese Ermäßigung den ärmeren Unterthanen zu Gute kommen. Die Folge davon ist na-

türlich, daß die größere Masse des Volkes, anstatt sich über die außerordentlichen Abgaben zu beklagen, ihn segnet."

„Eine kluge Maßregel, — das kann man nicht leugnen! Ich beneide Tessin und Scheffer, die seine Erzieher gewesen. Was uns aber dabei anbetrifft, so werden wir natürlich desto mehr zahlen müssen."

„Die Art und Weise der Besteuerung der einzelnen Klassen zur Aufbringung der angeführten Summe ist in einem Bei-Abschiede des Reichstags enthalten. Die Reichsräthe kommen dabei am übelsten fort. Sie zahlen für ihre Person 2 Reichsthaler, für ihre Frauen 1 Reichsthaler, und für jedes Kind über funfzehn Jahr 32 Schilling. Die geringsten Beiträge belaufen sich für Mann, Frau und Kind, für jeden auf 4 Schilling *)."

„Ich danke Dir herzlich, Bruder Curt, für die interessanten Nachrichten, die Du mir gegeben hast. Wird das nächste Mal in die Reichstrompete gestoßen, so begebe ich mich von Ålhult nach Stockholm. Ich rechne auf Deinen Eifer für das allgemeine Beste, auf Deine Freundschaft und auf Deinen nicht anders als gerechten Zorn über die von Dir erlittene Mißhandlung, und hoffe, Du wirst ein Zimmer in meinem Hause nicht verschmähen, und mit einem Gericht Hausmannskost bei mir fürlieb nehmen."

---

*) Reichstagsgeschichte von Friedrich Boye. Letzter Theil.

„Beinahe hätte ich aber noch etwas sehr Wesentliches vergessen. Hummelhjelm machte nämlich auf dem Reichstage in aller Unterthänigkeit die Bemerkung, daß der neue Landmarschalls- und Sprechereid auf die Reichstagsordnung des Jahres 1617 Bezug nehme, welche aber mit der Regierungsform von 1772 nicht übereinstimme. Er wies die Gefahr des Rechtes nach, welches jene Reichstagsordnung dem Könige zuspricht, in den Fällen, wo die Stände sich über eine Sache nicht einigen können, von den verschiedenen Meinungen diejenige als den Ausschlag gebend wählen zu dürfen, welche ihm am besten zusagt. Ungeachtet Hummelhjelm diese Bemerkung mit den größten Lobeserhebungen auf den König begleitete, „auf welchen sie sich keineswegs beziehen solle, da sie nur die Zukunft im Auge habe," so nahm Gustav die Sache doch sehr übel auf, und war so sehr entrüstet über Hummelhjelm's Wachsamkeit, daß er sogleich die Herolde mit dem Trompeter kommen und das Ende des Reichstages verkünden ließ *)."

„Haha!.... Die Erörterung wäre dem König wahrscheinlich unangenehm gewesen," rief der General. „Nun, — das giebt für's nächste Mal einen günstigen Angriffspunkt.... Daß der Herzog Carl Geld braucht, ist auch nicht übel, — der Umstand läßt sich benutzen. Lauter Nachrichten, Bruder Curt, die nicht mit Geld zu bezahlen sind; ihnen gemäß scheint es, als wäre der Sieg

*) Historisch.

bald unser.“ Und indem er die Pfeife aus der Hand legte, fügte er hinzu: „Nun, Bruder Curt, nippe jetzt nicht wie ein Frauenzimmer, sondern trink einmal aus; — der Wein verdient, daß man ihm ordentlich zuspreche. Stoß' an, Curt.... so... Du und Deine guten Nachrichten... ihr sollt leben.“

Dreizehntes Kapitel.

Der Hof bewohnte Drottningholm, wo man bereits Einrichtungen zu dem herrlichen Turnier vom 30. August 1779 traf. Schon seit mehreren Wochen war man allgemein mit Vorbereitungen zu demselben beschäftigt. Die Damen nähten, stickten, wirkten, häkelten. Ihre Tische glänzten von Perlen und Edelsteinen, ihre Stühle waren mit Sammet und Seidenstoffen bedeckt und überall sah man Gold- und Silbertressen, duftige Stoffe und Bänder, die in tausend Farben schimmerten. Schärpen und Schleier wurden mit Tressen eingefaßt, — Kopfbedeckungen mit Strauß- und Paradiesvögelfedern, mit goldenen Ketten und Perlenschnüren verziert. Man borgte und kaufte Schmuck, ließ alte Diamanten neu fassen, Handschuhe aus Paris kommen, Spitzen aus Brabant, Strümpfe aus London, Shawls aus Persien, Wohlgerüche aus der Levante. Diese Sachen und die große Regsamkeit in allen vornehmen Häusern bewiesen, daß sich ein Fest nahte, bei welchem ein Jeder in Pracht und Glanz der Erste sein wollte. Niemals wurde der Spiegel häufiger zu Rathe gezogen, als in dieser Zeit des Aufpassens und Anprobirens. Selbst die Männer ver-

schmähten es nicht, einen und den andern Blick hinein zu werfen, um zu sehen, wie die blanke Rüstung stand, — wie diese oder jene Stellung mit dem Schwert in der Hand sich ausnahm, — ob die Federn am Helme sich auch kunstmäßig wiegten und bogen, wenn der Ritter den König grüßte, oder beim Entgegennehmen des Preises das Knie beugte vor der Schönsten der Schönen, aus deren zarten, mit Juwelen bedeckten, weißen Händen der Sieger ihn empfangen sollte.

Die Einrichtung des Turnierplatzes selbst war ebenfalls keine Kleinigkeit und eine Sache, die wohl überlegt und nicht übereilt werden durfte. Das Aufführen der Schranken und Galerien, das Bemalen und Dekoriren derselben, das Planiren des Kampfplatzes, das Zureiten der Pferde und dergleichen Dinge mehr nahmen die Zeit der Herren in Anspruch, während die Damen sich ihrem Putze hingaben.

Diese mannigfachen Beschäftigungen des Tages lieferten den Abendzirkeln, welche sich regelmäßig zur Theezeit bei der Königin versammelten, einen höchst reichhaltigen Stoff zur Unterhaltung.

Als der König, welcher diese Zirkel fast nie versäumte, eines Abends, von Ehrensvärd begleitet, bei seiner hohen Gemahlin eintrat, bat die Gräfin Höpken um Erlaubniß, ihm einige Worte unter vier Augen sagen zu dürfen.

Der König (freundlich lächelnd). Das ist eine Bitte, Frau Gräfin, die zu erfüllen mir ganz besonders Vergnügen macht. Womit kann ich Ihnen dienen?

Die Gräfin Höpken. Ich sehe mich genöthigt,

Ew. Majestät mit einer Klage zu belästigen. Die Unschicklichkeit hat hier in Drottningholm einen solchen Grad erreicht, daß ich, als dienstthuende Staatsdame Ihrer Majestät der Königin gezwungen, hier zu wohnen, es in meinem eigenen Zimmer nicht mehr wage, das Rouleau aufzuziehen, da sich vor meinen Fenstern seit einiger Zeit fortwährend Dragoner baden und nackt am Ufer umherlaufen.

König (unzufrieden). Der Oberst vom Dragoner-Regiment ist hier; ich werde sogleich mit ihm sprechen. Ehrensvärd!

Ehrensvärd. Majestät!

König (mit zusammengezogenen Augenbraunen). Die Gräfin beklagt sich, daß Ihre Dragoner sich unterstehen, sich unter ihrem Fenster auszuziehen und zu baden. Wie geht das zu? Steht es in Ihrem Regimente nicht besser mit der Mannszucht, Baron Ehrensvärd?

Ehrensvärd. Ew. Majestät Zorn und der Gräfin Höpken Erstaunen können nicht größer sein als die meinigen; aber sind Sie auch wirklich sicher, meine gnädige Frau Gräfin, daß die Badenden in der That ganz nackend gewesen?

Gräfin. Wie können Sie denken, daß ich sonst gewagt haben würde, Sr. Majestät mit einer Klage zu belästigen? Gegen meinen Willen habe ich oft die Nackenden sehen müssen.

Ehrensvärd. Ich bitte Ew. Majestät unterthänigst um Erlaubniß, nur noch eine einzige Frage thun zu dürfen. Wenn die Leute nackend waren, Frau Grä-

fin, woran haben Sie alsdann wohl erkannt, daß sie zu meinem Regiment gehörten.

König (in die Hände klatschend und sich auf dem Absatz umdrehend). Ha ha ha! Das ist eine göttliche Wendung! Helfen Sie sich jetzt selbst, liebe Gräfin.

Die Gräfin Höpken biß sich in die Lippen und machte dem Könige schweigend eine tiefe Verbeugung. Sie warf auf Ehrensvärd einen zornigen Blick, und gesellte sich zu den Damen, welche die Königin umgaben.

Als sie sich entfernt hatte, nahm der König eine ernste Miene an, wendete sich zu Ehrensvärd und sagte in Gegenwart des Hofes ganz laut:

„Sie haben sich auf eine recht feine Weise einer Rüge zu entziehn gewußt, Baron Ehrensvärd; Sie wissen jedoch, daß ich Anstößigkeiten durchaus nicht liebe. Ich hoffe, nicht wieder mit dergleichen Klagen, wie die der Gräfin Höpken, belästigt zu werden.“

„Ich betheure Ew. Majestät, daß die Untersuchung strenge und die Strafe abschreckend sein soll,“ versetzte der Oberst mit einer ehrerbietigen Verbeugung.

Des Königs Eifer für die guten Sitten fand natürlich allgemeine Bewunderung, und gab der Gräfin Höpken ihre gute Laune wieder. Frau v. Schröderheim, die in der Nähe stand, seufzte jedoch.

„Sie scheinen großen Antheil an dem Verdruß des Baron Ehrensvärd zu nehmen,“ sagte die Gräfin in einem ziemlich scharfen Ton zu ihr.

„Sie irren sich, Frau Gräfin,“ versetzte Frau v. Schröderheim. „Er schien recht gut zu wissen, wie man sich aus der Verlegenheit zieht. Ich beklage

nur diejenigen, welche der Baron Ehrensvärd als Opfer für die verschämte Tugend ausersehn wird."

Auch diese Antwort gewann den Beifall der Umstehenden und dämpfte daher die gute Laune der Gräfin nicht wenig.

„Heut ist eben nicht der beau jour der schönen Gräfin," flüsterte Frau v. Stauden der Gräfin Wrede zu; der Kammerpage Wright stand jedoch so nahe, daß er es hörte, und er fiel lebhaft ein:

„Glauben Sie mir, gnädige Frau, manche Dame würde gern ihr halbes Leben dafür hingeben, wenn das Feuer in ihren Augen so sicher die Herzen in Brand setzte, wie das in denen der Gräfin Höpken, selbst wenn sie von gerechtem Zorn glühen."

„Bei dem scheint dies Feuer wenigstens gezündet zu haben," flüsterte die Gräfin Wrede der Frau v. Stauden ins Ohr, indem sie einen bedeutungsvollen Blick auf Wright warf.

In demselben Augenblick rief der König:

„Attention, meine Herrschaften! — Heut Abend gilt es, sich fürs Tournier seine andere Hälfte auszusuchen. Unsere Schönen sollen ihre Ritter wählen, oder diese die Damen ihres Herzens nennen. Die Prinzessin, meine Schwester, hat sagen lassen, sie gestatte irgend einem übrig gebliebenen Ritter ihre Farben zu tragen, wenn ihr Befinden ihr erlauben sollte, auf dem Kampfplatze zu erscheinen. Die Königin will nicht zugeben, daß ihre Farben diesmal erscheinen. Du, meine Schwägerin, wählst also zuerst."

Die Herzogin winkte den Ersten Hofstallmeister,

Baron Munck heran, welcher, nachdem er ihr die Hand geküßt, sich mit stolzen Blicken im Saale umsah.

„Bei den Schönen," fuhr der König schalkhaft fort, „ist von Rang und Stand nicht viel die Rede. Dort hat der Fähnrich den pas vor dem General. Jetzt muß daher Friedrich wählen. Wenn später Carl sich entschieden hat, kommt die Reihe an mich."

Der Herzog von Oestergothland warf einen verstohlenen Blick auf die Staatsdame seiner Schwägerin, die Gräfin Piper, verneigte sich jedoch schweigend vor der Oberstin v. Stauden. Diese witzige, aber gefallsüchtige Dame, war nicht im Stande, ihre Freude darüber zu unterdrücken. Die Gräfin Piper schien es mit Gleichgültigkeit zu betrachten, daß ihr früher erklärter Verehrer eine andere wählte.

„Welche sonderbare Zerstreutheit," sagte der König, als der Herzog von Södermanland, in einem dem Anscheine nach ziemlich gleichgültigen Gespräch mit dem Hofstallmeister Baron Rålamb begriffen, zu vergessen schien, daß er jetzt wählen mußte. Daran erinnert, musterte er die ganze Damengesellschaft mit dem Blick, und entschied sich dann für eine Hofdame seiner Gemahlin, Fräulein v. Rosenstierna.

Verwundert hierüber, warf der König forschende Blicke bald auf seinen Bruder, bald auf die Gräfin Löwenhjelm. In dem Gesicht des Herzogs malte sich eine unerschütterliche Kälte. Die Augen der Gräfin waren auf den Hofstallmeister Baron v. Essen gerichtet.

„Ich hätte kaum so viel Selbstverleugnung von meinen Brüdern erwartet," äußerte der König; — „ich

bin ihnen für dieses Opfer jedoch sehr verbunden, und wünsche Ihre Farben zu tragen, Frau Gräfin."

Die Gräfin Löwenhjelm schien über diese Auszeichnung mehr verlegen als entzückt zu sein. Der Baron Essen stellte vor Zerstreutheit seinem Nachbar zum zweiten Mal dieselbe Frage, auf welche dieser ihm kaum Antwort gegeben.

„Nun, mein Cousin," sagte der König, indem er sich an den Fürsten von Hessenstein wendete; „jetzt kommt die Reihe an Sie."

„Bei dieser Gelegenheit bin ich so gut wie übrig," versetzte der Fürst, — „und werde es als eine besondere Gnade betrachten, wenn Ew. Majestät mir erlauben, ein unthätiger Zuschauer zu bleiben."

„Wie Sie wünschen. — Jetzt haben Sie zu wählen, meine schönen Damen. Sie, Gräfin Höpken, verdienen für den heutigen Verdruß eine kleine Entschädigung; wählen Sie daher zuerst."

Mit einem unbeschreiblich holdseligen Lächeln nannte sie den Kammerpagen Wright, der ihr, von Freude strahlend, die Hand küßte.

Gräfin Wrede und Frau v. Stauden wechselten Blicke; Frau v. Schröderheim verzog ein wenig den Mund; Ehrensvärd's Oberlippe kräuselte sich, — im Saale entstand ein Geflüster.

„Man nimmt sich doch hier in Gegenwart der hohen und höchsten Personen viel Freiheiten heraus," äußerte die Gräfin Löwenhjelm halblaut zu ihrer Nachbarin, der Gräfin Jeannette Hamilton.

„Ja, es ist unerhört," versetzte diese, die Augen

auf den Grafen Lewenhaupt gerichtet, den sie sich zum Ritter erkohr.

Diese Wahl veranlaßte ebenfalls ein Geflüster und manches schlecht verhehlte Lächeln *).

Die Zeit zum Soupiren war herangerückt, noch ehe man für das bevorstehende Tournier seine Farben und Ritter gewählt hatte.

Nach dem Souper zog der König sich mit Ehrensvärd in sein Schlafgemach zurück.

„Ich bemerke mit Verdruß," sagte er hier, „daß ich zum Fremdling an meinem eigenen Hofe geworden. Was bedeutet die Kälte zwischen dem Herzoge von Södermanland und der schönen Gräfin? Ist das nur ein kleiner Liebeszwist, oder haben sie sich ernsthaft entzweit?"

„Es ist ein ernsthafter Bruch. Ew. Majestät schöner Hofstallmeister, in welchen sich alle Damen vergaffen, seufzt jetzt für sie, und es wird behauptet, — ich kann die Sache freilich nicht verbürgen, — der Herzog habe seine Augen auf ein junges Mädchen vom Theater, mit Namen Slottsberg, geworfen."

„Aha!... Aber Sie sind nicht vollständig sicher in Bezug auf die Verbindung zwischen meinem Bruder und Mamsell Slottberg?"

---

*) Die Grundzüge zur Beschreibung dieser Abendgesellschaft bei der Königin sind theils dem Aufsatze aus der Zeitung Fäderneslandet — „Anekdoten von Schweden," theils einer Handschrift des Freiherrn von Cederhjelm mit dem Titel: „das Ritterspiel vom 30. August 1779" entnommen.

„Das bin ich in der That nicht. Wahrscheinlich kann die Königin hierüber bessern Aufschluß geben als ich, denn Ihre Majestät erlaubt zuweilen der Kammerfrau, ihr kleine Berichte abzustatten, und der Herzog, welcher bei diesem Abenteuer bis auf Weiteres den unbekannten Ritter spielen will, wird sich wohl mit dem Mädchen im Zimmer von Badin's Frau treffen. Der Mohr soll beim Herzog Carl dieselbe Verrichtung haben, welche einst dem Chiffine bei Carl II. von England oblagen.

„Bravo!.... Und davon hat der schwarze Schlingel mir kein Wort gesagt. Ich werde ihn morgen hierüber ins Verhör nehmen.... Es sind also nur les beaux restes, die ich für das Tournier übernommen habe. Nun, nun, — es wird mir wohl noch ein Mittel einfallen, welches mich in den Stand setzt, zu beweisen, daß ich in keinem Fall der Nachtreter meines Bruders bin."

Der König entließ hierauf den Kammerherrn Ehrensvärd.

Jetzt öffnete Gustav eine Thür, die derjenigen, durch welche jener sich entfernt hatte, gegenüber lag, und umgab sich mit einem Kreise, der ein ganz anderer als der Abendzirkel war, in welchem er kaum noch sein Mißvergnügen über Anstößigkeiten geäußert. Zugleich mit dem Baron Munck traten nach dem Könige ein: die Kammerpagen de Beche, Cederfeldt, Jernfels und Wright; außerdem der Graf Stenbock und der Baron Sparre von der Garde, nebst dem Hofjunker Wallencreutz, der übrigens nirgends fehlte. Die Herren trugen

weder Uniform noch Hofkleider, sondern Seemannstracht, — nämlich weite Pantalons von Nanking, kurze Jacken ohne Schöße, weiße Westen, rothwollene Halstücher nach Matrosenweise umgeknüpft, und gelbe Strohhüte mit niedrigem Kopfe und breiten Krempen, mit einem schwarzen Bande verziert. Der König warf sich sogleich in dieselbe Tracht. Er nannte sich „Adolphsson," ließ seine Gefährten ebenfalls ihre wirklichen Namen gegen andere vertauschen und zog dann, nachdem er die Meldung erhalten, es habe sich im Schlosse alles zur Ruhe gelegt, mit ihnen auf Abenteuer aus.

Es entstand nun die Frage, was man zuerst unternehmen solle. Sparre schlug vor, einen seiner älteren Verwandten desselben Namens zu erschrecken, und zu versuchen, ob ihm das Herz auf der rechten Stelle sitze.

„Nein, lieber Heinrich," fiel der König ihm in die Rede, — „das geht nicht an. Es möchte mich selbst bloßstellen, wenn ich einen meiner höheren Beamten zum Gegenstande des Gelächters machte; denn wer weiß, welche Thorheit dieser gute Mann in der Furcht begehn könnte."

„Ich schlage vor, dem Fürsten von Hessenstein ein Ständchen zu bringen," sagte Munck. „Er ist doch weiter nichts als eine neugebackene „Durchlaucht," und wünscht wo möglich, daß man ihm königliche Ehren erweise."

„Es mag geschehen," rief der König.

Und nun begab sich die ausgelassene Schaar nach dem Hessensteinschen Palais.

Es ist unmöglich, sich eine Vorstellung von dem

furchtbaren Conzert zu machen, welches den soeben eingeschlummerten Fürsten aus dem ersten Schlaf weckte. Der Eine miaute, der Andere heulte, ein Dritter grunzte, der Vierte brüllte, ein Fünfter pfiff u. s. w. Als sich trotz dem in den Gemächern des Fürsten nichts regte, nahm Munck einen kleinen Stein, und warf ihn gegen das Fenster.

Hessenstein, der bei den ersten Tönen der Katzenmusik sogleich erwacht war, hielt sich ruhig in seinem Bett, bis der Stein durch die Fensterscheibe geflogen kam. Da sprang er mit Blitzesschnelligkeit auf, nahm aus seinem Nachttische ein gefülltes Gefäß, trat ans Fenster, und leerte seinen Inhalt auf diejenigen, welche unter demselben standen. Baron Munck wurde gänzlich überschwemmt, seine Gefährten mehr oder minder, je nachdem sie ihm näher oder ferner standen. Sie ergriffen eiligst die Flucht, während der Fürst, zufrieden mit dem leichten Siege über seine Gegner, das Fenster schloß und sich wieder zu Bett begab *).

„Das war ein schönes Abenteuer, mein lieber Adolph," bemerkte der König; — „es ist aber ganz der Gerechtigkeit gemäß, daß Du als Anstifter die Hauptladung bekommen hast."

„Wenn wir nun jetzt den schönen Gräfinnen Löwenhjelm und Höpken die Aufwartung machten,"

---

*) Historisch; nach den Berichten des Reichskanzlers Sparre hätte dieser Vorfall sich jedoch in Gripsholm ereignet.

bemerkte Stenbock. „Wie wär's, meine Herren? — Ich glaube, diese besitzen mehr Liebe zum Nächsten als der grausame Fürst."

„Um Gottes willen, laßt uns den Schlaf der Gräfinnen nicht stören!" fiel der Kammerpage Wright ihm in die Rede. „Sie würden morgen bei der übelsten Laune sein und den ganzen Hof verstimmen."

„Wenigstens den Baron Essen und unsern Freund Wright!" bemerkte de Besche.

„Weil Du es bist, lieber Göran, will ich Gnade vor Recht ergehen lassen und die schönen Gräfinnen verschonen," sagte der König; und als er sah, daß Munck den Hut abnahm, das Halstuch abband und die Jacke auszog, um diese Sachen und sich selbst mit seinem Taschentuch abzutrocknen, fügte er lachend hinzu: „Aber was in aller Welt beginnst Du, Adolph? Ich glaube wahrhaftig — foi de gentilhomme! — Du bist aus einem hessen-casselschen Taufbecken wiedergetauft worden!"

„Ich hoffe, Ew. Majestät werden dem Fürsten morgen auf frischer That recht ernstlich vorhalten, wie unanständig er sich betragen, und daß er sich an Ew. Majestät Person vergriffen," brummte Munck, indem er seine abgewischten Sachen wieder anlegte.

„Du bist mit Deinen Gedanken eben so unglücklich, wie mit Deinen Abenteuern, lieber Adolph," versetzte der König ziemlich verdrießlich. „Wenn ich jemals zugestände, mich in Gefahr befunden zu haben, durch den Fürsten von Hessenstein so behandelt zu werden, wie es Dir ergangen ist, so wäre ich ja meiner Würde schuldig,

ihn nicht nur vom Hofe, sondern sogar aus meinem Reiche zu verweisen. Ich erwarte im Gegentheil von Euch allen so viel Discretion, daß keiner jemals zugeben wird, ich hätte dies Abenteuer getheilt."

Alle gelobten, dem Willen des Königs strenge nachzukommen.

„Die Italiener," fuhr der König fort, „halten ihre Schönen ganze Nächte lang durch zärtliche Gesänge wach. Laßt uns etwas dem Aehnliches unternehmen, jedoch etwas Pikanteres: wir wollen hier und da einige französische Liebeslieder singen, so gut wir können."

Die munteren Nachtschwärmer ließen sich dies nicht zweimal sagen; sie begaben sich nach und nach unter die Fenster fast sämmtlicher Damen vom Hofe, und sangen die ausgelassensten französischen Lieder. Am Schluß eines jeden Ständchens wurde laut und anhaltend in die Hände geklatscht und aus vollem Halse gelacht.

Wright hatte sich indeß vorgenommen, noch eine besondere Rache an denjenigen Damen zu üben, die am vorigen Abend ihn und die Dame seines Herzens zum Gegenstande der Glossen des Hofzirkels gemacht. Frau v. Stauden, für deren Ritter der Herzog von Oestergothland sich erklärt, wagte er jedoch nicht zu beleidigen, und Frau v. Schröderheim war noch an demselben Abend nach der Hauptstadt zurückgekehrt. Es blieb also nur noch die Gräfin Wrede übrig, und diese ersah Wright sich zum Opfer. Während daher die ausgelassene Gesellschaft unter ihren Fenstern sang, nahm er eine Hand voll kleiner Steine, und warf sie mit solcher Heftigkeit gegen die Scheiben, daß sie mit Geklirr zer-

sprangen, und die Steine fast bis vor das Bett der Gräfin rollten. Obgleich hier nicht zu befürchten stand, daß die Sache eine ähnliche Folge haben würde, wie beim Fürsten von Hessenstein, so ergriff die Gesellschaft bei dem Geklirr der Fensterscheiben dennoch die schnellste Flucht, da der König selbst äußerte, man sei nun weit genug, ja vielleicht schon zu weit mit diesen Späßen gegangen.

Als er am folgenden Morgen zum Frühstück in den Hofzirkel trat, waren bereits alle Zungen in Bewegung, um sich theils nach den Vorgängen der Nacht zu erkundigen, theils um sie zu erzählen. Hessenstein lachte, und wies die Neugierigen mit Scherz zurück, ohne jedoch auf das Mittel hinzudeuten, durch welches er sich die Quälgeister vom Halse geschafft; denn er ahnte, daß sie wohl unter hohem Schutze stehn möchten. Die Gräfin Wrede machte indeß ihrem Zorne in den bittersten Vorwürfen Luft. Kaum bemerkte sie den König, als sie sich beeilte, ihm ihre Klage vorzutragen, wie die Gräfin Höpken am vergangenen Abend.

„Ew. Majestät äußerten gestern Ihr großes Mißfallen über die Anstößigkeiten, denen die Gräfin Höpken — obschon zufällig und absichtslos — ausgesetzt gewesen,“ hob die Gräfin Wrede an. „Ich habe mich über etwas weit Schlimmeres zu beklagen. Ich habe vor Schreck und Aerger die ganze Nacht kein Auge zugethan.“

Der König, den diese laute Klage verdroß, gab der Gräfin mit den Augen ein Zeichen zu schweigen; als diese sich jedoch an den Wink nicht kehrte, oder ihn über-

sah, wendete er sich an die Umstehenden, und sagte mit vieler Würde:

„Die Gräfin Wrede hat mir etwas ohne Zeugen mitzutheilen."

Nachdem die Anwesenden sich ehrerbietig zurückgezogen, fügte der König, zur Gräfin Wrede gewendet, mit schwächerer Stimme hinzu:

„Fahren Sie jetzt fort, Frau Gräfin, wenn Sie nicht finden, bereits genug gesagt zu haben."

„Keineswegs! Die ganze Nacht hindurch haben sich unter meinen Fenstern die anstößigsten Dinge zugetragen; man heulte und sang..."

„In Italien werden allen Schönen Serenaden gebracht," unterbrach sie der König. „Die kleinen Ungelegenheiten, welche die Prinzessin von Santa Cruce mit Vergnügen erträgt, werden die Gräfin Wrede wohl nicht gleich tödten."

„Aber mein Himmel, was für eine Serenade war das! — Verse, die ich nicht den Muth besäße, vor Ew. Majestät zu wiederholen, wenn ich mir nicht die Ohren zugehalten hätte, um von den Worten nichts zu hören."

„Scherze, nichts als Scherze, Frau Gräfin, die Sie am besten thun zu vergessen, und von denen ich nichts mehr hören will."

„Zu vergessen? — Unmöglich! Ew. Majestät werden sicherlich die Gnade haben, mir eine ähnliche Genugthuung zu geben, wie der Gräfin Höpken. Ew. Majestät setzen zu viel Werth auf Anstand und Schicklichkeit, um meine unterthänigste Blitte abzuschlagen."

„Sie wollen mich also mit dieser Angelegenheit

durchaus nicht freiwillig verschonen! So muß ich Ihnen denn erklären, daß ich diese ganz unschädlichen Scherze ausdrücklich in Vergessenheit begraben zu haben wünsche. Es sind ganz besondere Gründe dazu vorhanden. Zufällig befand ich mich ganz in der Nähe des Schauplatzes dieses kleinen Unfugs, so daß ich im Stande gewesen wäre, für die Sicherheit Ihrer Person Sorge zu tragen, wenn es dessen bedurft hätte. Sie begreifen wohl, daß ich selbst bloßgestellt werden könnte, wenn man die Sache ungeschickt handhabte. Verstehn Sie mich jetzt, Gräfin Wrede?"

Die Gräfin that jedoch, als verstände sie den König nicht, sondern fuhr mit noch größerem Eifer und noch lauter als bisher fort:

„Man begnügte sich aber nicht mit dem abscheulichen Singen und Schreien, sondern ging zu Handlungen über, die mein Leben in Gefahr setzten. Meine Fenster wurden nämlich plötzlich durch einen Hagel von Steinen zertrümmert, die mir bis unters Bett rollten."

Der König wurde vor Zorn blaß; er biß sich in die Lippen; alle Glieder zitterten ihm vor Verdruß.

„Was soll das heißen, Frau Gräfin? Sie wollen eine unbedeutende Kleinigkeit, einen Vorfall ohne die geringsten Folgen, nicht vergessen, sondern Sie vergessen sich, Sie vergessen, wer ich bin, und daß ich Ihnen meinen Wunsch deutlich zu erkennen gegeben. Treiben Sie die Ansprüche, welche Sie als Dame machen können, nicht so weit, daß ich sie endlich an die Gegenwart des Königs erinnern muß."

„Ew. Majestät führten Italien an," fuhr die

Gräfin unerschrocken fort; „ich bin überzeugt, der Papst und der König von Neapel hätten die Anstifter eines solchen Unfuges ins Gefängniß werfen lassen, und Ew. Majestät....“

„Genug!“ unterbrach der König sie mit heftiger Geberde. „Ich, der König, verbiete Ihnen, in diesem Tone weiter zu reden. Da Sie auf meinen Wunsch nicht geachtet haben, so ist jetzt mein Wille, mein Befehl, daß sowohl dieses Gespräch, als auch der Vorfall, welcher es herbeigeführt, in unverbrüchliches Stillschweigen begraben werden.“

Der König that sich Gewalt an, um den Anwesenden die Aufregung zu verbergen, in welcher er sich befand.

Die Gräfin Wrede brach in Thränen aus, begab sich in ihr Zimmer, bestellte ihren Wagen, und verließ Drottningholm, sobald derselbe vorgefahren*).

---

*) . . . „Actuellement on fait les plus grandes sottises et les plus terribles extravagances, sans que l'on ose ni les relever, ni se plaindre. Il arriva que la nuit du samedi Madame de Wrede eut ses fenêtres cassées par des pierres, jetées dans ses appartements. Une bande joyeuse, qui couroit le jardin toute la nuit en chantant des chansons françaises, lui avait fait ce cadeau par gaieté de coeur. Elle raconta à tout le monde ce qui s'étoit passé et portait ses plaintes au Roi. Il s'en moquoit au commencement, mais ensuite il fit entendre à Madame de Wrede qu'il vouloit que cette affaire fut cachée, et qu'il avoit été de la partie. Elle, feignant

Wir verschonen unsere Leser mit einer Beschreibung des Turniers selbst, die man in vielen damals gedruckt erschienenen Reglements nachschlagen kann; auch macht ein jeder Ritterroman eine solche überflüssig.

Eines Vorfalles müssen wir jedoch erwähnen. Es ist angeführt worden, daß Gustav erklärt hatte, sich nicht mit den beaux restes zu begnügen, welche der Herzog Carl aufgegeben. Während des Turniers tauschte der König daher die Farben der Gräfin Löwenhjelm gegen die der Kaiserin Catharina II. um.

An Gustav's Hofe wurde keine Gelegenheit zu Vergnügungen, witzigen Anmerkungen, oder anmuthigen Versen unbenutzt gelassen. Als der Ritter der Kaiserin eines Abends in den Zirkel der Königin trat, wurde er durch seine verschmähte Schöne mit fol-

---

de ne point entendre, faisait plus de bruit qu'ella n'en avait fait auparavant, ce qui occassionna une scène très vive à la Chine. L'on se disoit tant de choses dures, que le Roi trembloit à la fin comme une feuille de colère et de rage, et Madame Wrede, pleurant à chaudes larmes, se proposait de partir au plutôt. Elle est partie hier effectivement, malgré le tems affreux qu'il a fait toute la journée."...

„Historisches Gemälde aus den ersten Lebensjahren Gustav IV. Adolphs," Seite 124, — in einem Briefe des Freiherrn Carl Bonde an den Reichskanzler Grafen Sparre.

genden Versen empfangen, die sie mit ausgezeichneter Grazie deklamirte:

„Sur les pas d'un Guerrier, parmi le bruit des armes
La jeune Milicie, affrontant les allarmes,
Trouve enfin ce Héros, helas! longtems absent.
Je l'ai quitté vainqueur: le revois-je constant?
Jadis dans les combats Il s'arma pour ma gloire,
Il offrit à mes pieds le prix de la victoire,
Et jadis à sa lame attachant mes rubans
Ma main a nuancé ses étendarts brillants.
A tous les chevaliers il donna le modèle
D'un bras toujours vainqueur, d'un coeur toujours fidèle.
D'où viennent ces rubans qui ne sont pas de moi?
Mon chevalier combat, mais sous une autre loi,
Et lorsqu'à mes regards le sort le fait paroitre,
Orné de ces couleurs, puis-je le reconnoitre?
Cesse de Te vanter, ma Rivale en ce jour!
Pour un autre combat il cherche un autre amour
Et brisant de nouveau le serment qui le lie,
Une belle à son tour vengera Milicie." *)

„Göttlich, meine holde Gräfin!" rief der König und klatschte in die Hände. „Es wäre aber ein Verstoß gegen alle Ritterpflicht, diese Strophen unerwiedert zu lassen. Baron Ehrensvärd, mein Schreibzeug!"

Einige Augenblicke darauf wurde dem Könige ein Schreibzeug von Perlmutter mit Gold ausgelegt, eine

*) Baron Cederhjelm's Ritterspiele von 1779.

Stahlfeder mit goldenem Schaft und eine Lage rosenrothes Seidenpapier mit vergoldetem Schnitt gebracht. Er setzte sich an den Arbeitstisch der Königin, und schreib folgende Antwort nieder, die er laut vorlas, und alsdann der Gräfin Löwenhjelm als ein kleines Andenken überreichte:

„Milicie et Leonorine! Vous portez les mêmes couleurs,
Et chaqu'une de vous également domine sur les esprits
et les coeurs:
Les amours volent sur vos traces:
Il n'est point entre vous de rivalité;
Choisir seroit témérité,
Quand on choisit entre les Graces." *)

Ein Gemurmel des Beifalls und der Entzückung durchlief die Gesellschaft, denn es war ein König, der den Tummelplatz der Waffen verließ, um auch auf dem Felde der Dichtkunst in die Schranken zu treten. Doch hier bedurfte es der Schmeichelei in der That nicht, denn dieser König war der geniale Gustav III.

Unmittelbar nach dem Turniere folgte ein Schauspiel, welches nicht minder geeignet schien das Volk zu ergötzen, das sich in unermeßlichen Schaaren von Stockholm eingefunden hatte, um dem großen Feste beizuwohnen und sich die königlichen Personen mit Muße zu betrachten. Auf dem viereckigen Rasenplatz im Hofe von Drottningholm, der dem Schlosse am nächsten ist,

---

*) Cederhjelm.

befand sich zu jener Zeit eine Wasserkunst, von welcher man jetzt nur noch Ueberreste antrifft. Herkules, mit der Keule den Drachen tödtend, steht auf einem hohen, runden Fußgestell von gehauenen Steinen, auswärts mit Marmor bekleidet. Die Statue selbst ist von gegossenem Metall und noch unerschüttert, das Fußgestell, an dessen Ecken sich vier Muscheln und an den Seiten die vier Jahreszeiten befanden, hat jedoch sehr gelitten. Die beiden kleineren Wasserkünste aber, welche mit der großen in Verbindung waren, und aus zwei Tritonen bestanden, sind gänzlich verschwunden.

An diesen Rasenplatz stößt ein zweiter, etwas höher liegender. Diesen verschönten zehn Fontainen und Statuen von Bronce, während er jetzt wüst und leer ist, und nur noch hin und wieder Spuren der früheren Springbrunnen zeigt *).

Am Abend des Turniers spielten nun sämmtliche Fontainen, und waren, sowie die hohen Alleen, mit tausend und aber tausend Lampen und Feuerbecken erleuchtet, deren Licht sich in den unzähligen Wasserstrahlen spiegelte und brach. Hier ergingen sich die Zuschauer und jubelten laut, so wie sich ein Mitglied des königlichen Hauses blicken ließ. Der illuminirte Garten mit seinen mannichfachen Gruppen und Scenen, so wie die Promenade des Hofes durch denselben, um das herrliche Schauspiel ebenfalls zu genießen, sind von Martin in fünf Ge-

*) Beschreibung von Drottningholm. Stockholm, 1821.

mälden dargestellt worden, die gegenwärtig das Toilettenzimmer der Königin in demselben Lustschloß schmücken, das zur Zeit Gustav's III. der Schauplatz der Freude, des Vergnügens und des Geschmackes war*).

*) Beschreibung von Drottningholm.

Vierzehntes Kapitel.

Die Scene ist auf dem Schlosse zu Stockholm, in einem der Gemächer des Herzogs Carl. Die Wände sind schwarz bekleidet. Im Hintergrunde ein vier Ellen hohes, versilbertes Kreuz, an welchem der Heiland hängt. An der Dornenkrone und wo die Nägel eingeschlagen sind, bemerkt man Blutflecke. Am Fuße des Kreuzes eine knieende Frauengestalt in Lebensgröße, von Gyps; um das Haupt eine Glorie von Lampen, die, so wie die Lampen, welche den Heiligenschein des Erlösers bilden, den Hintergrund des Zimmers erhellen. Dem Kreuze gegenüber, am andern Ende des Gemachs und so hoch wie das Kreuz, ein Palmbaum; an jedem Blatte desselben eine Lampe, welche diesen Theil des Zimmers erhellen. An der Decke hängt eine große versilberte Dornenkrone mit neun hervorspringenden Zacken; ein jeder von ihnen trägt eine brennende Kerze. Vor dem Cruzifix steht ein langer Tisch, überhangen mit einer schwarzen Decke, an den Rändern mit silbernen Franzen, an den vier Ecken mit silbernen Quasten verziert. In der Mitte der Decke sieht man in Silber gestickt: ein Auge innerhalb eines Dreiecks, ein Crucifix und eine Taube. Auf dem Tische an dem einen Ende eine hohe, vergoldete

Girandole mit sechs Armen, auf denen große Altarkerzen von gelbem Wachs brennen; an dem andern Ende ein Stundenglas. Weiter zurück im Zimmer ein Menschengerippe, das in seiner knöchernen Hand eine Sense hält. In den Augenhöhlen sind Lampen angebracht, die das Zifferblatt einer Uhr beleuchten, welcher der Todtenkopf als Fußgestell dient. Am obersten Ende des Tisches ein sehr hoher Lehnstuhl oder vielmehr Thron von Elfenbein, reich gearbeitet und an den Seiten fein durchbrochen, demjenigen ähnlich, den die Stadt Lübeck an Gustav Wasa schenkte, und welchen in späteren Zeiten der Kammerherr von Schinkel dem Ritterhause verehrte. Um den Tisch schwarze Stühle mit Rückenlehnen, auf denen sich ein weißes Kreuz befindet. Auf dem Tische vor dem Thron ein elfenbeinerner Hammer.

Allmählig füllt sich das Zimmer mit Männern, welche Platz auf den Stühlen am Tische nehmen. Alle tragen eine blaue Uniform mit ziegelrothem Kragen und Aufschlägen, weißen Knöpfen und einem Kreuz auf denselben, — silberne Epaulettes, theils mit, theils ohne Franzen, — auf der linken Schulter eine Aiguillette von Silber, — ein Schwert in einem Wehrgehänge von Silber, und silberne Sporen. Sie haben sämmtlich an einem gelben Bande um den Hals ein weißes, emaillirtes Kreuz, auf dessen einer Seite sich der gekreuzigte Christus, auf der andern aber die betende Frauengestalt abgebildet finden.

Die meisten beginnen halblaute Gespräche mit ihren Nachbarn, dann und wann einen Blick auf die Uhr werfend. Diese schlägt neun, und mit dem letzten Schlage

tritt der Herzog Carl in einem Fürstenmantel von blauem Sammet ein. Sein Ordenskreuz ist etwas größer als das der übrigen, und blitzt von Edelsteinen.

Als er eintritt, stehen alle auf und empfangen ihn damit, daß sie dreimal die Hände zusammenschlagen. Er grüßt durch leichte Verbeugungen zur Linken und Rechten, nimmt auf dem Sessel Platz und schlägt drei Mal mit dem Elfenbeinhammer auf den Tisch. Alle setzen sich, — es herrscht tiefe Stille.

Hierauf nimmt der Herzog das Wort:

„Edle Ritter und Brüder des Ordens der heiligen Helena und des heiligen Versöhnungskreuzes!“

„Beunruhigende Nachrichten von den westlichen Zungen und Schutzpräfekturen unseres Ordens sind eingelaufen. Die Freidenkerei nagt an den Ecksteinen des Tempels, und die Kraft in dem rechten Arm des Gewaltigen wird immer schwächer durch die geringe Hochachtung vor dem Gesalbten, der das Schwert hält. Schnelle und wirksame Mittel und Wege sind erforderlich, um die Gesellschaft der heiligen Männer zu schützen. Ich habe bei Kreuz und Kelch, und bei etwas noch Heiligerem, das nicht einmal hier unter Euch, sondern nur im Sanctuarium vor dem Unsichtbaren und seinem Abgesandten genannt werden darf, geschworen, das Heiligthum aufrecht zu erhalten, und im drei mal drei und sieben mal siebenfachen Namen des Heiligen, mit Wissen und Zustimmung des Abgesandten, frage ich Euch, edle Ritter und Brüdrr, ob Ihr wie ich, Eurem Eide, Eurer Pflicht und Eurem Willen gemäß, Leib und Leben, für diesen Zweck zu opfern bereit seid?“

Alle stehen auf, und legen die rechte Hand aufs Herz und lassen das Haupt auf die Brust sinken. Dann setzen sie sich schweigend. Nur Einer bleibt stehen.

Herzog. Amen! — (Wird den Stehenden gewahr.) Im Namen des Großkapitels, — was ist Dein Begehr, Bruder?"

Der Stehende. „Hochgeborener, hochweiser Meister! Ist es erlaubt, das Band der Zunge zu lösen?

Herzog. „Sprich!"

Der Stehende. „Hat nicht der, welcher das Schwert hält, Willen und Macht genug, den Eingang zum Tempel zu bewachen? — Oder gestattet der, so auf dem Stuhle sitzt, daß man an seiner Füße Schämel rücke und die Schale des Zornes über den Gesalbten ausgieße?"

Der Sprechende setzt sich. — Pause.

Der Herzog wechselt die Farbe, runzelt die Stirn und wirft zornige Blicke auf den, der gesprochen. Nachdem er sich gefaßt und seine Gedanken gesammelt, sagt er mit unsicherer Stimme:

„Unglaube und Eitelkeit binden das Schwert. Es muß von einem starken Arm geführt werden. So sprechen Zungen in Osten und Westen, ja sogar die aller Präfekturen der Weisen unseres heiligen Versöhnungskreuzes."

Man vernimmt gegen eine mit Vorhängen versehene innere Thür drei starke Schläge, die der Großmeister mit dem Elfenbeinhammer beantwortet. Der Herzog fordert einen Bruder auf, zu fragen, wer es sei, der

klopft, — wer ihn sende, und was er begehre. Der aufgeforderte Bruder thut es.

„Eine Botschaft vom Abgesandten," erfolgt als Antwort.

Alle, sogar der Herzog, erheben sich und bleiben stehen.

Der Vorhang wird bei Seite geschoben, — der Ceremonienmeister Plommenfelt tritt ein. Er trägt ein langes, bis auf die Füße reichendes, weißseidenes Hemd, eine gelbe Schärpe, deren Enden lang herunterhängen, und einen schwarzen, nachschleppenden Mantel. Sein Ordenskreuz am Hals ist etwas kleiner als das des Herzogs, jedoch etwas größer als das der übrigen.

Nachdem sich Plommenfelt vor dem Cruzifix tief verneigt, tritt er vor den Elfenbeinsessel, grüßt mit des Ordens geheimen Zeichen und sagt:

„Der Abgesandte ruft Dich, hochgeborener und hochweiser Meister, zugleich mit dem ältesten und den beiden jüngsten der Brüder. Weisheit und Unschuld!"

„Ehrfurcht und Gehorsam dem Unsichtbaren und seinem Abgesandten," antwortete der Herzog.

Plommenfelt entfernt sich nach einer abermaligen Verneigung vor dem Cruzifix.

Alle setzen sich.

Der Herzog schlägt dreimal mit dem Elfenbeinhammer auf den Tisch und sagt:

„Wir haben den Willen des Unsichtbaren vernommen. Auserwählte, folgt mir zu dem, welchen er gesendet!"

Der dem Herzoge zur Rechten Sitzende und die beiden Jünglinge Horn und Reuterholm am untersten Ende des Tisches erheben sich. Mit dem Herzoge steht die ganze Versammlung auf.

Der Herzog und seine drei Begleiter nahen sich dem Crucifix, verneigen sich tief, legen ihre Arme gekreuzt auf die Brust, lassen die Köpfe sinken und sprechen leise ein Gebet. Hierauf treten sie mit dem Herzoge an die Thür, durch welche Plommenfelt gekommen.

Der Herzog schlägt dreimal die Hände zusammen.

Eine Stimme von außen:

„Heilig! heilig! heilig!"

Die Ritter (ohne den Herzog und seine Begleiter, welche schweigen). „Amen!"

Stimme. „Wer naht dem Tabernakel?"

Herzog. „Diener des heiligen Versöhnungskreuzes!"

Stimme. „Was kommt Ihr zu suchen?"

Herzog. „Gnad' und Licht und Kraft bei dem Unsichtbaren und dem, den er gesandt hat."

Pause.

Man vernimmt hinter dem Vorhange Musik und Gesang, die aus der Höhe herab zu kommen scheinen.

Der Vorhang rollt auf, — die Thür hinter demselben öffnet sich; der Herzog ersteigt mit seinen Begleitern eine kleine Treppe, die in die Betkapelle führt, welche später für die Kronprinzessin Josephine zur Abhaltung des katholischen Gottesdienstes eingerichtet wurde.

Im Hintergrunde zeigt sich ein Altar, und an der

rechten Seite auf einer Erhöhung ein Thron unter einem Baldachin. Dieser, sowie der Ueberzug und die Drapirung des Thrones, sind von Purpur, und mit goldenen Tressen und Franzen verziert. Auf der linken Seite ein mit einer rothen, goldverbrämten Sammetdecke verhängter Tisch; — auf ihm ein Haufen Schärpen in Schwarz und Gold. Vor dem Altar ein Betstuhl mit einem Kissen, und auf diesem ein goldgestickter, mit Hermelin besetzter und gefütterter Purpurmantel.

Die Kapelle wird durch einen röthlichen Schimmer erleuchtet, der theils von einer an der Decke hängenden, großen Lampe altgriechischer Form, theils von einer auf dem Altare lodernden Opferflamme ausgeht.

Am Altare steht Björnram in der Tracht des Oberpriesters, die Arme gekreuzt auf der Brust.

Plommenfelt empfängt am Eingange den Herzog mit seinen Begleitern und führt sie bis zum Fuße des Altares, wo sie sich alle vor Björnram verneigen, der ihre Begrüßung durch eine langsame Bewegung des Kopfes beantwortet.

Auf ein von Plommenfelt gegebenes Zeichen kniet der Herzog am Altare nieder. Seine drei Begleiter bleiben stehen.

Björnram spricht mit halblauter Stimme ein Gebet, nimmt den Purpurmantel vom Kissen, und reinigt ihn über der Opferflamme auf dem Altar.

Unterdeß giebt Plommenfelt den Jünglingen Horn und Reuterholm einen Wink; diese treten hinter den Herzog, nehmen ihm den blauen Sammetmantel

ab, und überreichen ihn Plommenfelt, der ihn über seinen linken Arm wirft.

Während Björnram den Purpurmantel über die Opferflamme reinigt, ruft er: „Heilig — heilig — heilig!“

Starke Wohlgerüche erfüllen die Kapelle, — zarte Knabenstimmen singen eine Hymne, — ein Vorhang läßt die Sänger weder sehen noch gesehen werden.

Björnram wirft dem Herzoge den geweihten Mantel um die Schultern, schließt das mit Edelsteinen verzierte Schloß am Halse, legt ihm die Hände aufs Haupt, als segne er ihn, und murmelt ein Gebet dazu. Hierauf giebt Björnram dem Herzoge einen Wink, sich zu erheben, nimmt Plommenfelt den blauen Sammetmantel ab, und legt ihn auf das Kissen, wo der Purpurmantel gelegen. Jetzt sagt Björnram, zum Herzoge gewendet:

„Du sollst das, was ist, in dem suchen, was da sein wird, und das, was da sein wird, in dem, was ist und Dich zur Einheit des Ursprunges erheben.“

Plommenfelt streckt dem Herzog seine Rechte entgegen, der ihm die Linke reicht. So geführt, begiebt der Herzog sich zum Throne, an dessen Fuße jener sich verneigt und zum Altare zurückgeht. Der Herzog besteigt den Thron und sieht höchst zufriedengestellt aus.

Björnram tritt an den Tisch links vom Altare, legt seine Hände auf die erwähnten Schärpen und spricht mit halblauter Stimme ein kurzes Gebet. Hierauf nimmt er drei derselben, und giebt Plommenfelt einen Wink, der sie auf einem Kissen zum Herzoge trägt und sie

auf einen kleinen, neben dem Throne befindlichen Tisch legt.

Plommenfelt führt hierauf die drei Begleiter des Herzogs an die Stufen des Thrones; der Herzog erhebt sich und hängt ihnen die Schärpen um.

Während dieser Handlung vernimmt man eine schwache Instrumentalmusik, und Björnram spricht laut und feierlich folgende Worte:

„Weisheit und Unschuld werden in Handlung und Kraft verwandelt, um Unglaube und Eitelkeit auszurotten und das Schwert aus schwachen Händen in starke überzuführen!"

Hierauf wendet Björnram sich an den Herzog und sagt:

„Im Namen des Unsichtbaren und auf sein Geheiß begrüße ich Dich, mein Sohn, drei mal drei, sieben und neun Mal als einen der Gewaltigen auf Erden; denn Du wirst es! — Amen."

Der Herzog verläßt den Thron und kehrt mit seinen Begleitern, welche die übrigen geweihten Schärpen auf einem Kissen tragen, nach dem Versammlungszimmer zurück.

Zur verhangenen Thür gelangt, schlägt Plommenfelt mit gemessenen Pausen drei, sieben, und neun Mal gegen dieselbe.

Stimme aus dem Versammlungssaale. Hat der Abgesandte den um das Versöhnungskreuz versammelten Weisen etwas mitzutheilen?

Plommenfelt. „Der Bräutigam sucht seine Braut."

Stimme. „Wie heißt die Braut?“

Plommenfelt. „Helena!“

Die Flügelthüren öffnen sich. Die Ordensbrüder stehen um den Tisch und begrüßen den Großmeister durch neunmaliges Zusammenschlagen der Hände. Der Herzog tritt mit stolzer Haltung an den Elfenbeinsessel und läßt sich nieder. Die Brüder setzen sich ebenfalls, die drei ausgenommen, welche die Schärpen tragen, und an den Elfenbeinsessel treten. Plommenfelt zieht sich indessen nach der Betkapelle zurück und die Vorhänge verhüllen die Thür.

Der Herzog begehrt durch drei Schläge mit dem Elfenbeinhammer das Wort.

„Es ist vollbracht!“ sagte er. Der Abgesandte des Unsichtbaren hat mich mit Würden und Zeichen begabt, deren ich Euch, meine Brüder und Ritter vom St. Helenen-Orden, kraft meines Heermeisteramtes theilhaftig machen will.“

Ein Ritter nach dem andern steht auf und tritt vor den Herzog, der ihm eine der Schärpen über die Achsel wirft, und dem auf diese Weise geschmückten die Stirn küßt. Nachdem alle Anwesenden Schärpen erhalten und wieder Platz genommen, schlägt der Herzog dreimal mit dem Elfenbeinhammer auf den Tisch, und fragt alsdann:

„Hat noch irgend einer der geweihten Brüder dem Großkapitel eine Mittheilung zu machen?“

Allgemeines Schweigen.

„Im Namen des Hochgelobten erkläre ich diese Versammlung für geschlossen und das Kapitel für aufgelöst.“

Alle stehen auf, machen dem Herzoge eine tiefe Verbeugung und entfernen sich nach und nach.

Der Herzog kehrt allein in die Kapelle zu Björnram und Plommenfelt zurück. Eine Stunde später ist er auf dem Wege nach Rosenberg*).

---

*) Die historische Anekdote der von Björnram dem Herzoge Carl gemachten Prophezeiung findet sich in den Schilderungen aus der Tagesgeschichte." Vierte Auflage, Seite 242 – 243.

Funfzehntes Kapitel.

Zum letzten Mal bringen wir einen Ausländer auf den Schauplatz, dessen Geschick viele Jahre lang genau mit dem Schwedens verknüpft war. Obgleich Beylon sich nur erst im reifen Mannesalter befand, so hatte doch seine Völlerei, vereinigt mit einer sitzenden Lebensweise, mit Nachtwachen und Geistesanstrengung, seine Gesundheit in dem Maße untergraben und dergestalt seine Kräfte zerstört, daß er selbst das herannahende Ende seiner Tage ahnte. Er sah ihm mit der Ruhe eines Philosophen entgegen, denn er war zu aufgeklärt, um thörichte Befürchtungen oder eitle Hoffnungen zu hegen. Sein Gewissen hatte er sich unbelastet erhalten, kein Fluch, keine Verwünschungen folgten ihm, — es fehlte ihm jegliche Ursache zur Reue. Freilich hätte er gern länger gelebt, wäre es ihm beschieden gewesen, denn — körperliche Leiden ausgenommen — bot ihm das Leben nur Annehmlichkeiten dar; aber ohne Murren sah er einem Ereignisse entgegen, dem sich der Mensch nun einmal nicht entziehen kann. Seine Ansichten und seine Bemühungen blieben bis zum letzten Athemzuge dieselben; er blieb von Eifer, Treue und Dankbarkeit für seine hohen Wohlthäter beseelt, denen er gedient und die er unbe-

merkt geleitet hatte, und sorgte noch für die Seinigen, nachdem er für sich nicht weiter sorgen konnte.

Die Verhältnisse der Mitglieder des königlichen Hauses zu einander hielt er für äußerst bedenklich. Die Versöhnung zwischen dem Könige und seiner Gemahlin hatte die Mißhelligkeiten zwischen ihm, seiner Mutter und seinem Bruder Carl vermehrt. Es war — wie bereits erwähnt — schon zu öffentlichen Anstößigkeiten gekommen, und der Herzog untergrub heimlich den Thron, nach welchem er damals schon trachtete, ohne sich darum zu kümmern, ob er mehr davon bekommen würde als Splitter, und ob er diese Splitter mit dem Schaden des Landes und dem Untergange seines ganzen Geschlechts werde bezahlen müssen. Der König stürzte sich immer tiefer in Vergnügungen und Schulden. Seine Einkünfte reichten weder zu jenen, noch zu den freigebigen Unterstützungen, welche er den großen Geistern seines Landes gewährt, noch zu den Unternehmungen, auf die er sich einließ, um Glanz, Kultur und Wohlbehagen um sich zu verbreiten, noch endlich zu seiner Prachtliebe und seinen Ausschweifungen hin. Die Hülfe, welche er ansprechen konnte und mußte, wenn er sich in Geldverlegenheit befand, die der Stände nämlich, scheute er mehr als die Verlegenheiten selbst. Er haßte und fürchtete die Reichsstände. Nichts lag ihm so sehr am Herzen, als die Aufrechthaltnng der Macht und des Ansehns des Purpurs. Gustav sah recht gut ein, daß die Stände es sich nicht lange gefallen lassen würden, von der Leitung der Staatsgeschäfte ausgeschlossen zu sein, und daß sie ihn nur unterstützen und aus der Verlegenheit ziehn

würden, wenn er ihnen dieselben Rechte wieder einräumte, die sie früher besessen, und wenn er das, was er im Programm von 1772 gelobt — nur der erste Bürger eines freien Volkes sein zu wollen — zur Wahrheit machte. Um dem zu entgehen, griff der König jedoch lieber zu den gefährlichsten und verderblichsten Mitteln, anstatt sich an die von den Ständen verwalteten Hülfsquellen des Landes zu wenden.

Mit dem Herzog Carl stand es nicht viel besser. Er steckte in Schulden bis über die Ohren, bezahlte niemals, und hatte allen Credit verloren. Er war daher zuweilen den Zudringlichkeiten recht stürmischer Mahner, die nicht selten der handwerktreibenden Klasse angehörten, ausgesetzt. Zu einem solchen, der mit einer unbezahlten Rechnung schon sehr oft an die Thür des Herzogs gepocht und stets nur Versprechungen erhalten hatte, sagte er einst: „Mit Euren Umständen muß es sehr kläglich aussehn, da Ihr so verwünscht zudringlich seid." — „Mit den meinigen ebenfalls," gab der Handwerker zur Antwort, indem er so that, als glaubte er, der Herzog habe von seinen eigenen Umständen gesprochen *).

Ueber sein Verhältniß zu Mamsell Slottsberg hielt es der Herzog nicht länger für nothwendig, einen Schleier zu werfen. Er hatte ihr ein Haus in der Regierungsstraße gekauft, wo mehr Ueppigkeit als Geschmack, mehr Zwang als Vergnügen herrschte. Ihre Toilette und ihr Haushalt kosteten enorme Summen. Sie be-

*) Historisch.

durfte in der That eines Ersatzes, nicht nur für ihren verlorenen Ruf, sondern auch für die große Leere, die in ihrem Verhältniß zum Herzog obwaltete, der nur physische Genüsse bei ihr suchte. Außerdem fing er auch bereits an, sich nach andern Abenteuern und Zerstreuungen umzusehn, und Mamsell Eckermann wurde bereits unter denen genannt, die er besonders auszeichnete.

Des Herzogs Hang zum Stiften geheimer Ordensverbrüderungen kostete ihm ebenfalls bedeutende Summen. Er wurde dazu eben so sehr durch Schwärmerei, als durch List getrieben. Er hatte nämlich die Absicht, sich Anhänger zu verschaffen, um mit deren Hülfe sich des Thrones zu bemächtigen, so wie eine günstige Gelegenheit dazu sich darböte. Unsere Leser haben im vorigen Kapitel gesehen, wie auch in der Scene in dem Sanctuarium die Politik hindurchschimmerte, indem die Rede davon war, die Macht aus Gustav's Händen in die Carl's zu übertragen. Dahin deutete auch die Vertheilung der Schärpen in Gold und Schwarz, welches die Farben des Herzogs von Södermanland sind. Als Carl nicht mehr im Stande war, sich auf andere Weise Geld zu verschaffen, setzte er die Leidenschaften des Königs, seines Brudes, in Bewegung. Bald rief er seine Freigebigkeit an, bald kitzelte er Gustav's Stolz, indem er seine — des Herzogs — Verlegenheiten so darstellte, als würfen sie einen Schatten auf des Königs eigene Person, — bald ließ er selbst merken, daß er Ränke schmiede gegen den Thron, um des Königs Verdacht rege zu machen, und ihn zu vermögen, seinem Bruder den Frieden abzukaufen. War dies geschehn,

so änderte der Herzog auch in der That sein Benehmen, sein Thun und Trachten — so lange das Geld noch nicht wieder verthan war. Auf diese Weise vermehrte Carl die Ausgaben und die Regierungssorgen des Königs ganz bedeutend.

Der Herzog Friedrich war eine zu edle, unbefangene Natur, um seinen ältesten Bruder aus Eigennutz zu plagen, und um die Zeit, von der wir sprechen, hatte er den politischen Plänen, für welche ihm eine Hauptrolle zugedacht war, noch kein Ohr geliehen. Die verwittwete Königin, welche ihren ältesten Sohn nicht liebte und den jüngeren beinahe haßte, sprach bereits laut über ihre Wünsche in Bezug auf den jüngsten, den sie — nicht ohne Grund — der Krone würdiger erachtete, als seine beiden Brüder. Carl hatte in der ersten Zeit der Vermählung Gustav's dessen Gemahlin seine Huldigungen angetragen, die jedoch nur mit einer ungekünstelten Schwesterliebe darauf geantwortet hatte. Jetzt war es Friedrich, der Carl's Gemahlin über seine Unbeständigkeit und Kälte tröstete, und alle Berichte aus der damaligen Zeit stimmen darin überein, daß er in seinen Bemühungen bei seiner schönen Schwägerin nicht unglücklich gewesen.

Diese Verhältnisse waren dem Ritter Beylon sämmtlich bekannt und stimmten ihn melancholisch, als er aus seinem kleinen Sommerhäuschen bei Ulriksdahl nach Drottningholm fuhr, um dem Könige zum letzten Mal sein Herz auszuschütten und ihm damit zugleich die Augen zu öffnen.

Beylon's verstörtes Aussehn jagte sogleich das

freundliche Lächeln aus dem Gesicht des Königs, womit er seinen Vertrauten stets empfing. Da er jedoch mehr König als Mensch war, faßte er sich bald wieder, als er hörte, Beylon's verändertes Gesicht rühre nur lediglich von seinem Uebelbefinden her.

„Es thut mir leid, lieber Beylon, sehr leid, daß es mit Deiner Gesundheit so schlecht steht; aber wir haben ja ein Collegium Medicum. Ich werde den Herren meinen besondern Befehl ertheilen, ihr Möglichstes zu thun, und — foi de gentilhomme! — sie werden hier zeigen, was sie werth sind."

„Wenn das Oel verzehrt ist, allergnädigster Herr, muß die Lampe erlöschen. Der Tod ist der einzige Unruhstifter, den Ew. Majestät nicht zu unterdrücken vermögen, und das Geschenk des Lebens die einzige Wohlthat, die ich Ew. Majestät nicht verdanke."

„Du siehst zu schwarz in dieser Sache."

„Durchaus nicht! Ich schätze mich glücklich, unter dem milden Scepter zu sterben, der nun schon seit acht Jahren das Glück von Millionen macht, und ich nehme das Vertrauen auf Ew. Majestät Edelmuth, von dem ich so viele und so sprechende Beweise habe, mit ins Grab."

„Hast Du irgend einen Wunsch, der Dir am Herzen liegt, so sprich. Ich erfülle ihn jedenfalls, denn ich weiß, Du verlangst nichts Unmögliches und Unstatthaftes."

„Wenn der Tod im Anzuge ist, wird man dreist; dies merk' ich in diesem Augenblick, wo ich Ew. Majestät unterthänigst bitten will, meinem in der Schweiz

lebenden Bruder von dem Tage meines Todes an auf Lebzeiten ein Jahrgeld von 1000 Livres zu gewähren, die ich ihm bisher, durch die königliche Freigebigkeit Ew. Majestät dazu in den Stand gesetzt, gezahlt habe."

„Nichts weiter? — Das wäre auf jeden Fall ohne Dein Bitten geschehn, sobald ich Kunde von der Existenz eines Mitgliedes Deiner Familie erhalten hätte. Hier hast Du indeß meine Hand darauf. Bist Du nun zufrieden?"

Der König reichte seinem getreuen Diener die Hand, der sie mit tiefer Rührung küßte. Als er Miene machte, sich in Danksagungen zu ergehen, kam der König dem zuvor, indem er sagte:

„Schon gut — schon gut! — Kein Wort weiter über diese Kleinigkeit. Schlage Dir die Todesgedanken aus dem Sinn, und laß uns von andern Dingen sprechen. Bist Du kürzlich in Svartsjö gewesen? Hat sich meine Frau Mutter, die verwittwete Königin noch nicht zufrieden gegeben?"

Mit der Vorsicht, Feinheit und Unterthänigkeit, die der Leser bereits an Beylon kennt, berührte er nun die im königlichen Hause obwaltenden, oben erwähnten Verhältnisse, — rieth zu einer schleunigen und vollständigen Aussöhnung des Königs mit seiner Mutter, — bezeichnete den Herzog Carl als denjenigen, der die Flamme der Zwietracht nähre, dessen heimliche Ordens-Zusammenkünfte politische Zwecke hätten, und der — um seinen Ehrgeiz zu stillen und sich aus seinen Geldverlegenheiten zu reißen — zu jeglichem Schritte fähig sei. Vor allen Dingen suchte Beylon den König dahin zu

vermögen, die heimlichen Versammlungen in den Zimmern des Herzogs überwachen zu lassen, denn der Schweizer hatte von einem der Ordensbrüder Nachricht von dem, was sich in der Kapelle zugetragen, bekommen.

„Das ist alles recht gut!" fiel der König seinem Vertrauten in die Rede. „Aber einen Ordensbruder, der seinen Großmeister verräth, oder einen klugen Menschen aufzutreiben, der sich in den Orden aufnehmen ließe, um uns Bericht abzustatten, das ist leichter gesagt als gethan."

„Das würde ich ebenfalls glauben, wenn Ew. Majestät sich nicht geneigt finden sollten, auch in dieser Beziehung Jemand Vertrauen zu schenken, der schon in viele, das schwedische Regentenhaus betreffende Geheimnisse eingeweiht ist, und der eben jetzt — als Werkzeug bei einem Liebesabenteuer — des Herzogs Ohr besitzt."

„Du meinst Badin?"

„Den meine ich."

„Die Sache will ich mir überlegen. — Aber was fehlt Dir? Du wirst blaß, Deine Augen erlöschen, Deine Stirn bedeckt sich mit Schweiß, Dein Athem wird kurz... er wird ohnmächtig! (Der König klingelt heftig.)... Baron Ehrensvärd, helfen Sie mir, Beylon auf ein Sopha tragen.... So — so.... etwas eau de luce.... und mein Leibarzt soll auf der Stelle herkommen!"

Der König löst selbst Beylon's Halstuch, und führt ihm die Flasche mit eau de luce an die Nase.

Unterdeß kommen außer Dalberg, dem Arzte, mehrere Leute und Diener des Königs herbei. Der

Eine beeilte sich, Beylon's Füße aufzuheben, und ein Taschentuch darunter auszubreiten, um das mit Seide überzogene Sopha gegen Flecke zu schützen. Als der König dies bemerkt, ruft er erzürnt:

„Was soll das heißen, mein Freund? Wie kannst Du an solche Kleinigkeiten denken, wenn ein Mensch leidet, ja — wenn es sich vielleicht sogar um sein Leben handelt? — Ah! er athmet leichter, — die Augen beleben sich wieder. Gott sei Lob und Dank!... Du erholst Dich, mein armer Beylon, — was das mich freut!... Sie, Leibarzt Dalberg, werden sich mit Beylon in den Wagen setzen, ihn nach Hause begleiten und ihn behandeln. Morgens und Abends will ich durch einen Courier Nachricht über sein Befinden haben.... Nein, nein, — keine Danksagungen, lieber Beylon, — ich verbiete es Dir! Du möchtest mir noch angegriffener werden, als Du es jetzt schon bist.... Ehrensvärd und Dalberg, nehmt ihn unter den Arm und führt ihn in den Wagen.... Lebe wohl, guter Beylon! Ich verlasse mich auf Ihre Geschicklichkeit, Dalberg, und hoffe, daß Beylon bald wieder hergestellt ist. Schlage Dir nur die finstern Gedanken aus dem Sinn, mit denen Du hergekommen bist. Ein Gesunder müßte so schwarzen Vorstellungen erliegen."

Beylon heftete einen matten, ausdrucksvollen Blick auf den König, deutete alsdann mit den Augen auf den Himmel, erfaßte nochmals seine Hand, und drückte sie mit den Worten an die Lippen:

„Gott segne Ew. Majestät und das ganze königliche Haus!....

Der König trat ans Fenster, um Beylon fortfahren zu sehn. Nachdem dieser zum letzten Mal sein Haupt vor dem Könige gebeugt und den Abschiedskuß, den Gustav ihm zuwarf, mit den erlöschenden Augen aufgefangen, eilte der König — an den Schreibtisch.

Hier wendeten seine blitzschnellen Gedanken sich plötzlich von dem rührenden Abschiede zur Betrachtung und Berechnung der Folgen, die Beylon's Tod wohl mit sich führen könne. Der Vorleser war länger als ein Vierteljahrhundert der Theilnehmer an allen geheimen und wichtigen Geschäften des königlichen Hauses gewesen. Wahrscheinlich enthielten seine Papiere manche Aufschlüsse, die der König für die Oeffentlichkeit eben nicht geeignet hielt, und auch solche, die er — was namentlich die übrigen Mitglieder seiner Familie betraf — sich selbst verschaffen wollte; denn Beylon war der Vertraute von allen gewesen, ohne jemals die Geheimnisse des Einen gegen den Andern zu verrathen. Gustav, der eben noch so viel liebenswürdige Theilnahme für Beylon bewiesen, schrieb jetzt sogleich an seinen Reichskanzler, den Baron Sparre, und ertheilte ihm den Befehl, sich bereit zu halten, sowie der Schweizer die Augen schlösse, sogleich alle seine Papiere zu versiegeln und sie dem Könige persönlich zu überliefern.

Wenn befriedigte Eitelkeit im Stand wäre, körperliche Schmerzen zu lindern, so müßte Beylon dies im vollsten Maße empfunden haben. Er betrat als ein armer Fremdling den schwedischen Boden, und obgleich er nur einen geringen Posten bekleidete, den einzigen, welchen er jemals besessen, so nahm er doch vom ersten

Augenblick an bis zu seinem Tode Theil an der Leitung des Geschickes seines neuen Vaterlandes, half die großen Umgestaltungen in demselben vorbereiten, war gefeiert und geachtet von Allem, was es an Geachtetem und Ausgezeichnetem im Lande gab, empfing auf seinem Krankenlager täglich und stündlich Zeichen der größten Achtung und Theilnahme von sämmtlichen Mitgliedern des Regentenhauses, und wurde nach seinem Tode mehr vermißt, als die höchsten und brauchbarsten Staatsdiener. Die verwittwete Königin ließ ihm sagen, sie werde, im Fall er stürbe, für seine Leute Sorgen tragen, und diese wurden später gerade so pensionirt, als hätten sie bei einem Mitgliede des Regentenhauses gedient.

Als er sein Ende nahe fühlte, ließ er die Reichsräthe Fersen und Liewen, sowie den Großhändler Pejl rufen. Ersterer setzte seinen letzten Willen auf, die beiden Letzteren dienten als Zeugen. Es drückt den Stempel auf die Ehre des Schweizers, solche Männer an seinem Sterbebette gehabt zu haben. Fersen schied mit tiefer Rührung von ihm. Seit Olof Håkonsson vor zehn Jahren gestorben, hatte der Graf keinen größeren Verlust mehr gelitten, als Beylon's Tod ihm zufügte. Ja, Fersen verließ seinen sterbenden Freund nicht eher, als bis dieser den Wunsch zu erkennen gab, mit seinem Seelsorger und Landsmann Boullaire, dem Pastor an der reformirten Kirche zu Stockholm, allein sein zu wollen. Dieser Pastor war derselbe, welcher im Auftrage der verwittweten Königin nach der Schweiz geschrieben hatte, um Beylon aufzufordern, nach Schweden zu kommen.

„Bald werden Deine körperlichen Leiden vorüber sein,“ sagte dieser, „und die Pforten der Ewigkeit stehn im Begriff, sich vor Dir zu öffnen. Im Namen unserer heiligen Kirche frage ich Dich, Bruder, ob Dir in diesem Augenblick noch etwas Anderes am Herzen nagt, als der Tod?“

Beylon (mit matter Stimme). „Nein.“

Voullaire. „Du hast theure Pflichten gegen das Land, wo Du Deinen ersten Athemzug gethan, und gegen das, wo Du bald Deinen letzten thun wirst; — wie hast Du sie erfüllt?“

Beylon. „Ich habe beide Länder stets geliebt und ihnen — wenn es in meinen Kräften stand — auch gedient.“

Voullaire. „Die Vorsehung ließ Dich in einem freien Lande geboren werden, Bruder! — und frei war das Land, in welches Du gerufen wurdest, und das Deine Asche empfangen wird. Was bewog Dich, an dem Untergange dieser Freiheit zu arbeiten, und anstatt das anspruchslose Amt zu verwalten, für welches ich Dich aus Genf nach Stockholm kommen ließ, Aufträge zu übernehmen und auszuführen, welche den Ständen ihre Macht entrissen?“

Beylon. „Ich glaubte dadurch dem Volke einen Dienst zu erweisen, obschon auf einem andern Wege als auf dem gewöhnlichen. Die Freiheit, von der Du sprichst, war nur eine scheinbare; ich bin kein Werkzeug in der Hand eines Unterdrückers gewesen. Die Schweiz darf nicht bereuen, einen ihrer Söhne nach Schweden geschickt

zu haben. Ich habe den Herrscher auf den rechten Weg führen wollen."

Voullaire. „Du warst also verblendet durch Selbstvertrauen. Der Mensch denkt, Gott lenkt. Was soll ich Deinen Angehörigen, unsern Landsleuten, von Dir sagen, wenn ich — was bald sein kann — heimkehre?"

Beylon. „Daß ich sie bis an das Ende meines Lebens geliebt, daß ich sie in meinen letzten Augenblicken noch gesegnet habe, und daß sie sich meiner nicht schämen sollen. Ich habe in meiner Stellung vielem Bösen vorgebeugt. Würde ich nicht in meinen kräftigsten Tagen abberufen, so...." (Er fängt an zu röcheln und vermag nicht weiter zu sprechen.)

Voullaire. „Die Augenblicke sind kostbar. Du hast Dein Haus bestellt. Wende Deine Gedanken jetzt ab vom Weltlichen. Stirb ruhig und in der Ueberzeugung, daß ich im Vaterlande Deinen Ruf retten werde. Lebe wohl, Bruder, Freund und Landsmann! — Als Seelsorger habe ich Dir jetzt noch einige Worte zu sagen."

Der reformirte Prediger sprach nun von geistlichen Dingen, und fuhr damit fort, bis der letzte Funken in Beylon's Augen erlosch.

Beylon (sterbend). „Ich — sehe.... Dich — nicht mehr.... Bruder! —.... Reich' mir.... Deine Hand.... Ich will.... in den Armen.... eines — — Landsmannes....."

Voullaire. „Bruder! vernimmst Du meine Stimme noch?"

Ein kaum hörbares „Ja" bahnte sich mühsam einen Weg durch das Todesgeröchel. Der Seelsorger sprach den Segen.

Unterdeß trat der Leibarzt Dalberg ein, und nahte sich dem Bett.

Man vernahm einen starken Hauch.

„Der Athem stockt," sagte Boullaire, indem er sich an den Arzt wendete, der Beylon's kalte Hand ergriff, die jener bisher in der seinigen gehalten.

„Es ist vorbei; — er ist todt," sagte Dalberg langsam.

In demselben Augenblick öffnete sich die Thür, und der Hofkanzler trat ein, um sich des vom Könige erhaltenen Auftrages in Betreff der Papiere Beylon's zu entledigen. —

Gustav III. stand eben im Begriff in den Wagen zu steigen, um in Ulriksdahl einem Hofschauspiel beizuwohnen, als der Eilbote ihn erreichte, der die Nachricht von Beylon's Tode überbrachte. Der König kehrte in sein Zimmer zurück, rang die Hände vor Kummer, und sagte zum dienstthuenden Kammerherrn, Baron Ehrensvärd: „Ich habe einen meiner treusten Diener verloren, — deshalb will ich seinem Gedächtniß eine seltene Auszeichnung widerfahren lassen. Ich werde seine Leiche in der Kirche zu Lofön beisetzen lassen, wo sie zwischen

meinen beiden Lehrern Dalin und Klingenstierna zu stehen kommen soll *)."

Etwa nach Verlauf einer Stunde fragte Ehrensvärd an, ob vielleicht ausgespannt und ein Eilbote zum Abbestellen des Schauspiels nach Ulriksdahl abgeschickt werden solle.

„Um keinen Preis," rief der König; „man möchte sonst vielleicht glauben, Beylon sei mir unentbehrlich gewesen.... Mir, unentbehrlich!.... Ein König schafft neue Diener, wenn er alte verliert. Les affaires

---

*) Im 4ten Theil der Werke Gustav's III. findet sich Seite 116 ein Brief des Königs an den Fürsten Hessenstein, datirt — Stockholm, den 29. April 1777, in welchem es heißt:

„Mein Cousin! Ich habe eine recht betrübte Woche verlebt, da ich zu gleicher Zeit die Nachricht erhielt, daß unser guter Beylon gestorben und Taube auf den Tod liege.... Der würdige Beylon starb mit dem Muthe und der Ruhe eines Tugendhaften. Die Grafen Liewen und Fersen (der Feldmarschall) haben seinen letzten Willen entgegen genommen und unterzeichnet. Das Vertrauen, welches er sich bei allen Klassen zu erwecken verstanden, spricht am unwiderleglichsten für seine großen Verdienste. Er starb nach langen Schmerzen an einer Geschwulst, aus welcher sich zuletzt ein Karbunkel bildete. Er wurde geöffnet, und es ergab sich, daß er trotz seiner Gicht und seiner unordentlichen Diät noch lange hätte leben können. Er ist einstweilen in der Ritterholmkirche beigesetzt, und soll zu Drottningholm zwischen meinen beiden Lehrern Klingenstierna und Dalin begraben werden...."

font l'homme.... Außerdem wird heut Abend aufgeführt — „Gelegenheit macht Diebe," worin Bellman auf mein Begehren den Marktschreier macht, eine Rolle, die er in Privatzirkeln ganz vortrefflich spielen soll *). Ich will einmal sehn, wie ein Dichter sich als Schauspieler ausnimmt.... Ich habe heut eine Stunde länger als gewöhnlich auf mich warten lassen. Desto besser, — dafür bin ich König!... Sage dem Leibkutscher, er solle dafür etwas stärker fahren."

Der Befehl wurde ertheilt und befolgt. Er kostete dem Könige ein Pferd.

„Unser armer Beylon ist todt," sagte der König laut, jedoch mit einer eisigen Gleichgültigkeit, indem er seinen Platz im Schauspielsaale einnahm. „Seine Treue war nachahmungswürdig, — und darum genoß er auch meiner und meines Hauses ununterbrochene Wohlgewogenheit, so lange er lebte. Er wird uns allen recht fehlen.... Die Flöte ist von einem angenehmen Effekt in der Ouvertüre. Der Flötist verspricht, mit der Zeit etwas zu werden. Utini wird Ehre an seinem Schüler erleben."

Die Gesichter der Hofleute, welche sich zu Anfange der Rede des Königs pflichtschuldigst mit düstern Wolken umzogen, heiterten sich wieder auf, als das von Gustav angestimmte schwermüthige Adagio sich auf Veranlassung der Ouvertüre plötzlich in ein Allegretto verwandete. Sie freuten sich, einen scharfen Beobachter ihrer Ränke

*) Historisch.

und Schliche verloren zu haben, und einer Unterbrechung ihrer Vergnügungen überhoben zu sein.

„Beylon ist todt; mich soll doch wundern, wer seine Wohnung im Schlosse, sein Sommerhaus in Ulriksdahl, seine schönen Möbel und seinen ausgesuchten Weinkeller bekommen wird," sagte man am Tage nach seinem Tode. Einen Tag nach seinem Begräbniß war er am Hofe vergessen, — so vergessen, als hätte er niemals existirt.

Sechszehntes Kapitel.

Mit eben so viel Neugierde, was der Grund dazu wohl sein, als Bestürzung, welche Folgen es wohl haben könne, bemerkte der Hof seit einiger Zeit etwas Düsteres und Verstimmtes im Wesen des Königs. Die Freude verschwand aus seiner Nähe, — die Freude, welche die Seele jener Epoche war.

„Des Königs Verstimmung rührt sicher von einem geheimen Verdruß her,“ flüsterte im Zirkel der Königin Frau von Stauden der Gräfin Wrede ins Ohr. „Es ärgert ihn gewiß, daß die geheime Verbindung jetzt publizirt und der Schwager anerkannt werden muß; denn man behauptet, die Prinzessin sei abermals...“

Die letzten Worte sprach sie hinter ihrem Fächer so leise aus, daß wir uns außer Stande fühlen, sie wieder zu geben.

„O nein!“ versetzte die Gräfin, „es muß etwas Anderes sein; denn wie man vernimmt, ist jenen die geheime Verbindung bereits selbst leid geworden.“

Nach einem Lever beim Könige nahm der junge Brahe, die neue Excellenz, den Reichsrath Bunge in eine Fenstervertiefung, und äußerte mit einer lächelnden, aber halb verlegenen Miene:

„Die Verstimmung des Königs kann von nichts Anderem, als von der Furcht vor einem Bruche mit Rußland herrühren. Wäre ich, so wie Sie, Mitglied des Senates, so würde ich auf die Anlegung von noch einer Festung zwischen Warholm und Rydboholm antragen. Die Bewohner jener Gegend sind den Einfällen der Russen ganz entsetzlich preisgegeben."

Der Reichsrath Bunge maß den Grafen Brahe mit einem verhöhnenden Blick, und antwortete dann mit einem verächtlichen Lächeln:

„Der König ist verstimmt über den Beinbruch des Herrn Gallodier, was die Einübung eines neuen Ballets verhindert. Sie können daher ganz ruhig im Rydboholm schlafen, meine liebe Excellenz."

„Was fehlt dem König?" fragte der Hofpoet, Graf Oxenstjerna, (der Schwestersohn des Dichters Gyllenborg), seinen Freund Adlerbeth, der so eben zum Secretair des Königs ernannt worden. „Er sieht sich nicht mehr ähnlich, und nichts ist mehr im Stande, ihm Vergnügen zu machen, selbst nicht einmal die schönsten Alexandriner."

„Vielleicht Verdruß über Lidner's unverbesserliche Liederlichkeit. Der König beabsichtigt nun einen letzten Versuch mit ihm; Lidner soll auf des Königs Kosten nach Paris zu unserm Gesandten Creutz geschickt werden," versetzte Adlerbeth; „das bleibt jedoch unter uns," fügte er mit seiner gewöhnlichen Vorsicht hinzu.

„Welch ein Herz!" rief Oxenstjerna, — „und wie königlich in Allem, was der Monarch beschließt und thut!"

Nach einem Souper bei der Königin sagte auf dem Heimwege von Drottningholm nach Stockholm Frau v. Schröderheim zu ihrem Gemahl:

„Die Chatelaine von Svartsjö muß Deinem sonst so heitern Könige viel zu schaffen machen, denn er sieht ja seit einiger Zeit fast so düster und verstimmt aus, wie der Herzog Carl."

„Ich glaube, es ist vielmehr gerade dieser unzuverlässige Herzog, der dem Könige böse Stunden macht," versetzte Schröderheim.

„Hat der König, der ein Feind aller Anstößigkeiten ist, vielleicht etwas von seiner Schwägerin und seinem jüngsten Bruder erfahren, daß er so höchst verstimmt aussieht?" fragte die Gräfin Höpken mit leiser Stimme den Kammerpagen Wright.

„Solche kleine Schwächen hält er nicht für anstößig," versetzte Wright. „Glauben Sie mir, holde Gräfin, — nächst dem Herzog Carl selbst, ist der kleine Liebeshandel niemand so gleichgültig als dem Könige."

„Wenn Beylon noch lebte!" seufzte Gustav.

Wir fügen hinzu, wenn Beylon noch lebte, hätte der König ihm gewiß längst sein Herz ausgeschüttet, und der Leser wüßte bereits, wodurch es sich bedrängt fühlt.

Es wurde nach dem Baron Lilljencrantz, dem Präsidenten des Staatscomptoirs, geschickt.

Die Einzelnheiten der langen, ernsten Conferenz herzuzählen, die der König jetzt mit seinem Finanzminister hielt, würde nicht der Mühe lohnen. Der König brauchte Geld — viel Geld, — und zwar, um den

Glanz seines Hofes — des glänzendsten in ganz Europa — aufrecht zu halten; um Freude und Vergnügen um sich zu verbreiten; um in gewisser Hinsicht den Herzog Carl herauszureißen und seine geheimen Anschläge zu lähmen; um das neue Opernhaus fertig bauen und einrichten zu lassen, anderer öffentlichen Gebäude nicht zu gedenken; um bedürftige Dichter und Gelehrte zu unterstützen und junge Talente aufzumuntern; um eine Reise durchs Ausland machen zu können, die er beabsichtigte, und bei welcher er natürlich auftreten wollte, wie es sich für einen König von Schweden geziemt; und endlich, um im Stande zu sein, den Forderungen seiner Günstlinge zu genügen, die keine geringen Ansprüche machten.

Der König befahl dem Baron Lilljencrantz, Vorschläge zur Auftreibung der erforderlichen Geldmittel zu machen. Dieser rieth zur Zusammenberufung der Stände und zu einer freimüthigen Eröffnung der Lage, in welcher der König sich befand. Gustav verwarf diesen Vorschlag mit Unwillen. Er war für das Ausprägen von Geld unter dem Nennwerth, und führte mehrere Beispiele an, wo Monarchen sich genöthigt gesehn, einstweilen ihre Zuflucht zu diesem Auskunftsmittel zu nehmen. Er meinte, daß man das zu leichte Geld in besseren Zeiten ja immer wieder einziehen könne, so daß also niemand Schaden dabei leide. Lilljencrantz, der auf seinen Ruf ganz besonders bedacht war, widersetzte sich diesem Plane jedoch mit so viel Eifer, Entschiedenheit und Stärke, daß Gustav sich diese Maßregel aus dem Sinn schlug. Der Finanzminister proponirte dagegen das Auslegen von Listen zur Unterzeichnung freiwil-

liger Beiträge. Dieser Ausweg erhielt eben so wenig den Beifall des Königs; er fand dies Mittel theils unter seiner Würde, theils auch unzureichend.

Gustav erinnerte sich jetzt, daß man in Frankreich unter andern Aemtern auch die Richterstellen verkauft, die dem Staate ansehnliche Summen bringen; Lilljencrantz wendete indeß dagegen ein, es würde dies einen Schatten auf den König werfen, nachdem er sich bisher mit so großem Erfolge und allgemeinem Beifall bemüht, der Bestechlichkeit der Richter in Prozessen und Rechtssachen ein Ende zu machen; — und Gustav stand auch von diesem Ausweg ab.

Jetzt kam man darauf, die Branntweinbrennerei-Berechtigung aufzuheben und sie zum Monopol zu machen; — wer ferner brennen wollte, sollte die Erlaubniß dazu erkaufen; doch täuschte man sich nicht über die Mißstimmung, die eine solche Maßregel hervorrufen würde, und auch diese schlug man sich aus dem Sinn.

Endlich erlaubte sich der Finanzminister, den Umstand zu beklagen, daß der König den Ständen 100,000 Rt. von dem Pathengeschenk für den Kronprinzen erlassen; diese hätte man jetzt vorschußweise erheben und sich auf die Weise aus der Verlegenheit reißen können. Dagegen äußerte der König jedoch mit Wärme, er werde das Zurückweisen einer Summe niemals bereuen, die den ärmsten seiner Unterthanen zu gute gekommen, und die Würde der Majestät müsse stets in den Augen des Volkes leiden, wenn es sähe, daß der Haushalt des Königs zu große Summen koste.

Aeußerst wenig zufrieden mit dem Ausgange dieser

Conferenz, entließ der König seinen Finanzminister. Die üble Laune und Verstimmung Gustav's erhöhten sich in dem Maße, als die Schwierigkeiten sich mehrten, dieser Geldverlegenheit abzuhelfen. Noch war indeß das Maß des Verdrusses nicht voll.

Der große Künstlerruf des Schweden Sergel, der in Rom als Bildhauer arbeitete, hatte das Ohr des Königs erreicht, und Gustav war selbst zu sehr ein Schwede, selbst zu sehr von der Kunst hingerissen und zu gleicher Zeit zu ehrgeizig, um es ertragen zu können, daß das Ausland einen solchen Schatz besitze. Um jedoch einen berühmten Künstler aus der Wiege der Künste und dem schönen Lande der Genüsse nach dem rauhen Fjellenlande zu locken, dem es bisher fast an Künsten sowohl als an Genüssen mangelte, — und um ihn — was noch mehr war — eines Gustav's würdig in diesem Lande zu placiren und zu fesseln: dazu bedurfte es größerer Mittel, als dem Könige für jetzt zu Gebote standen.

Außerdem meldete jetzt der Mohr, welcher Mitglied des Freimaurer- und des Ordens der heiligen Helena des Herzogs Carl geworden, daß die Versammlungen, die der Prinz abhielt, einen immer mehr und mehr politischen Charakter und eine immer feindlichere Richtung gegen die Person des Königs annähmen. Badin zeigte auch zugleich an, daß Mamsell Slottsberg eine Masse eleganter Sachen begehre, welche anzuschaffen es dem Herzoge an Geld und Credit gebreche, und er schäme sich daher, zu ihr zu gehn, ohne ihr die verlangten Sachen mitbringen zu können.

Unter andern Verhältnissen wäre ihm diese letztere

Mittheilung recht willkommen gewesen, jetzt aber vermehrte sie nur den Verdruß des Königs über seine Geldverlegenheit.

Eines Tages fragte der Baron Munck seinen hohen Gönner, was ihn so sehr verstimme. Der König hielt es nicht mehr für der Mühe werth, länger ein Geheimniß daraus zu machen, und sagte es seinem Günstling.

„Ist es nichts als das?" rief Munck mit selbstkluger, triumphirender Miene. „Das ist ein Mangel, dem Ew. Majestät in jedem Augenblick und auf der Stelle abhelfen können."

Während der eigennützige Günstling so sprach, dachte er heimlich an Gustav's Freigebigkeit, wenn seine Kasse gefüllt war.

„Und auf welche Weise?" fragte der König begierig, während seine Stirn sich erheiterte.

„Der König von Frankreich beabsichtigt ja, Ew. Majestät die Insel St. Barthelemy zu schenken. Die Stände wissen nichts von der Sache. Majestät können die Insel wie Ihr Eigenthum betrachten und sie verkaufen an wen es sei, ohne daß sich Jemand darüber aufhalten dürfte..."

„Pfui — pfui! — Was soll das heißen, mein Herr?" unterbrach ihn Gustav, blaß vor Zorn und mit funkelnden Augen. „Soll ich mir diesen Schandfleck in den Annalen der Geschichte bereiten?.... Soll ich mein eigenes Land berauben und als König wie ein Schacherjude gegen mein Volk handeln?... Pfui, welche Erniedrigung, so etwas nur zu denken! Es wäre auf ewig

um die Majestät der Krone geschehen, wenn der Gesalbte sich auf so schmutzigem Eigennutze betreten ließe... Hier sage ich es Dir ein für alle Mal, Adolph: nie wieder ein Wort von dieser kränkenden Zumuthung, oder ich sehe mich genöthigt, Dich aus meiner Nähe zu verbannen!"

Bestürzt und verwundert stammelte Munck einige unverständliche Worte der Entschuldigung hervor.

Derselbe König, der die Zumuthnng, seinem Lande etwas zu entziehn, mit edlem Zorn von sich wies, fand kein Bedenken, dies in Bezug auf seine Gemahlin zu thun. Was Ehegatten besitzen, dachte er, besitzen sie gemeinschaftlich. Warum soll meine so sparsame, so wenig freigebige Gemahlin in Schätzen schwelgen, während es mir an Mitteln gebricht, meine nöthigsten und dringendsten Ausgaben zu bestreiten?

Noch ein Widerspruch in Gustav's Charakter und Denkweise: Seine Gemahlin um Hülfe anzusprechen, dazu war er zu stolz, — insofern er nicht vielleicht eine abschlägige Antwort fürchtete; — ihre Mittel jedoch vorläufig ohne ihr Wissen und ihre Zustimmung zu benutzen, das glaubte er seiner Würde nicht zuwider.

Sophie Magdalene besaß Kostbarkeiten von einem unerhörten Werthe. Sowie Gustav sich darin gefiel, seine Größe in allerlei festlichen Aufzügen und glänzenden Lustbarkeiten zu zeigen, so war es der größte Genuß für die Königin, ihre Geschmeide, Edelsteine, Ringe und Kostbarkeiten aller Art auszubreiten, und sie von den Anwesenden betrachten und bewundern zu lassen. Dies geschah nur an Galatagen und bei großen

Hoffesten, und zwar in einem Gemach der Königin, welches nach den in ihm verwahrten Kostbarkeiten, und hauptsächlich einer goldenen Toilette wegen die Goldtoilette hieß, und diese Benennung auch in jeglicher Beziehung verdiente. In ihm fanden sich die Beschreibungen der bezauberten Schlösser, wie man sie in den Feenmährchen antrifft, verwirklicht. Die Tapeten, Fenstervorhänge und Möbelüberzüge des Zimmers bestanden aus grünem Damast, mit Goldfranzen verziert. Auf dem Fußboden lag ein kostbarer, echt türkischer Teppich. Ein Fußgestell von Alabaster trug zwei Liebesgötter von gediegenem Golde in der Größe von achtjährigen Knaben. Sie wendeten die Gesichter zu einander; ihre Flügel waren mit Rubinen und Saphiren bestreut; auf dem Rücken trugen sie einen Köcher mit Pfeilen, deren Spitzen, sowie das Band, an welchem die Köcher hingen, mit Diamanten geziert waren. Mit der einen Hand hielten diese Liebesgötter den Toilettenspiegel und mit der andern eine Fackel, auf welche Kerzen gesteckt wurden. Der Spiegel war länglich rund, und der goldene Rahmen oben mit einer Königskrone geschmückt, die von großen buntfarbigen Edelsteinen blitzte. Im Zimmer umher standen kleine Tische von Mahagony mit goldgestickten Purpurkissen; — auf ihnen prangten Juwelen, orientalische Perlen und alle Arten von Edelsteinen in Diademen, Hals- und Armbändern, Ringen, Ohrringen, Broschen, Uhren, Ketten, Gürtel- und Kopfspangen und dergl. m.

Während der Vorzeigung dieser Geschmeide hatte

bei Hoffesten eine Staatsdame die Aufsicht in der Gold-Toilettte, worauf die Kammerfrau dann in Gegenwart der Oberhofmeisterin die sämmtlichen Kostbarkeiten nach einem geschriebenen Verzeichniß in eine große Chatoulle zählte, diese verschloß, und der Königin den Schlüssel davon überreichte. Die Goldtoilette, welche unmittelbar an das Schlafzimmer der Königin stieß, hatte nur eine Thür, die nämlich zu diesem Schlafzimmer. Das Schlafzimmer aber hatte deren außerdem noch zwei: eine große, die zu den übrigen Zimmern führte, und eine geheime, durch seidene Vorhänge versteckte, zu welcher nur der König den Schlüssel besaß.

Gustav hatte zufällig bei einem Hoffeste die Kostbarkeiten der Toilette in Augenschein genommen und sich davon unterrichtet, wo die eingepackten Schmucksachen außer der Zeit gewöhnlich verwahrt wurden. Seit dem Augenblick beschäftigten sich seine Gedanken Tag und Nacht so ausschließlich mit der Chatoulle, bis diese in den Annalen der Geschichte des Hauses Holstein-Gottorp eben so berüchtigt wurde, wie das Halsband in denen der Geschichte des Hauses Bourbon, und dies beinahe zu derselben Zeit.

Eine öffentliche Untersuchung reinigte jedoch Marie Antoinette von jeglichem Verdacht, während Gustav es vorzog, einen undurchdringlichen Schleier über die ganze Angelegenheit zu werfen.

Siebzehntes Kapitel.

Die Flitterwochen für den Mohren und Olivia wa- waren längst vorüber. Es war gefährlich für seine Treue eingestehen zu wollen; doch Badin's Ansprüche an die ihrige waren deshalb nicht minder groß, und äußerten sich oft in Anfällen von Eifersucht, die nicht selten die Veranlassung dazu wird, böse Gedanken in dem Gegenstande derselben zu erwecken. Olivia hatte häufige Gespräche unter vier Augen mit dem Baron Munck gehabt, während beide die Verhandlungen zwischen dem Königspaar betrieben; Badin fürchtete, die Zärtlichkeiten des königlichen Schlafgemachs könnten die beiden, in den Nebengemächern wartenden Personen angesteckt und verleitet haben, sich die müßige Zeit zu vertreiben. Wenn der Leser unsere gewissenhafte Meinung über diese Sache wünscht, so sind wir gezwungen, auf die Seite des Mohren zu treten, da mündliche und schriftliche Berichte es bestätigen, daß der Oberstallmeister des Königs, Baron Munck, und die Kammerfrau der Königin, Olivia Remström sich nicht mit gleichgültigen Augen sahen, und daß sie einem lichtblonden Liebespfande das Leben schenkte, welches auch nicht den entferntesten Gedanken von einem südlichen Ursprung erweckte. Oli-

via betheuerte zwar, der Knabe würde täglich schwärzer; diesmal aber sah Badin ganz gegen sonstige Ehemannsweise, die Dinge ganz „in weiß," und warf mißtrauische Blicke auf den Knaben. Wäre er noch wie früher das verzogene Kind des Hofes gewesen, so hätte dem Herrn Oberstallmeister seine Vertraulichkeit mit der hübschen Kammerfrau theuer zu stehen kommen können.

Eines Tages war Badin's Laune schlimmer als gewöhnlich, und er nahm Olivia's Freundlichkeit mit großer Kälte auf. Da sie einsah, daß die Zauberkraft ihres Talismans verschwunden war, fand sie es für besser, den Sturm herauf zu beschwören und ihm entgegen zu treten, als ihn unerwartet über sich kommen zu lassen.

„Du bist ein liebenswürdiger Mann, das muß ich sagen. Hätte ich so etwas erwarten können, so wäre kein Mensch auf der Welt im Stande gewesen, mich an den Traualtar zu bringen"

„Hätte ich das, was eingetroffen ist, voraussehen können, so wäre ich wenigstens nicht derjenige gewesen, der Dich an denselben geführt."

„Sehr verbunden für diese Artigkeit! Darf ich indeß fragen, was mit voraussehen und eintreffen gemeint ist?

„Frage den Jungen!" antwortete der Mohr mit Hohnlachen, indem er auf das blonde Kind deutete, das am Boden umher spielte.

„Schon wieder...." klagte sie weinend. „Wie lange wirst Du mich wohl mit diesen ungereimten Vorwürfen plagen."

„So lange ich die lebende Veranlassung dazu tägliche vor Augen habe; — das Kind ist Beweis genug!"

„Beweis?"

„Ja, Beweis!.... Gleiche ich etwa dieser ausgewässerten Heringsmilch? Wie?.... denn grade so sieht der Junge aus!"

„Es geht dem Knaben, wie seiner armen Mutter," sagte sie weinend, „die täglich bleicher und bleicher wird über Deine abscheuliche Eifersucht. Bedenke, wenn ich Dir in gleicher Münze zurückzahlen wollte."

„Berühre nicht diese Saite, Olivia, das verbitte ich mir ein für alle Mal. Erstlich fehlt Dir jeder Grund dazu. Zweitens wäre es jedenfalls ein himmelweiter Unterschied, so ein kleiner Seitensprung, der uns nicht weiter mit Ausgaben für Kleidung, Kost 2c. für anderer Leute Kinder belastet. Drittens, so.... so...." er stockte und rieb sich die Stirn.

„Drittens, so seid Ihr Männer sammt und sonders freche Kreaturen, die immer den Splitter in fremden und niemals den Balken im eigenen Auge sehen."

„Munck ist zu hoch gewachsen, um ein Splitter genannt werden zu könuen."

„Wie blind Du bist, oder vielmehr wie blind Du Dich stellst! Weißt Du denn nicht, daß Baron Munck in Mademoiselle Bassy vom Ballet verliebt ist, und daß sie nicht zu den Spröden gehört."

„Jetzt! ja, ja, das weiß die ganze Welt. Aber in der Zeit, wo Ihr — Du und er, — mit den Majestäten zu thun hattet, waren sie noch nicht mit einander bekannt. Weißt Du, was die Leute sagen: ein tête-à-

tête mit einer Kammerfrau oder einer Theaterprinzeß gilt so gut wie ein halber Beweis."

„Sehr verbunden! Die Zusammenstellung aber erinnert mich an etwas Anderes. Neulich hat Dich Jemand in der Dämmerung mit Demoiselle Slottsberg in einem Miethwagen fahren sehen. Soll ich über dieses kleine Abenteuer nun auch Himmel und Erde anrufen?"

„Freilich war dies auf gewisse Weise ein Abenteuer, jedoch von der unschuldigsten Art. Carl's Liebesgeschichte mit der Slottsberg ist — weiß Gott wie — zu den Ohren der Herzogin gekommen. Sie wollte durchaus ihre glückliche Nebenbuhlerin sehen und befahl mir, ganz in der Stille, und ohne daß das Mädchen etwas Anderes als ein Rendezvous mit dem Herzoge erwartete, sie in ihr Ankleidezimmer zu führen. Du hättest die Bestürzung der kleinen Dame sehen sollen, als sie, statt ihres Liebhabers, seine Gemahlin erblickte. Zuerst musterte die Herzogin sie ganz genau und mit scharfen Blicken, während die Slottsberg roth und bleich ward, und am ganzen Leibe zitterte. Als die Herzogin ihre Bestürzung sah, nahm sie eine sanfte Stimme an, reichte ihr mit Güte die Hand zum Kusse und sagte: „Sie haben eines meiner schönsten Rechte übernommen, Mademoiselle Slottsberg, das, dem Herzoge das Leben angenehm zu machen. Glückt es Ihnen, und Sie eignen sich zu dem Beruf, den Sie freiwillig gewählt, so wünsche ich Ihnen den besten Erfolg und vergebe Ihnen, was Sie mir selbst dabei thun; denn es ist meine Schuldigkeit und mein höchster Wunsch,

zu den frohen Tagen des Herzogs beizutragen. Eins aber will ich Ihnen dabei besonders anempfehlen und zu bedenken geben: mischen Sie sich nie in Politik, Demoiselle Slottsberg; verwenden Sie nie Ihren Einfluß dazu, um bei dem Herzoge ein Wort für oder wider Jemand einzulegen. Dies würde meinem Gemahl Unruhe machen und er würde Ihnen zuletzt zürnen. Sie würden sich überdies dadurch mein und seiner übrigen hohen Angehörigen Mißfallen zuziehen *)."

„Die gute, die edle Herzogin!"

„Du siehst, liebe Olivia, daß Du auf dieses Ereigniß nicht eifersüchtig sein darfst."

„Ich gehöre überdies nicht zu denen, die bei hellem, lichtem Tage Gespenster sehen."

Badin heftete die Augen auf einen goldenen Fingerhut mit emaillirtem Vergißmeinnicht, der in einem rothen Maroquinetui auf Olivia's Nähtisch lag.

„Wie hübsch das ist! hast Du ihn gekauft oder geschenkt bekommen,"

„Ich habe ihn geschenkt bekommen."

„Von wem?"

„Von einem Mann."

„Von einem Mann?"

„Ja wohl! oder vielmehr von einem jungen, hübschen Herrn, wenn der Ausdruck Dir besser gefällt."

„Vielleicht soll dies Geschenk auch zu den Gespenstern am hellen Tage gerechnet werden."

„Ganz gewiß! und ich kann auf Dein eben berich-

---

*) Historisch.

tetes Abenteuer mit einem andern antworten, das an Merkwürdigkeit ihm nicht nachsteht. Die Königin hat einen Liebhaber....“

„Was, ins Himmels Namen, was erzählst Du da!“ fiel ihr Badin ins Wort.

„Du hörst, was ich sage; die Königin hat einen Liebhaber, — natürlich alles in Zucht und Ehren, denn er hat nie ein Wort mit ihr gesprochen, und sie weiß noch bis diesem Augenblick nichts von ihrer neuen Eroberung.“

„Wie hängt das zusammen?“

„Es hängt so zusammen, daß ein junger Magister, Namens Bethén, Notarius beim Hofkonsistorium, für gut befunden, sich in unsere schöne Königin zu verlieben. Ganz toll durch Liebe und natürlich ohne Hoffnung, treibt er sich beständig in der Nähe ihrer Gemächer umher, um sie zu sehen, wenn sie in einen Wagen steigt, oder sich in einer Portechaise in einen andern Theil des Schlosses tragen läßt. Du kannst Dir denken, daß es mir auffiel, ihn immer vor der Thür der Königin und vor ihren Fenstern zu sehen. Endlich fragte ich ihn, was er wolle, und gab mich als die Kammerfrau der Königin zu erkennen. Er erbat sich hierauf eine Unterredung in meinem Zimmer. Nach einigen Einwendungen mußte ich ihm dies gestatten und gewann sowohl sein Vertrauen als auch diesen Fingerhut. Er würde mir überdies alles, was er hat, ja sogar sein Leben schenken, wenn er mich überreden könnte, der Königin eine schriftliche, glühende, obgleich ganz ehrfurchtsvolle und unterthänige Liebeserklärung, die er immer in der Tasche bei sich trägt, zuzustellen. Doch

habe ich noch nicht einmal gewagt, der Königin von seiner Leidenschaft zu erzählen, obgleich ich überzeugt bin, es würde sie amüsiren*)."

„Ja, das glaube ich auch, denn so seid ihr Frauenzimmer! Ich rathe Dir gleichwohl, in der Sache vorsichtig zu sein; denn erfährt es der König, so kommst Du über Hals und Kopf aus dem Schlosse; darauf verlaß Dich!"

„Ich bin nicht so einfältig, um gleich mit der Thür ins Haus zu fallen. Ich habe Zeit genug, den rechten Augenblick abzuwarten; ich bin nicht umsonst Deine Frau. Nicht der unwichtigen Gaben, noch der großen Versprechungen wegen, nehme ich mich der Sache an; die Geschichte ist nur so sonderbar, der Mensch so ganz eigen, und seine unglückliche Leidenschaft erweckt so sehr meine Theilnahme, daß mir die Sache wirklich nahe geht."

Badin zweifelte keinesweges daran. Er nahm sich vor, genau nachzuforschen, in wie weit Olivia's Herz für eigene Rechnung dabei betheiligt war.

*) Historisch.

Achtzehntes Kapitel.

Erster Auftritt.

Des Königs Kabinet. Vormittags.

Der König und ein Gardecapitain.

König. Sobald die Königin sich zur Herzogin begeben hat, wo der Hofzirkel sich heut Abend versammelt, gehst Du, Heinrich, vorsichtig und unbemerkt, den geheimen Gang zum Schlafzimmer der Königin, öffnest die geheime Thür so geräuschlos als möglich, — hier hast Du den Schlüssel, (reicht ihn dem Capitain von der Garde) — gehst in die Gold-Toilette, nimmst die Chatoulle, — Du weißt, wo sie steht, — und bringst sie durch die Garderobe hierher zu mir. Ich darf Dir wohl nicht erst Vorsicht und Verschwiegenheit anempfehlen. Ein Wort, eine Geberde, die das Geheimniß verriethen, und Du wärst verloren!

Der Capitain verneigt sich tief und geht.

Der König klingelt — Ein Kammerdiener tritt auf.

König. Der Staatssecretair Schröderheim soll hereinkommen.

Schröderheim tritt ein.

König (giebt dem Kammerdiener einen Wink, sich zu entfernen.) Hast Du einen Ueberschlag meiner Extra-Ausgaben gemacht?

Schröderheim. Ich habe gethan, wie Ew. Majestät mir befohlen. Zählt man alles zusammen, so giebt es eine bedeutende Summe. Vielleicht erlauben Ew. Majestät indeß, daß ein oder der andere Posten gestrichen werde.

König. Lies mir den Ueberschlag vor, so werde ich schon hören.

Schröderheim (liest). 1. Gnadengeschenk für die Abgebrannten in Stockholm.

2. Pension des General Sprengtporten.

3. Tilgung der Schulden des Reichsrathes Scheffer, die er gemacht, während er Gesandter in Paris war.

4. Entschädigung an Stedingk für seine aus Frankreich bezogene Pension.

5. Lebensunterhalt für die Gräfin Wasaborg in Deutschland, Gustav Adolph's letzten Abkömmling.

6. Ehrengeschenk an den Grafen Saltza.

7. Ausprägung einer Schaumünze auf die Geburt des Kronprinzen, und Vertheilung derselben an die vier Sprecher: Graf Saltza, Erzbischof Alexander, Burgemeister Eckerman und Anders Maltsson aus Malmöhus.

8. Anfertigung eines kostbaren Kästchens zur Aufnahme einiger Knochen der heiligen Brigitte, als Geschenk für die Kaiserin Maria Theresia.

9. Pension für den Prinzen Stuart, Prätendenten von England.

10. Reisegeld für Sergel, zu seiner Uebersiedelung von Rom nach Stockholm.

11. ditto für Lidner, zur Reise nach Paris.

12. ditto für Naumann, zur Reise von Dresden nach Stockholm.

13. ditto für Kraus, zu einer Reise ins Ausland.

14. Einlösung einiger Schuldverschreibungen des Herzogs Carl.

15 Schmucksachen für Mamsell Slottsberg.

16. Anbau und neue Einrichtung von Zimmern auf Schloß Gripsholm.

17. Instandsetzung der Wasserkünste zu Drottningholm.

18. Anlegung und Durchsprengung eines Weges zwischen Stockholm und Drottningholm.

19. Gustav Adolph's Bildsäule.

20. Einrichtung der großen Oper.

21. Zur Hochzeit des Sängers Karsten.

22. Ausstattung der früheren Amme des Kronprinzen.

23. Belohnung und Pension auf Lebenszeit an Hallblad, für seine Erfindung der Uebertragung alter Gemälde auf Leinewand, Holz und Kupfer.

24. Pension für Kellgren.

25. Reisegeld und Geschenk für Leopoldt.

26. An Desprèz zu einer Reise von Paris hierher und zu seinem hiesigen Unterhalte.

27. Einkauf von Kunstsachen in Rom und Paris.

28. Zur Verschönerung des Parkes von Haga und zum Bau des dortigen Schlosses.

29. Geschenk an Bellman.

30. Einkauf von Getreide zur Vertheilung an die Dürftigen in Dalekarlien.

31. Fonds für die Wissenschafts- und Malerakademie....*)

König (ihm in die Rede fallend). Ist noch viel übrig?

Schröderheim. Noch mehr als die Hälfte.

König. Ich habe genug. Lege die Liste auf meinen Arbeitstisch; ich werde die übrigen Posten allein durchgehn. Du hast doch nicht vergessen, Dich selbst mit aufzusetzen, lieber Elis?

Schröderheim. Die Gnade meines Königs ist mir stets hinreichend; — wie könnte ich mich erdreisten, ihr vorzugreifen!

König. Nun — foi de gentilhomme! — Du sollst auf keinen Fall vergessen werden. — Bist Du heut Abend zur Herzogin befohlen?

Schröderheim. Ja, mein gnädigster König.

König. Nun dann auf Wiedersehn! — Wenigstens hoff' ich noch Zeit zu finden, mich dort ein wenig zu zeigen.

---

*) Sämmtliche Posten sind historisch.

Zweiter Auftritt.

Gewölbter Gang mit einer Treppe im Westflügel des Schlosses. Abends acht Uhr.

Der Notar Bethén steht im Gange, die Augen fest auf die Treppe geheftet. Nach kurzer Zeit verbreitet sich ein heller Schein und man vernimmt Tritte. Es kommt ein Läufer mit seinem Stabe; hinter ihm zwei königliche Diener mit brennenden Fackeln; alsdann die Königin in einer vergoldeten Sänfte getragen, — die Träger in reichen Livreen, — und zu beiden Seiten der Sänfte zwei Diener mit Fackeln; endlich das Gefolge der Königin.

Bethén ist außer sich. Er seufzt, — seine Wangen glühen, seine Augen funkeln, — er reibt sich die Hände und ruft halblaut – „Mein Gott, wie schön — wie majestätisch — wie über alle Beschreibung entzückend!" Er folgt der Sänfte über den Schloßhof nach dem Ostflügel bis zur Treppe, und blickt ihr nach, so lange sich auf den Wendungen derselben noch ein Schimmer sehn läßt. Als dieser verschwunden, wartet er am Fuße der Treppe, bis die Träger mit der leeren Sänfte zurückkommen. Sie stellen sie in ein kleines Seitenzimmer des Ost-Flügels — (gegenwärtig von den Kindern des Kronprinzen bewohnt) — um die Königin später wieder abzuholen. Bethén stürzt in das Zimmer, und giebt den Trägern ein Trinkgeld, damit sie ihm erlauben, die Sänfte inwendig zu besehen. Mit einer

Entzückung, die an Wahnsinn gränzt, wirft er sich aufs Knie und drückt seinen Mund auf die rothseidenen Kissen, welche die Königin kaum noch trugen. Die Träger sehen ihm erstaunt und lächelnd zu; endlich sagt der älteste von ihnen:

„Sie müssen jetzt erlauben, lieber Herr, daß wir zuschließen und unserer Wege gehen.“

„Um welche Zeit hat man Euch wieder herbestellt, Ihr Freunde?“

„Um ein Uhr in der Nacht.“

„Gut! Ich werde ebenfalls nicht fehlen, und gebe Euch noch ein Trinkgeld, wenn Ihr mich nachher wieder hineinlaßt.“

„Bethén entfernt sich nnd eilt nach Olivia's Zimmer.

„Der ist verrückt, und das nicht wenig,“ sagte der eine Träger mit einem furchtbaren Grinsen.“

„Wenn der nur nicht etwas Böses im Sinn hat, — wir könnten sonst das Trinkgeld mit Procenten zurückbezahlen müssen,“ bemerkte ein zweiter.

„Ah, dummes Zeug!“ rief der erste. Wenn er nicht rasend wäre, dürfte er wohl schwerlich die Kissen so durcheinander gearbeitet haben.“

„Du hast Recht, Bruder!“ rief ein dritter Träger. Kommt und laßt uns das Geld vertrinken!“

„Du sprichst wie eine Krone!“ riefen alle, und entfernten sich.

Dritter Auftritt.

Der geheime Gang zwischen der Garderobe des Königs u. dem Schlafzimmer der Königin. — Um dieselbe Zeit.

Badin (auf den Zehen umherschleichend. Er trägt einen spanischen Mantel, mit dessen Kragen er den untern Theil seines Gesichts bedeckt, und einen Hut mit breiter, herunterhängender Krempe, die Stirn, Augen und Nase beschattet, — und spricht halblaut für sich.) „Mit Munck. — Die Sache ist vorbei, so viel ist gewiß; Mamsell Bassy ist jetzt seine erste Sultanin; daß aber zwischen ihm und Olivia etwas passirt ist, steht fest. Wenn ich an den weißkopfigen Jungen denke, kocht mir das But in den Adern. — — — Was mich bei der ganzen Geschichte am meisten ärgert, ist, daß sie glauben, ich sei so blind... so dumm. — — — Beständig unter vier Augen neben dem Schlafzimmer Ihrer Majestäten, — die Gedanken auf gewisse Dinge gerichtet, — die Gewißheit nicht gestört zu werden.... es ist ganz natürlich! Sie müßten ja von Granit, oder häßlicher als der Teufel sein, wenn es nicht geschehen wäre! — — — Aber Bethén hier, der Magister oder Notar, was er sein mag, — ob es mit dem und Olivia wohl seine Richtigkeit hat? — — — Wenn seine Liebe zur Königin eine Finte wäre.... um mir vielleicht desto sicherer Hörner.... (Er fährt sich mit der Hand über die Stirn.) Es ist mir, als fühlte ich schon zwei kleine Verhärtungen. — — — Es ist auf jeden Fall der Mühe werth,

die Sache genauer zu untersuchen. Kommt das Ding mir verdächtig vor, so will ich ihr schon den Daumen aufs Auge setzen, und sie soll fühlen, daß sie nicht umsonst meine Frau ist. — — — Bethén sollte sich bei Olivia einfinden, sobald die Königin sich zur Herzogin begeben; Olivia hat ihm versprochen, ihm alsdann das Schlafzimmer der Königin zu zeigen..... Sie braucht hierin gar nicht einmal gelogen zu haben, könnte aber dennoch beabsichtigen, mich zu hintergehen. Eine verheirathete Kammerfrau ist im Schlafzimmer der Königin immer sicherer als in ihrem eigenen. Warnm hätte sie ihm auch sonst wohl gerade das Schlafzimmer zeigen wollen? — Das ist auf jeden Fall höchst bedenklich.... Ja, wenn ich nicht selbst so viel Erfahrung in diesen Dingen besäße!.... Leider giebt es kaum einen Streich, den ich nicht gespielt hätte, um einen gutmüthigen Ehemann hinters Licht zu führen. — — Im Fall hier irgend ein Liebesabenteuer mit im Spiele ist, so hat man sich die Zusammenkunft in der That nicht übel ausgedacht.... Alle Männer würden sich durch diese List bethören lassen, aber Badin... nein, — gehorsamer Diener! — Ich bin am Hofe aufgewachsen.... hatte und habe Gustav's **III.** und des Herzogs Carl Vertrauen .... Ich lasse mich so leicht nicht überrumpeln, und hätte ich es auch mit einem zehnmal schlaueren Fuchs zu thun, als z. B. der General Pechlin ist. — — — Zuerst, wenn die Vögel ins Bauer gelaufen sind, will ich an der geheimen Thür lauschen, und dann auf dem gewöhnlichen Wege eindringen und sie fangen. Wenn ich doch einen Schlüssel zu dem kleinen Thürchen dort hätte! Dann

wäre ich ganz sicher, sie zu überfallen. — — — Es naht sich Jemand leise. Ich darf mich hier nicht sehen lassen."

Der Mohr entfernt sich von der geheimen Thür, und begegnet dem Capitain, der auf den Zehen geht und furchtsame Blicke umherwirft. Als sie nur noch wenige Schritte von einander entfernt sind, bleiben beide stehen und lauschen. Der Capitain glaubt, da alles ruhig bleibt, Badin habe sich entfernt; er naht sich daher der geheimen Thür, schließt sie auf, und tritt in das Schlafzimmer der Königin. Als der Mohr einen Schlüssel ansetzen hört, wendet er um, und geht auf die geheime Thür zu. Diese wird gerade in dem Augenblick wieder verschlossen, wo er sie erreicht hat.

Badin. Das war nicht der König, und Bethén kann es eben so wenig sein, denn nur die Majestät allein hat den Schlüssel zu dieser Thür. Wie in aller Welt hängt das zusammen? (Er tritt an die Thür und legt sein Ohr ans Schlüsselloch.)

Vierter Auftritt.

Olivia's Zimmer. Es schlägt acht Uhr.

Olivia. (Sie hört auf zu sticken, — sieht nach der Uhr und stickt dann weiter.) Ich muß mich beeilen, dies hier fertig zu bekommen, denn von heut Abend an

hab ich den Dienst, und da kann ich einen ganzen Monat lang nicht daran denken, auch nur einen Stich für mich zu machen. — — — Daß der fatale Bethén sich auch nicht bis auf ein anderes Mal gedulden wollte. Ich mußte versprechen, ihm das Schlafzimmer der Königin heut Abend zu zeigen, wenn die Majestät bei der Herzogin sein würde, — und er gehört zu den Leuten, die sich eher zu früh, als zu spät einfinden. — — — Es wäre eine schöne Geschichte, wenn die abtretende Kammerfrau, die mir die Schlüssel überliefert, ihn bei mir im Zimmer träfe! Sie könnte wahrhaftig aussprengen, er sei mein Geliebter, und das würde mir sehr theuer zu stehen kommen, zumal jetzt, wo mein guter Mann anfängt eifersüchtig zu sein. — — — Der arme Magister sieht aber auch so entsetzlich verliebt aus, daß man sich über den Zustand seines Herzens durchaus nicht täuschen kann. Niemand ahnt natürlich, daß es die Königin selbst ist, die er anbetet, — und wer ihn hier trifft, muß nothwendig glauben, seine Flamme gelte mir. — — — Es ist eine wahre Sünde, daß er ein so geringes Einkommen hat, denn er ist von Natur eigentlich kein Knicker. Wie wenig er aber auch haben mag, so bin ich doch überzeugt, daß ich für meinen kleinen Dienst mehr von ihm erhalten werde, als Badin vom Herzoge für tausend Laufereien und Scheerereien in Angelegenheiten dieser Art. — — —

Die Kammerfrau tritt ein.

Olivia. Ah, sieh da, meine liebe Ulla! — Was hab' ich mich nach Dir gesehnt! Ich habe die Minuten gezählt.

Kammerfrau. Und ich bin mehr als zufrieden, Dir den beschwerlichen Dienst abtreten zu können. Wenn man sich einen ganzen Monat hindurch gequält hat, sehnt man sich nach Ruhe und Vergnügen. Und da ich weiß, liebe Olivia, daß Du immer gütig bist, und es nicht so genau nimmst, so habe ich eine Einladung zu einer kleinen Gesellschaft heut Abend nicht abgelehnt, und bitte Dich, das Bett für die Königin heut schon zurecht zu machen, obgleich dies sonst noch meines Amtes gewesen wäre. Hier hast Du den Schlüssel. Ich wünsche Dir für Deinen Monat so wenig Verdruß, so viel Vergnügen und so viel Geschenke als nur irgend möglich. Gute Nacht, liebe Olivia! (Ab.)

Gleich darauf der Notar Bethén.

Bethén. Hier bin ich nun, meine holde Frau, bereit, Ihnen zu folgen, wie Sie es hoffentlich sind, Ihrem Versprechen nachzukommen. Ihre Majestät, unsere göttliche Königin, ist bei der Herzogin, und ich brenne vor Verlangen, das Gemach zu sehen, wo der schönste Juwel der Erde seine holden Glieder dem Schlafe überläßt. Wenn Sie Ihre Güte bis dahin ausdehnen wollten, liebenswürdige Frau, diese ehrfurchtsvollen Zeilen anzunehmen, und sie bei günstiger Gelegenheit der unvergleichlichen Fürstin zu überreichen, so würde meine Dankbarkeit alle Grenzen übersteigen. Die Zeilen enthalten nichts als den unterthänigsten Ausdruck meiner brennenden, reinen, uneigennützigen Gefühle. Erlauben Sie mir indeß, Ihnen vorläufig ein kleines Zeichen meiner Dankbarkeit zu überreichen. (Er überreicht ihr eine Brustnadel mit einer echten Perle.)

Olivia. Sie sind allzu gütig, Herr Notar. Sein Sie von meiner Dankbarkeit und meiner Bereitwilligkeit, Ihnen zu dienen, überzeugt; den Brief darf ich indeß noch nicht annehmen. Vielleicht....

Bethén (ihr in die Rede fallend). O, dieses „Vielleicht," — die Hoffnung, welche aus diesem Worte spricht, öffnet mir die Pforten des Paradieses! — Wohlan, — ich will warten. Führen sie mich indeß an den Ort, den Sie mir zu zeigen versprachen.

(Olivia und Bethén ab nach dem Zimmer der Königin.)

Fünfter Auftritt.

Der Gang zur geheimen Thür vor dem Schlafzimmer der Königin. — Der Capitain in der Gold-Toilette. — Olivia und Bethén im Begriff durch den großen Eingang ins Schlafzimmer zu treten. — Badin im Gange zur geheimen Thür.

Olivia (zu Bethén). Bleiben Sie hier stehen, und verhalten Sie sich um Gottes willen ruhig, — es ist mir, als hörte ich Geräusch.... Hören Sie nichts?

Bethén (legt das Ohr gegen die angelehnte Schlafzimmerthür). Ja wohl, — ich vernehme ganz deutlich leise Tritte

In demselben Augenblick tritt der Capitain aus der

Gold-Toilette und naht sich der geheimen Thür im Schlafzimmer. Olivia stürzt mit einer brennenden Wachskerze hinein, während Bethén auf der Schwelle stehen bleibt. Bevor der Capitain im Stande war, sich hinter den seidenen Vorhängen zu verbergen und das Schlafzimmer durch die geheime Thür zu verlassen, ist ihm der Lichtschein ins Gesicht gefallen und Olivia hat ihn erkannt. Sie weiß vor Bestürzung nicht, was sie beginnen soll, und bemerkt auch nicht, daß der in einen Mantel gehüllte Capitain die Chatoulle unter dem Arm trägt. Sie stößt einen Schrei aus und eilt in die Gold-Toilette, während welcher Zeit der Capitain hinter den Vorhängen verschwindet, die geheime Thür aufschließt und sie passirt. Als er sie wieder zuschließen will, bricht er in der Hast den Schlüsselbart ab, der im Schlosse sitzen bleibt. Von Badin verfolgt, eilt er durch den geheimen Gang dem Zimmer des Königs zu. Sobald der Mohr beim Scheine der Laterne an der Garderobentreppe einen Günstling des Königs erkennt, steht er von der Verfolgung ab. Als Olivia in der Gold-Toilette die Chatoulle vermißt, ruft sie Bethén herbei. Gleich darauf tritt auch der Mohr durch den großen Eingang in das Schlafzimmer der Königin.

Sechster Auftritt.

Das Kabinet des Königs. — Abends neun Uhr.

Es klopft dreimal leise an die Thür zwischen dem

Kabinet und der Garderobe. Der König geht selbst, um zu öffnen. Der Capitain mit der Chatoulle unterm Arm tritt ein.

König. Nun, endlich!.... Aber was in aller Welt fehlt Dir, Heinrich? Du bist ja blaß wie der Tod, und zitterst, als hättest Du das Fieber.

Der Capitain erzählt das so eben Vorgefallene.

König (mit dem Fuße stampfend und sich vor die Stirn schlagend). Verdammt.... verdammt!.... Was soll das heißen, mein lieber Heinrich?.... Du hast Dich ungeschickt benommen.... ganz verwünscht ungeschickt!... und wirst nun selbst dafür büßen müssen.... Den Schlüssel zu zerbrechen... meinen Schlüssel!... Den einzigen, der zu jenem Schlosse existirt, — welche grenzenlose Ungeschicklichkeit!... Wie gesagt, — wird die Sache ruchbar — woran ich nicht zweifle, — so sieh, zu wie Du davonkommst.... Verlaß Dich indeß darauf: je größeren Verdruß und Schaden Du anfänglich von der Sache haben wirst, je mehr werde ich später für Dich sorgen... Bist Du sicher, daß es Badin's Frau nnd keine andere war, die Dich gesehn?

Capitain. Sie war es, und keine andere.

König. Badin soll auf der Stelle zu mir kommen.

Siebenter Auftritt.

(Einige Tage später.)

Ein Zimmer des Herzogs Carl. — Es ist Vormittag.

Der Herzog im Morgenanzuge, — Badin in Trauerkleidern.

Herzog. Wie beklage ich Dich, mein lieber Badin, — wie sehr nehme ich Antheil an Deinem traurigen Geschick! — So früh eine so nette vortreffliche Frau, zu verlieren, und noch obenein so plötzlich!... Das kann unmöglich natürlich zugegangen sein.... Du sagtest, sie habe noch kurz vorher mit dem Könige gesprochen, und einige Stunden nachher sei sie krank geworden?

Badin (sich die Augen mit dem Taschentuche trocknend). Nachdem ich dem Könige alles erzählt hatte, was ich von der sonderbaren Chatoullen-Geschichte wußte, bekam ich den Befehl, Olivia zu Majestät zu führen. Er schalt sie wegen einer Menge Sachen, warf ihr unter Anderem vor, sie habe über die Versöhnung der Majestäten durch den Baron Munck aus der Schule geplaudert, gab ihr scharfe Seitenhiebe wegen der Chatoulle, u. dgl. m. Olivia, die bereits durch das Verschwinden der Chatoulle höchst aufgeregt war, erschrak so heftig über die unerwarteten Vorwürfe des Königs, die mit der Drohung eines schimpflichen Abschiedes endeten, daß sie einer Ohnmacht nahe kam. Da führte die gütige Majestät sie selbst zum Sopha, ließ sie niedersetzen, gab

ihr Wasser zu trinken, und versprach ihr, alles zu vergeben und vergessen, wenn sie künftig vorsichtiger und verschwiegener sein wolle. Ihre Gemüthsbewegungen hatten sie jedoch dermaßen angegriffen, daß sie krank davon wurde — und — ich habe keine Olivia mehr. (Er weint.)

Herzog. Also ihre Gemüthsbewegnngen — — gut. Ich hatte ja noch etwas zu fragen... richtig! Ist es wahr, daß sich ein verrückter Notar oder Magister in die Königin verliebt hat? Ich habe seinen Namen vergessen.

Badin. Bethén.

Herzog. Richtig, — so heißt er ja wohl?

Badin. Ja, meine Hoheit; es ist wirklich wahr, und der arme Mensch thut mir leid. Meine selige Frau war seine Vertraute, und glaubte nichts dabei zu wagen, da ja alles ganz in Zucht und Ehren blieb. An dem unglücklichen Abend, wo die Chatoulle verschwand, hatte Olivia dem Notar versprochen, ihm das Schlafzimmer der Königin zu zeigen. Dies geschah auch, und Bethén benutzte diese Gelegenheit, heimlich einen Brief an die Königin zu hinterlassen, der eine förmliche Liebeserklärung enthielt. Ihre Majestät, die von dem Notar noch gar nicht gehört hatte, war sehr erzürnt über den Brief. Der König gerieth ganz außer sich vor Zorn, als dieser Vorfall zu seiner Kenntniß gelangte, und Bethén wurde ohne Umstände seines Amtes entsetzt. Man erklärte ihn für wahnsinnig, und er wäre sicher ins Irrenhaus zu Danvik gekommen, hätte die Königin sich nicht für ihn verwendet. Seine verzweifelte Lage erregte ihr Mitleid,

und sie versprach ihm eine jährliche Pension von der Höhe seines bisherigen Gehaltes*).

Herzog. So.... Da sieht man, daß die Frauen sich stets gleich bleiben! Alles was Liebe heißt, verzeihen sie, und würden lieber eine Krone verlieren, als einen Anbeter. Alles Romantische ist ihnen eben Recht!....

Letzter Auftritt.

(Einige Tage später.)

Das Kabinet des Königs. — Es ist Mitternacht.

Der König. — Der Capitain von der Garde im Reiseanzuge.

König (dem Kapitain zwei Rollen Goldes überreichend). Hundert und zehn Dukaten ist alles, was ich in diesem Augenblick besitze. Zehn behalte ich für mich selbst und gebe Dir hundert. Das ist das Einzige,

---

*) Historisch, — sowie der schnelle Tod der Kammerfrau und die Geschichte des Raubes der Chatoulle durch den Capitain von der Garde, der nach diesem Vorfall bis zu seinem Tode nur mit dem Spottnamen „Chatoulle" bezeichnet wurde. Das Chronologische der Ereignisse ist indeß nicht genau.

was ich für jetzt für Dich thun kann, armer Heinrich! — So lange Du jedoch genöthigt bist, im Auslande zu bleiben — so lange nämlich, bis die Sache vergessen ist — bekommst Du halbjährlich dieselbe Summe aus meiner Casse. Etwas ungeschickt hast Du Dich nun einmal benommen, das steht fest; die sauberen Hauptleute aber von Deinem Regiment, die erklärt haben, nicht länger mit Dir dienen zu wollen, werde ich gehörig im Auge behalten, — darauf verlaß Dich... Nach der Ruchbarkeit, welche die Sache bekommen, siehst Du wohl ein, daß ich Dir keine Empfehlung an Ausländer von Einfluß mitgeben kann; sie würden mich nur bloßstellen und Dir nichts helfen. Ich werde durch die dritte Hand jedoch Sorge tragen lassen, daß es Dir nie an Schutz fehlen soll. Willst Du mir irgend etwas mittheilen, was Dir am Herzen liegt, so schreibe es immer an Munck; durch ihn wünsche ich auch zu erfahren, wo Du Dich anfhältst, und wie es Dir geht. Lebe wohl, mein armer Heinrich! —

Der König reicht dem Capitain die Hand, welche dieser mit Inbrunst küßt. Gustav öffnet selbst die Thür zur Garderobe, und der Capitain entfernt sich nach einer ehrfurchtsvollen Verbeugung, das Taschentuch vor dem Gesicht.

König (wirft sich aufs Sopha nnd legt die Hand an die Stirn). Die Menschen sind Thoren — Betrüger — Puppen. Furcht — Leidenschaften — Vorurtheile beherrschen sie.... Vorurtheile?... Ja, — was sonst? Während der Ständeherrschaft waren ja Adel und Heer, sowie viele Reichstagsmitglieder bei fremden Mäch-

ten im Solde, und Niemand wagte es, dies verwerflich zu nennen, bis ich die tausendköpfige Hydra der Vielherrschaft zertrat, und den Bestechungen ein Ende machte. Und jetzt.... jetzt laß ich einen Officier meiner Garde eine Chatoulle aus dem Zimmer meiner eigenen Gemahlin holen, und die Gardeofficiere unterstehen sich, ihm die Kameradschaft aufzukündigen, ja, ihn mit einer öffentlichen Beschimpfung zu drohen, wenn er nicht freiwillig um seinen Abschied einkäme.... Aber wir wollen schon sehen, meine Herren, wer zuletzt lachen wird.... Die Chatoulle meiner Gemahlin!.... Das ist es ja eben: was ihr gehört, gehört ja auch mir.... Doch die Welt wird nun einmal von Vorurtheilen regiert, und wehe den Menschen, wenn jene einmal vernichtet würden, und die kalte, bittre, prosaische Vernunft allein ihren eisenen Scepter schwänge!.... Bereitet sich vielleicht jetzt gerade so etwas auf der anderen Halbkugel vor?... Bah!... Grillen — Blendwerk! Es muß immer irgend Einer im Staate herrschen, nnd wer die Gewalt in Händen hat — heiße er, wie er wolle, — dem zollt man Verehrung und wo möglich Anbetung.... Wenn nun aber meine Gemahlin so viel Lärm machte, daß ich genöthigt wäre, die Chatoulle wieder herauszugeben, oder wenn ihr Inhalt für meine Bedürfnisse nicht hinreichte? — Nun, so findet sich wohl ein anderes Auskunftsmittel, — die Branntweinssteuer z. B.... Ja, es ist abgemacht, — das Recht, Branntwein zu brennen, soll ein Monopol werden. Meine lieben Unterthanen werden darum nicht dürsten, wer aber Branntwein trin-

ken will, mag auf die Flasche einen Schilling mehr bezahlen als bisher.

Er steht vom Sopha auf und klingelt. Ein Kammerdiener tritt ein.

König. Selterwasser und Champagner!

Neunzehntes Kapitel.

So aufgeklärt Gustav III. auch war, und so wenig er an Zeichen und Wunder glaubte, so ist es doch eine feststehende Thatsache, daß er sich durch die Gaukeleien Björnrams und der Mamsell Arfvidsson blenden und fangen ließ. Die Bekanntschaft mit jenem verdankte er seinem Bruder, dem Herzoge von Södermanland, dem Gustav und das Land überhaupt so manches verdanken.

Beylon's Warnungen in Bezug auf die geheimen Gesellschaften des Herzogs hatten einen tiefen Eindruck auf den König gemacht. Unruhig fragte er den Mohren, was der Herzog und Björnram, von welchem er wußte, daß er seit einiger Zeit oft viele Stunden lang mit dem Herzoge bei verschlossener Thür zubrachte, mit einander trieben.

„Sie machen Gold," antwortete Badin.

„Gold!" rief der König überrascht und erfreut. „Macht Björnram Gold? Bravissimo! Das ist gerade das, was ich brauche!"

Und es wurde nach Björnram geschickt, der von Stund' an freien Zutritt beim Könige erhielt; und Schweden erlebte, daß sein geistreichster Monarch, der

Stern erster Größe unter den damaligen Beherrschern Europas, sich von den Banden eines Gauklers umstrikken ließ.

Es existiren noch eigenhändige Briefe von Gustav III. an den Feldmarschall Toll, in welchem der König ganz unverhohlen von den Geisterbeschwörungen spricht, mit denen man sich damals in Drottningholm abgab. Eben so haben sich auch Nachrichten vom Reichsmarschall Oxenstjerna erhalten, welche die Geisterbeschwörungen beschreiben, die Björnram in Gegenwart des Königs, Oxenstjerna's, des Grafen Magnus Stenbock und Anderer in der alten, Gripsholm gegenüber und auf einem hohen Berge einsam gelegenen Kirche von Kernbo vorgenommen. Jetzt findet man von ihr nur noch einige Mauerüberreste, denn sie war schon seit 1624 nicht mehr benutzt worden, in welchem Jahre nämlich die von Christine von Holstein, (Gemahlin Carl's IX. und Mutter Gustav Adolph's), angelegte Kirche zu Mariefred vollendet und eingeweiht wurde. Wenn man die neunzehn Jahre von 1682—1701 ausnimmt, während deren man sich wieder mit der verlassenen Kirche von Kernbo begnügen mußte, da jene zu Mariefred 1682 abbrannte und erst durch die Königin Hedwig Eleonore 1701 wieder hergestellt wurde, so hatte in einem Zeitraume von anderthalb Jahrhunderten kein menschlicher Fuß die alte Kirche betreten, als Björnram in derselben den König und seine Begleiter durch Geisterbeschwörungen blendete.

Damit der Leser im Stande sei, sich einen möglichst vollständigen Begriff von diesen Vorgängen zu machen,

entlehnen wir aus einem Briefe des Leibarztes Hedin folgende Schilderung derselben:

„Gustav's III. Epoche war reich an Ereignissen, und an seinem Hofe fielen Dinge vor, die ans Unglaubliche und Unerhörte gränzen. Ganz besonders muß es der Nachwelt auffallen, in einer so aufgeklärten Zeit zu finden, daß Svedenborgianismus, Geisterbeschwörung, Goldmacherei und Auspunktiren von Lotterienummern von Personen begünstigt wurden, die dem Könige zunächst standen, und daß Gustav III. selbst an diesen Gaukeleien den lebhaftesten Antheil nahm. Vom Svedenborgianismus werde ich nicht viel sagen. Zu seinen Hauptbekennern gehörten der Oberhofstallmeister Munck, der Capitain-Lieutenant Graf Adam Lewenhaupt und der Unterstatthalter Baron Axelsson. Mit dieser Lehre stand das Geistersehn in Verbindung, und ich weiß, daß Ihnen selbst viel von dem bekannt ist, was in dieser Beziehung zu Gripsholm vorgefallen, während der Hof sich in den Jahren 1779 und 80 daselbst aufhielt. Was 1782 in Drottningholm passirte, habe ich mit eigenen Augen gesehn, und es verhält sich damit, wie folgt:

„Ein alter Küster der Kirche zu Lofö, mit Namen Ekelund, kam eines Morgens zu mir und war höchst bestürzt über ein Ereigniß, welches er fast für übernatürlich hielt. Am Abend vorher hatte der König mit mehreren Herren vom Hofe eine geheime Versammlung in der Kirche gehalten, und als der Küster am andern Morgen die Kirche reinigen wollte, fand er — wie er erzählte — eine Glasröhre von der Stärke einer Feder-

pose, die an beiden Enden verschlossen war und eine rothe Substanz enthielt. Diese kleine, etwa eine viertel Elle lange Glasröhre hatte er in die Tasche seiner leinenen Beinkleider gesteckt; beim Ueberspringen eines kleinen Gartenzauns von Seiten des Küsters war sie zerbrochen, und in demselben Augenblick hatten seine Beinkleider Feuer gefangen. Ein in der Nähe befindlicher Brunnen gab ihm zwar Gelegenheit, das Feuer so schnell als möglich wieder zu löschen, doch hatte er mehrere Brandwunden an den Schenkeln davon getragen. Der alte Mann war fest überzeugt, es liege dahinter irgend eine Zauberei verborgen, und die Brandwunden seien — wenn nicht tödtlich — doch sicher unheilbar.

„Ich gab ihm sogleich Aufklärung über das Verhalten mit der Glasröhre, was um so leichter Eingang bei ihm fand, da ich zufällig eine ähnliche Röhre mit Phosphor in meinem Zimmer hatte, die ich öffnete, worauf sich vor seinen Augen der Phosphor durch den Hinzutritt der Luft sogleich entzündete. Für die Aufklärung und den Trost, welche ich ihm gegeben, verlangte ich, daß er mich das nächste Mal, wo abermals eine solche Versammlung stattfinden würde, davon unterrichten und mir einen Platz in der Kirche oder im Thurm aussuchen sollte, von welchem aus ich im Stande wäre, alles zu sehen, was man in der Kirche vornahm.

„Der Küster versprach, meinen Wunsch zu erfüllen, und einige Tage darauf — es war Anfangs August — kam er, um mir anzuzeigen, diesen Abend werde eine geheime Versammlung stattfinden. Ich stellte mich zur festgesetzten Zeit ein, und fand im Thurme, einige Stufen

hoch, einen ziemlich bequemen Platz, von wo aus ich völlig unbemerkt und ziemlich deutlich sehn konnte, was in der Kirche vor sich ging. Anfänglich stellte ich mich jedoch so, daß ich die Eintretenden sehn konnte. Zuerst kam der königliche Sekretair Björnram mit einem Gehülfen, die ich für die Hauptacteurs in dieser Farce hielt. Sie verriegelten nach ihrem Eintritt sogleich die Thüren, und holten aus allen Ecken und Winkeln der Kirche verschiedene Gegenstände und Geräthschaften hervor, die ich indeß nicht genau zu unterscheiden vermochte. Ich sah jedoch, daß man feine Schnüre von Pferdshaaren an die Kronenleuchter band. Vermittelst dieser wurden Masken in die Höhe gezogen und wieder herunter gelassen. Sie waren auf weißer Leinwand befestigt, die man über große Tonnenreifen gespannt hatte. Als diese Maschinerie zum Auf- und Absteigenlassen der Masken fertig war, streuten beide in allen Richtungen Räucherpulver auf den Fußboden. Bald hernach trat der König in Gesellschaft von fünf Herren ein, von denen ich nur den Hofstallmeister Munck und den Staatssecretair Schröderheim erkannte. Die Kirche war äußerst schwach erleuchtet und das Räucherpulver, welches man angezündet hatte, verbreitete seine Wohlgerüche. Den Zuschauern wurden höchst beschwerliche Stellungen gegeben und ein jeder bekam ein blankes Schwert in die Hand. Björnram schlug jetzt mehrere Kreuze und murmelte mystische Worte dazu, worauf sein Gehülfe, der verdeckt aufgestellt war, eine der Masken in die Höhe zog. Die weiße Leinwand nahm sich wie ein Leichentuch aus und die Maske hatte eine entfernte Aehnlichkeit mit Gustav Adolph. Nach-

dem sich dieselbe in der Luft etwas hin- und hergeschwenkt, fing sie wieder an zu sinken, und verschwand endlich im Schatten eines Pfeilers. Die Maske, welche zunächst an die Reihe kam, glich dem Gesichte Adolph Friedrichs, und es geschah mit ihr ganz so, wie mit der vorigen. Obgleich ich wußte, wie das Erscheinen und Verschwinden dieser Phantome zusammenhing, so kann ich doch nicht leugnen, das die Sache in der That etwas Imposantes hatte. Als die beiden Trugbilder verschwunden waren, wurden vermuthlich Lycopodium-Körner durch den Gehülfen angezündet, die dann und wann schwach aufblitzten und einen matten, gelben Schein verbreiteten. Was sich noch weiter dabei zutrug, vermochte ich des spärlichen Lichtes wegen nicht zu unterscheiden. Der König und seine Begleiter entfernten sich, und ich verließ meinen Schlupfwinkel, bei mir selbst überlegend, ob ich es wagen sollte, dem Könige den Betrug zu entdecken. Ich hielt es jedoch für gerathener, eine passende Gelegenheit dazu abzuwarten, die sich auch in der That einstellte *)."

Glücklich diejenigen, welche nicht in unsern Tagen leben, wo die Naturwissenschaften ein aufgeschlagenes Buch sind, in welchem ein Jeder zu lesen versteht! — Die Zeit der Wunder ist dahin — auf ewig dahin! Tausend Jahre früher, und Svedenborg wäre ein

*) Obenstehender Brief findet sich im 3ten Heft des 2ten Bandes vom Biographischen Lexikon berühmter Schweden. Upsala 1837.

Mohamed, Björnram vielleicht ein Confucius geworden.

Weder der König, noch der Herzog Carl, keiner von ihnen wurde durch Björnram's Goldmacherei reicher, — so viel ist gewiß; er zeigte jenem jedoch die Schatten großer Männer und unsterblicher Dichter, und diesem einen Scepter, den er mit Entzücken betrachtete. Dies war hinreichend, das Ansehn des listigen Geisterbeschwörers in den Augen der königlichen Brüder aufrecht zu erhalten.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Anzahl der Feinde Gustav's III. nahm mit jedem Tage zu. Das unerfüllte Versprechen, die Stände regieren zu lassen und die allgemeine Freiheit auf noch breiteren und sicherern Grundlagen zu befestigen, regte alle Freunde der politischen Unabhängigkeit gegen ihn auf. Der Verfolgungsgeist, den er in dem berüchtigten, auf das Götha-Hofgericht bezüglichen Prozeß bewiesen, erregte Zweifel am Gerechtigkeitsgefühl des Königs, und vermehrte gleichfalls die Zahl seiner Widersacher. Die bedeutenden Summen, welche durch seine Prachtliebe, Feste und Lustbarkeiten verschlungen wurden, und seine übertriebene Freigebigkeit gegen seine zahlreichen Günstlinge, die keine verhältnißnißmäßigen Dienste leisteten, sondern sich alle nur durch Sittenlosigkeit auszeichneten, brachten die Sparsamen und die Moralischen in Harnisch. Die Spaltungen und Zwistigkeiten unter den Mitgliedern des königlichen Hauses, von denen jedes seine Anhänger hatte, die — Gustav's eigene ausgenommen — alle gegen den König waren; — die mancherlei unerklärlichen oder vielmehr unverantwortlichen Dinge endlich, die in seiner Nähe vor sich gingen und für deren Haupttriebrad man ihn hielt, — so wie die Bemühung

des Herzogs Carl, jeder Handlung des Königs einen unedlen Beweggrund unterzuschieben und ihn stets im unvortheilhaftesten Lichte erscheinen zu lassen: dies alles brachte manchen Abfall von den Fahnen des Königs zu wege, und ließ die Häupter der Opposition immer dreister hervortreten.

Der General Graf Horn hörte jetzt auf, „Gustav's Freund" zu sein und sich so nennen zu wollen; und der nahe Verwandte seiner Frau, der Ceremonienmeister v. Plommenfelt, machte seinem Unwillen gegen den König auf eine Weise Luft, die wohl unerhört in der Geschichte sein dürfte.

An einem schönen Frühlingstage des Jahres 1782, — einem nordischen Frühlingstage nämlich, ohne Gras und Laub, ohne Westwinde, und ohne andere Blumen als Schneeglöckchen, — an einem solchen Tage mit festen, trocknen Wegen, heller Luft und lauem Sonnenschein, suchte Plommenfelt nach einer langen Promenade Ruhe und Erholung in Becker's Wirthshaus vor dem Nordthore. Er war nicht der Einzige gewesen, den das freundliche Wetter aus der Stadt gelockt und das Bedürfniß, sich auszuruhen, zu Becker geführt hatte, wo man sich durch Punsch und Glühwein für die plötzlich verschwundene Sonne zu entschädigen suchte. Der Wein nimmt dem Menschen die Maske geselliger Bildung vom Gesicht und öffnet alle Schleusen des Herzens. Der Verschlossenste wird im Rausche gesprächig, der Vorsichtigste verwegen, der Furchtsamste kühn; — man denkt laut, und die Verstellungskunst ertrinkt im Glase; man spricht ungeschminkt wie die Ge-

schichte, und vor Hunderten so, wie kaum zu einem vertrauten Freunde. Wir reden hier natürlich nicht von jenem Grade des Rausches, der den Menschen in ein unvernünftiges Thier verwandelt, sondern nur von dem ersten Stadium, wo die Oberfläche alles abspiegelt und die Zunge alles wiedergiebt, was im Innern des Menschen und in seinen geheimsten Gedanken vorgeht.

In dieser Stimmung befand sich Plommenfelt, als er bei Becker über die Ereignisse des Tages zu sprechen anfing, sich für Freiheit und Volksrecht ereiferte, den König schmähte, die verletzte Sitte vertheidigte, auf das Wohlergehn der Nordamerikaner, so wie auf die Erringung ihrer Unabhängigkeit trank, und endlich den Fall sämmtlicher Regenten der ganzen Welt prophezeihte. Er fand unter den gleichfalls erhitzten Zuhörern wenig oder gar keinen Widerspruch, und nur Einer der Anwesenden, ein Capitain Lundstedt, maß den Ceremonienmeister mit finstern Blicken.

In der Hitze des Gesprächs fielen Plommenfelt's Augen auf eine Fensterscheibe, die eine Inschrift trug. Er las:

„Gustav III., der erste Bürger“

„Seh' ich recht?“ rief er plötzlich, las die Inschrift abermals, erst für sich, dann mit lauter Stimme, und schlug hierauf ein schallendes Hohngelächter auf. „Wahrscheinlich hat irgend ein leichgläubiger Zuhörer der Thronrede vom 21sten August 1772 sich diese Worte zur Erinnerung an die Versprechungen des Königs hier eingegraben. Wir wissen jetzt, wie er sie erfüllt hat. Ich

kann mich nicht enthalten, dies in einer Note dem Texte hinzuzufügen."

Hier zog Plommenfelt einen Brillantring vom Finger, und ritzte mit dem Steine folgende Worte in die Scheibe:

„Er war es; jetzt ist er jedoch der erste Betrüger."

Der nüchterne Capitain Lundstedt vom Leibregimente der Königin ergriff diese Gelegenheit, sich als eifriger Anhänger Gustav's zu zeigen. Ein Anderer hätte vielleicht die Fensterscheibe durch einen Faustschlag zertrümmert, und so die Uebereilung eines Betrunkenen auf der Stelle verwischt; — Lundstedt nahm die Scheibe jedoch vorsichtig heraus, und begab sich damit zum Könige.

Gustav ließ sich durch Zorn und verletzte Eitelkeit diesmal überwältigen, und versäumte diese Gelegenheit, sich durch ein königliches Benehmen vielleicht Tausende von Anhängern zu verschaffen. Anstatt nämlich die verhängnißvolle Scheibe mit irgend einer geistreichen Aeußerung selbst zu zerschlagen, ließ er einen Hochverrathsprozeß gegen Plommenfelt eröffnen. Sicher hätte sich der König zu einem andern Auskunftsmittel entschlossen, wenn der Verbrecher ein Anderer als Plommenfelt gewesen wäre; außer seiner tief verletzten Eitelkeit trieb ihn aber jetzt auch noch der Gedanke an die Ränkeschmiedereien des Herzogs Carl zu dem Schritt, die empfangene Beleidigung öffentlich und durch das Gesetz zu rächen. Plommenfelt, Hauptmitglied mehrerer geheimen Gesellschaften, deren Seele der Herzog war, stand mit

diesem in besonders engem Verhältniß, und der König glaubte, die Beleidigung von Seiten des Ceremonienmeisters stehe vielleicht mit den geheimen Plänen des Herzogs in Verbindung, ja sie sei wohl gar durch ihn hervorgerufen worden. Fünf Tage nach dem Vorfall hatte daher das Svea-Hofgericht bereits das Todesurtheil über Plommenfelt gesprochen.

Ein Umstand verhinderte jedoch die Vollstreckung desselben.

Während dieser Ereignisse traf der Herzog von Södermanland in einer Stuartloge mit dem General Horn zusammen.

„Wenn ich nicht der Bruder des Königs wäre," äußerte der Herzog, „so würde ich Ihren Kummer theilen, General Horn. Der arme Plommenfelt! Unvorsichtig hat er sich betragen, das kann Niemand leugnen; — aber eine so himmelschreiende Grausamkeit wegen einer Uebereilung im angetrunkenen Zustande, das wäre unerhört! — Ich verkenne Gustav's so hochgepriesenen Edelmuth. Wahrscheinlich blasen seine Günstlinge gehörig in die Flamme, und Schröderheim ist sicher derjenige, welcher den König zur Rache gegen einen meiner zuverlässigsten Freunde anfeuert. Auf jeden Fall ist es unverantwortlich von Gustav, so ohne alle Schonung zu verfahren, da Plommenfelt Ihr naher Anverwandter ist, und der König Ihnen eigentlich seine

Macht, ja vielleicht Krone und Leben verdankt.... Wenn ich es gewesen wäre, General Horn, dem Sie solche Dienste erwiesen hätten, so.... glauben sie mir.... gäbe es keinen Wunsch, weder von Ihnen noch von Ihren Angehörigen, den ich nicht mit Vergnügen erfüllte...."

Der General knirschte vor Wuth mit den Zähnen; — der Herzog hatte seinem eigenen Bruder einen Anhänger in einen erbitterten Feind verwandelt.

„Nun, lieber Elis, was sagt man zu Deinem edelmüthigen König?" fragte eines Abends Frau von Schröderheim mit einem bittern Lächeln ihren Gemahl, nachdem die beiden Gatten sich in ihr Schlafzimmer zurückgezogen. „Ich will Plommenfelt nicht etwa entschuldigen; sein Ausfall war höchst unanständig, unprovocirt und ganz am unrechten Orte; die Aeußerung eines Betrunkenen aber so ernsthaft ahnden zu wollen, das ist weder königlich noch genial, und beides soll unser Monarch ja im hohen Grade sein, wie allgemein behauptet wird. — Einem Menschen wegen einer im Weinrausche begangenen Uebereilung das Leben nehmen... es wäre zu grausam, zu unerhört. Wir hätten ja alsdann einen Ludwig XI. zum Könige, und Gott bewahre Dich davor, mein lieber Elis, seinen Tristan zu machen!"

„Wie kannst Du, liebe Frau, Deine Bitterkeit gegen den großen König so weit treiben? Wie kannst Du

Deinem Elis so etwas zumuthen? Gustav's Ungnade gegen Deinen Freund Curt, — der Grund zu Deiner Eingenommenheit gegen den König, — muß einzig und allein seiner Halsstarrigkeit und seiner engen Verbindung mit dem Schurken Pechlin zugeschrieben werden; — und was die Strenge gegen Plommenfelt anbelangt, von der ich nur wünsche, man hätte keine Veranlassung dazu gegeben, so kann doch Niemand streiten, daß ihm nur Gerechtigkeit widerfährt. Er ist außerdem eine Creatur des Herzogs, und in alle seine geheimen Gesellschaften eingeweiht, die keine andern Zwecke haben als politische. Dennoch aber glaube ich nicht, daß der König das Urtheil vollziehen lassen wird."

„Nun, nun, — wir wollen sehen."

Die Freude war Gustav's Element. Nichts war ihm mehr zuwider als verdrießliche Gesichter. Diejenigen, welche ihm nahten, richteten sich natürlich darnach; aber sein Kennerblick unterschied auf der Stelle die geheuchelte Heiterkeit von der natürlichen. Diese letztere war besonders dem leichtsinnigen, aber zuverlässigen Schröderheim und dem leichtsinnigen, aber unzuverlässigen Armfelt eigen; deßhalb hatten diese das Ohr des Königs auch mehr als alle Andern.

Um so unangenehmer wurde Gustav daher durch Schröderheim's verlegenes und düstres Aussehn be-

rührt, als dieser sich eines Morgens zum gewöhnlichen Vortrage einstellte. Gustav's eigene Stirn verfinsterte sich. Man hätte in den Gesichtern beider Plommenfelt's Verurtheilung lesen können.

„Du hast mir heut gewiß eine unangenehme Angelegenheit mitzutheilen.“

„Vor Ew. Majestät scharfem Blick läßt sich nichts verbergen. Wie gern hätte ich — wenn es angegangen wäre — meinem großen Könige den Verdruß erspart, einen Namen nennen zu hören, der gegenwärtig den Abscheu der ganzen Welt erregt.“

„Du meinst Plommenfelt!“ fiel der König ein. „Das ist ein Name, von dem man bald nicht mehr sprechen wird.“

„Er verdient gewiß kein Mitleiden,“ sagte Schröderheim bestürzt. „Alles, was ihm widerfährt, ist nur gerecht, nichts als gerecht; — aber, allergnädigster König! Rom's Augustus vergab einem Cinna, und was sind Edelmuth und die übrigen großen Eigenschaften von Rom's Augustus gegen diejenigen, welche wir täglich an dem Augustus des Nordens wahrnehmen und bewundern! Ich wäre der hohen Gnade unwürdig, von welcher Ew. Majestät mir so unzählige Beweise gegeben, wenn ich es wagte, für den Missethäter selbst zu bitten, der sich so schwer gegen den besten der Könige verging; aber Ew. Majestät große Seele würde es mir sicher niemals vergeben, wenn ich bei dieser betrübten Gelegenheit verabsäumte, den Schwager des Verbrechers, den General Horn, in Ew. Majestät Gedächtniß zurückzurufen, der das unschätzbare Glück hatte, einen Theil der Be-

fehle Ew. Majestät bei der preiswürdigen Regierungsänderung im Jahre 1772 auszuführen. Schwedens große Könige haben oft Staatsverbrechern ihrer Anverwandten und deren Verdienste halber Gnade erwiesen. So geruhte z. B. Ew. Majestät hochseliger Herr Vater im letzten Jahre seiner Regierung den Stiefsohn des unglücklichen Burgemeisters Kierman in den Adelstand zu erheben, als dieser, der auf sieben Reichstagen Bevollmächtigter von Stockholm und auf zweien Sprecher des Bürgerstandes gewesen, durch die verhaßte Partei der Mützen, die 1772 der General Horn unter der Leitung Ew. Majestät glücklich besiegte, ins Gefängniß geworfen wurde, und endlich auf der Festung starb."

„Ich weiß, ich weiß! Kierman war 1756 Sprecher, in welchem Jahre Brahe und die übrigen hingerichtet wurden; — er war es auch auf dem langen Reichstage von 1760—62. Ich verstehe sehr gut, was Du sagen willst. Du erinnerst mich an die abscheulichen Grausamkeiten der Parteien, um mich zur Gnade zu bewegen; aber eine so grobe und öffentliche Beschimpfung, wie Plommenfelt's, muß auch eine eben so öffentliche und exemplarische Strafe mit sich führen."

„Ohne Zweifel, — aber..."

„Kein „aber" mehr in dieser Angelegenheit, lieber Elis," unterbrach ihn der König; — „ich will nichts weiter davon hören.... Horn ist nicht unbelohnt geblieben; oder sind etwa Beförderung, das blaue Band und der Grafentitel für nichts zu rechnen? Außerdem haben Horn und Plommenfelt längst aufgehört, mir ergeben zu sein; sie sind zum Herzoge von Söderman-

land übergetreten. Ich will auf keinen Fall, daß sich irgend ein Unterthan einbilde, unentbehrlich zu sein, oder das Recht zu haben glaube, seinem Könige Vorschriften machen zu können, weil er die Ehre gehabt, mit Eifer und Glück meine Befehle auszuführen. Plommenfelt muß so bestraft werden, daß Europa meine Ehre für wiederhergestellt erklärt. Die Genugthuung kann gar nicht groß genug sein, und ich habe mir nichts vorzuwerfen, denn ich bleibe bei dem stehen, was die Gesetze verordnen. — Man hat mir gesagt, das Svea-Hofgericht habe ein Todesurtheil ausgesprochen; — ist dem so?"

„Ja, mein König," versetzte Schröderheim mit einem Seufzer; — „und ich kam eben her, um ganz unterthänigst anzuzeigen, daß ich Ew. Majestät in der heutigen Senatssitzung dies Urtheil mit vortragen soll."

„Gut." — (Der König klingelt; — ein Kammerdiener tritt ein.) „Ist der Oberstatthalter schon hier?"

Kammerdiener. „Excellenz wartet bereits auf Ew. Majestät gnädigen Befehl zum Vortritt."

König. „Er soll herein kommen."

Der Kammerdiener tritt ab, — gleich darauf der Oberstatthalter Reichsrath Baron Carl Sparre.

König (zum Oberstatthalter). „Ist mein Befehl ausgeführt, Herr Reichsrath?"

Sparre (mit einem Seitenblick auf Schröderheim). „Erlauben Ew. Majestät vielleicht, daß ich meinen unterthänigsten Bericht unter vier Augen abstatte?"

Schröderheim macht Miene, sich zu entfernen.

König (ihn zurückhaltend). „Sie sehn wohl, Herr Reichsrath, daß es meine Absicht ist, Schröderheim Ihren Bericht mit anhören zu lassen, — sonst hätte ich ihn nicht in seiner Gegenwart verlangt."

Sparre. „Plommenfelt ist Nachts um zwölf Uhr auf dem ersten Handelsfahrzeug eingeschifft worden, das in diesem Jahre den Hafen verläßt und nach Amerika geht. Er hat einen Paß als „Carl Andersson" und Matrosenkleider bekommen. Der Wind war lebhaft, und mit elf Stunden Vorsprung wird er sicher so glücklich sein, allen Nachsetzungen zu entgehen, die noch nicht angeordnet worden. Ich glaubte nicht eher Lärm machen zu dürfen, als bis ich die Befehle Ew. Majestät noch ganz besonders darüber eingeholt hätte.

Schröderheim. (Während der Oberstatthalter spricht, heitern sich Schröderheim's Züge immer mehr und mehr auf, und eine Freudenthräne glänzt in seinen Augen, als er voll Entzücken ausruft:) „O, mein großer, mein edelmüthiger König!"

König. „Schön, Herr Reichsrath. Ich erkenne bei allen Gelegenheiten Ihren Scharfsinn, Ihren Eifer und Ihr Errathen meines Willens und meiner geheimsten Wünsche. Ich überlasse es Ihrem eigenen Ermessen, ob Sie Plommenfelt öffentlich verfolgen lassen wollen oder nicht; lassen Sie es aber nur so einrichten, daß er nicht etwa eingeholt wird. — Haben Sie mir sonst noch etwas zu sagen, Herr Reichsrath?"

Sparre. „Nein, mein König. Ich erwarte Ew. Majestät Befehle."

König. „Essen Sie heut in Ulriksdahl mit

mir; ich fahre gleich nach der Senatssitzung hinaus. Auf Wiedersehn!"

Sparre entfernt sich.

König. „Was sagst Du nun, mein lieber Elis.

Schröderheim (die Hand des Königs ergreifend und sie lebhaft küssend). „Es gebricht mir an Worten, mein Entzücken, meine Verehrung, meine Bewunderung auszudrücken."

König. „Schon gut, schon gut. — Wie Du mir sagtest, kommt die Plommenfelt'sche Sache heut im Senate zum Vortrag. Die Herren Reichsräthe können nun ohne Gewissensskrupel nach der ganzen Strenge des Gesetzes verfahren, denn sein Leben ist außer Gefahr. Was jetzt noch geschehn muß, bin ich meinem angegriffenen Namen, der verletzten Krone und den Herrschern von ganz Europa schuldig. Setz' ein Schreiben an die Ritterhaus-Direktion auf, in welchem Du sagst, das Plommenfelt'sche Geschlecht sei erloschen, da sich auf der Schwertseite Niemand mehr vorfinde, als der entsprungene, für vogelfrei zu erklärende frühere Ceremonienmeister. — Aber noch etwas: Fertige auch einen Kabinetsbefehl an, nach welchem ich den Capitain Lundstedt unter dem Namen von „Lindestam" in den Adelstand erhebe. Er deutet auf die Linden vor Becker's Wirthshaus, wo er Plommenfelt's Schandthat bemerkt."

Schröderheim. „Befehlen Ew. Majestät, daß vielleicht bei dieser Gelegenheit den Kameraden des Capitains eine Zurechtweisung darüber ertheilt werden soll,

daß sie ihm angekündigt haben, seines Benehmens wegen in dieser Sache nicht mehr mit ihm dienen zu wollen?"

König. „Wie?... Hör' ich recht?... Was soll das heißen, meine Herren Officiere? Ist alle Mannszucht, aller Gehorsam aus meinen Leibtruppen verschwunden?... Also dieselbe Geschichte wie mit meinem armen Heinrich! (Er stampft heftig mit dem Fuße.) Ich werde — foi de gentilhomme! — diesen Meutereien ein Ende machen! — Ich bin es — König Gustav — der das gelobt!"

Schröderheim. „Ew. Majestät wußten also nicht...

König (ihn unterbrechend). „Nein! — aber ich bleibe bei meinem gefaßten Vorsatz. Mein hochseliger Herr Vater wurde durch die gebieterischen Verhältnisse jener Zeit gezwungen, — wie unangenehm es ihm war, das weiß der Himmel, — Schedvin in den Adelstand zu erheben, der im Jahre 1756 außer mehreren Andern hauptsächlich als Kläger gegen Brahe und Horn auftrat; und ich sollte nicht mindestens auf eine eben so glänzende Weise den Kläger gegen einen Elenden belohnen, der auf eine verrätherische Weise meine persönliche Ehre und die Würde der Krone angegriffen!... Wie ich Dir schon gesagt habe, Elis, — Lindestam's Adelsdiplom soll mir noch vor dem Ablauf der Woche zur Unterschrift vorgelegt werden.

Es schien, als hätte das Geschick selbst es sich vorgenommen gehabt, dem Könige in dieser Angelegenheit entgegen zu arbeiten und die Adelserhebung völlig erfolglos zu machen. Lundstedt mußte, trotz der Gunst und Unterstützung des Königs, dennoch seinen Abschied nehmen, — er hat nie den Zutritt ins Schwedische Ritterhaus erreichen können, und ist als Croupier einer Pharobank gestorben. Seine einzige Tochter ertränkte sich aus Verzweiflung über einen ruchbar gewordenen Fehltritt *).

*) Plommenfelt's, Lundstedt's und seiner Tochter Geschick sind historisch.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Die düstere Natur um Schloß Svartjö harmonirte vollkommen mit der düstern Stimmung des Hofes der Königin Mutter, die dort ihre letzten Lebenstage zubrachte. Die hochgeborene Frau sah hier nur einen ganz engen Kreis vertrauter Personen. Die Prinzessin verließ ihre Mutter niemals, Herzog Friedrich besuchte sie oft, und die kleine Charlotte, jederzeit von dem Mohren hin- und zurückgeführt, brachte die meiste Zeit in dem Schlosse zu. Zuweilen fand sich auch die Herzogin ein: höchst selten, und dann nur auf einen kurzen Augenblick, kam Herzog Karl; König und Königin nie. Gab es jemals einen gefährlichen, schlüpfrigen Boden für einen Hofmann, so war es der in Svartsjö. Eine günstige Aeußerung über die Mitglieder des Königshauses, denen Louise Ulrike zürnte, würde sie verstimmt haben; ein Tadel über dieselben konnte gleich gefährlich werden, da der ganze übrige Hof die Augen auf Svartsjö gerichtet hielt, wo die Wände Ohren hatten und die Zungen in jeden Wind flüsterten, der nach den andern Lustschlössern hinwehte. Ueberdies war es gar nicht gerathen, der Königin Mutter gegenüber ungünstige Urtheile über ihre Angehörigen zu fällen; denn wenn auch

sie sich für berechtigt und befugt hielt, über die Frau ihres ältesten Sohnes, so wie über die ältesten Söhne selbst, die härtesten Dinge zu sagen, so wollte sie gleichwohl, daß man nicht verabsäumte, — in diesen hohen Personen ihr eigenes Blut zu ehren. Sie konnte überdies nicht läugnen, daß der König, trotz seines gespannten Verhältnisses mit der königlichen Mutter, ihr eine angenehme Aufmerksamkeit erwies, indem er den Reichsrath Grafen Ribbing zu ihrem Hofmarschall ernannte, welcher Gouverneur ihres Lieblingssohnes gewesen, und Verstand und Weltkenntniß genug besaß, um sich in so kritischen Verhältnissen mit Umsicht zu bewegen.

Weniger aus weiblicher Neugierde — der Leser weiß, daß Louise Ulrike die Schwächen ihres Geschlechtes nicht besaß — als aus Vergnügen an satyrischen Einfällen, bekümmerte sie sich gern um diejenigen, welche bei Könige in der Gunst stiegen. Von dem Umgange des Herzogs von Södermanland Kenntniß zu nehmen, ließ sie sich nicht herab. „Ich wußte es seit seinem Eintritt in die Welt“ — pflegte sie zu sagen — „daß Karl seine Zeit zwischen Mädchen und geheimen Gesellschaften theilen würde.“ Bitter verspottete sie Gustav's Ausgelassenheit und Ausschweifungen im Kreise seiner Schmeichler. Besonders verächtlich äußerte sie sich über seine Neigung zum Oberstallmeister Baron Munck, dessen hohe Meinung von sich selbst, wie Louise Ulrike meinte, sehr übel zu seinen eingeschränkten Geisteskräften, seinem Mangel an Kenntnissen, seiner Dummdreistigkeit, seinem Geiz und seinem heftigen, ungebändigten Charakter passe. Vergebens erlaubte sich der Reichsrath Ribbing einzu-

wenden: daß Munck unzweifelhaft ein eifriger Königsdiener sei, haushälterischen Sinn, großen Trieb bei seinen Aufträgen, Kenntniß der Pferde und der Stalleinrichtungen, so wie ein sehr artiges Betragen besitze. Die Königin Mutter blieb dabei, es sei ihm viel mehr um sich als um den König zu thun, und der Hochmuth blicke durch all sein Thun hindurch. „Schade" fügte sie hinzu, die Lippen kräuselnd, daß Baron Munck, anstatt in Finnland, nicht in Polen geboren worden. Er hätte dort zu dem, was sie einen König nennen — eine Puppe ohne Macht — gewählt werden, und dann selbst unsere zurückhaltende Dänin zu seiner theuren Hälfte erwählen können, denn sie scheinen mir ganz und gar für einander zu passen." Bei der Erwähnung, daß Björnram sogar beim Könige in Kredit stehe, rief sie aus: „Das fehlt nur noch, daß Gustav in die Hände von Schwärmern, Geistersehern, Goldmachern und Betrügern fällt. Hat er nicht genug an seinen eigenen Fehlern? Will er durchaus noch Karl's mit dazu haben?" Armfelt's steigende Gunst brachte ihre Erbitteruug zur äußersten Höhe. „Ist es eines Königs würdig, ist es der Herkunft Gustav's würdig, dem Laster immer wieder neue Bahnen zu öffnen, nichtsnutzige Burschen ohne Ansehen, die sich zu nichts in der Welt jemals tüchtig bewiesen, zu seinen Vertrauten zu wählen. Welch' eine unglückliche Mutter ich bin!.... in Bezug auf meine ältesten Kinder!..." fügte sie hinzu, während ihre Augen sich liebevoll auf ihre jüngsten richteten.

„Gustav's neue Günstlinge geben der Gesellschaft wenigstens einen Glanz," — bemerkte die Prinzessin

Sophie Albertine, die Schwächen ihres Bruders mild beschönigend, „mein Gesellschaftsfräulein, Magdalena Rudenschöld behauptet, Armfelt habe den Kopf und die Gestalt eines Apollo, ein einnehmendes Wesen, viel Geschick und Leichtigkeit im Umgange, eine hübsche Art sich auszudrücken, und eine reiche Erfindungsgabe. Bei den Damen gilt er für unwiderstehlich."

„Warum überläßt Gustav ihn dann nicht den Damen?" fuhr die Königin spöttisch fort. „Welche Anstößigkeiten läßt das Schicksal mich erleben!"

„Es ist sonderbar," bemerkte der Herzog von Ostergothland, „daß der finnische Adel mit Gustav's Regierung unzufrieden ist. Ich weiß ganz gewiß, daß es sich so verhält. Und doch sind es gerade ihre Landsleute, die der König aus dem Staube erhoben und mit Gunst überschüttet hat. Beide, Munck und Armfelt, sind Finnen. Eine Hochzeit z. B., wie man sie Armfelt zu Drottningholm zurichtete, müßte billig vom Mälarsee bis über ihre Grenzen dringen. Du hast die Beschreibung davon wohl schon gehört, meine Mutter?"

„Nein."

„Es war ja doch eines Deiner Gesellschaftsfräulein bei diesem Feste?"

„Meine Rudenschöld, ja," erwiederte die Prinzessin, „wenn Mama erlaubt, so will ich sie rufen; sie mag es selbst erzählen."

Fräulein Rudenschöld ward gerufen und erzählte:

„Nach dem Theater zu Drottningholm begann das

Hochzeitsfest. Der kleine Kronprinz, dem zwölf Pagen vorangingen, schritt neben der Braut, dem Hoffräulein de la Gardie, einher, und führte sie der Königin zu. Der Prinz hatte ihr gleich beim Eintritt einen schönen Brillantring zum Andenken überreicht. Die Königin setzte ihr den Kranz auf, und schenkte ihr ebenfalls einen Ring 800 Rthlr. an Werth. Hierauf ging der Oberkammerherr Graf Wachtmeister mit zwölf fackeltragenden Pagen zum Bräutigam, und führte ihn dem Könige zu, der ihm die Hand reichte, um ihn in die glänzend erleuchtete Kapelle zu geleiten. Dann folgte die Königin mit dem Kronprinzen, welcher der Braut die Hand gab. Sobald wir in die Thüre der Kapelle traten, näherte sich uns der Bräutigam, um die Braut im Empfang zu nehmen, und führte sie zum Altar, wo sogleich die Trauung begann. Als sie zu Ende war, ging das Brautpaar zum König, um die Glückwünsche entgegen zu nehmen, denen Se. Majestät noch die Vollmacht zur Staatsdame mit vollem Gehalt hinzufügte. Nach allen Beglückwünschungen der königlichen Herrschafteu begann der Rückzug ins Schloß, wo die Braut in der Gallerie die Glückwünsche der übrigen und noch einen schönen Ring vom Könige empfing. Nach der Tafel, der selbst der Kronprinz beiwohnte, begab man sich in den Reichssaal, woselbst der Fackeltanz begann. Als man den Bräutigam umtanzte, kam Gräfin Höpken, schön wie der Tag, als Fee gekleidet, von Musik und Pagen umschwärmt, die sämmtlich als Wilde gekleidet waren. Sie tanzten ein Ballet mit Fackeln, worauf die Gräfin die Ritter zum Kampf aufforderte, eine Arie sang und dann

zurücktrat. Nun erschien Oberstlieutnant Möllersvärd mit einer furchtbaren Musik von Trompeten, und beantwortete die Aufforderung im Namen der Ritter. Endlich verschwanden sie alle wieder, und die Braut ward ausgetanzt, wobei Fräulein Cederström, Wrangel und ich den Kranz auffingen, so wie auch der Kronprinz, General Mörner und Baron Munck. Als dies geschehen, führte der Kronprinz die Braut hinweg, und das Fest war zu Ende*)."

„Das ist nicht so übel," äußerte die Königin Mutter. Gustav hat dies aus meinen eigenen Veranstaltungen entlehnt, wie ich sie in der Zeit, wo ich noch regierende Königin war, bei ähnlichen Gelegenheiten wohl anordnete. Ich ließ meine Gnadenbezeugungen indeß anderen Leuten, als solchen Muncks und Armfelts zukommen. Ich zeichnete an ihrer Stelle Linnée, Dalin und Klingenstjerna aus.

„Mit Ew. Majestät gnädigster Erlaubniß," nahm Kriegsrath Ribbing das Wort, „bin ich so dreist, zu bemerken, daß Se. Majestät auch andere Personen mit Seiner hohen Gunst beehrt. Der Bildhauer Sergel ist herbeirufen, der Dichter Lidner auf Reisen geschickt worden, Bellman und der junge Kellgren haben Aufmunterung erfahren; ein anderer hoffnungsvoller, junger Mann, Namens Leopoldt, ist aus der Provinz hierher

*) Armfelt's Hochzeit fand auf oben erzählte Weise im August 1785 statt, — siehe Briefe des Grafen Stackelberg an den Reichskanzler Sparre.

berufen worden. Den Staatssekretair Schröderheim, dessen Talent nicht zu verkennen ist, ungerechnet, sind noch zwei andere junge Männer von seltenem Adel der Gesinnung, Adlerbeth und Rosenstein, um die hohe Person des Königs angestellt worden. Eben so haben Se. Majestät in seiner, der Königin und des Kronprinzen Gegenwart den Trauungsakt des Sängers Karsten in der Kapelle von Drottningholm vor sich gehen lassen, der sich mit einer polnischen Dame, die in Gesellschaft des englischen Gesandten Wroughton mit aus Warschau gekommen, verheirathete*).

„Nero“ — entgegnete die Königin — „zeichnete auch Sänger und Schauspieler aus und trat öffentlich auf, um den Preis mit ihnen ringend; Nero schloß auch damit, seine eigene Mutter umbringen zu lassen.“

„Diese Zusammenstellung,“ fiel Prinz Friedrich lebhaft ein, „ist zu hart. Meine theure Mutter thut Gustav Unrecht. Er hat sich großer Vergehen schuldig gemacht, ja, des größesten, seiner Mutter Anlaß zur Klage gegeben zu haben; allein Mangel an Achtung und Dankbarkeit ist dennoch etwas Anderes, als die unerhörteste Missethat. Davon spreche ich sein Herz frei; ja, noch mehr, ich bin sogar überzeugt, daß er längst sein Verfahren bereut und gern in eine Versöhnung willigen würde, die ihn vor den Augen der Menge nicht zu sehr demüthigte.“

*) Historisch. Die Hochzeit Karstens ward in der Kapelle zu Drottningholm den 9. Juli 1781 gefeiert.

„Glaubst Du! .... Um Dich von Deinem Irrthum zu heilen, führe ich nur an, daß Gustav bisher auch nicht den kleinsten Schritt zu einer Annäherung gethan.“

„Er hat an die Bereitwilligkeit seiner Mutter gezweifelt; und eine abschlägige Antwort würde die Mißhelligkeiten unseres Hauses nur noch vergrößern.“

Die Königin Mutter seufzte, dann sagte sie:

„Eine beleidigte Mutter bleibt doch immer eine Mutter.... Und wenn Gustav wirklich das Herz eines Sohnes zeigte....“

Der Herzog und die Prinzessin fielen ihrer Mutter um den Hals und küßten sie unter Freudenthränen; diese lösten immer mehr ihre stolze Kälte. Gegen ihre Gewohnheit ward sie zuletzt ganz weich, befahl ihrer Umgebung, im Schlosse zurück zu bleiben, gab der Prinzessin den einen, dem Herzoge den andern Arm, und ließ sich von ihnen in den Garten hinabführen.

Der Sommerabend war herrlich; der Jasmin erfüllte die Luft mit Wohlgerüchen, und der Gesang der Vögel goß Harmonieen in die Seele des Menschen.

Louise Ulrike nahm zwischen ihren beiden Kindern auf einer Bank Platz, die von Caprifolium überwölbt war. Mit Entzücken betrachtete sie die untergehende Sonne. Ihre großen, ausdrucksvollen Augen strahlten von einem himmlischen Feuer, dessen Widerschein, je nachdem ihre Worte und ihre Stimme sich belebten, ihre bleichen Wangen mit Purpur färbten.

„Seht Ihr, meine Geliebten, wie die Sonne dort immer tiefer hinter den Wald sinkt und seine Wipfel vergoldet? — — Das ist das Bild meines Lebens, meines Glückes. — — — Ich war jung, als ich vor 38 Jahren zum ersten Mal diesen Boden betrat. Der Ruf meines hohen Bruders war mir vorausgegangen, er umgab mich, die Schweden sammelten sich voll Entzückungen und Hoffnungen um mich, denn mit Ungeduld und Verachtung sahen sie den Thron von einem Greise eingenommen, der, in Ermangelung von Recht und Geist, weder Ehrerbietung einflößte, noch verdiente. Ich theilte die Huldigung des Volkes mit meinem Gemahl, Eurem hingeschiedenen Vater, dessen Liebe und Vertrauen ich ungetheilt besaß. Wir hatten nur einen Gedanken, nur einen Willen, einen Kopf und ein Herz. Niemals war eine Ehe glücklicher als die unsrige. — — — Als der Vorgänger meines Gemahls starb, wollte ich, daß er wirklich König sein sollte. Welche Hindernisse hatten wir zu bekämpfen, welche Prüfungen zu bestehen, welche Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten stellten sich uns entgegen! Das waren betrübte und unruhige Zeiten. — — Hätte Euer Vater meines Bruders Entschlossenheit und Kraft besessen, dann würde es uns sicher gelungen sein, unsere Pläne durchzuführen. Statt dessen ist mein Loos ein anderes geworden; Gustav hat die Früchte meiner Anstrengungen, Aufopferungen und Seelenleiden geerntet, und mit Undank und Richtachtung hat er mich belohnt. Ich war es, welche zuerst die neue politische Bahn brach, auf der er jetzt mit Glanz und Lust dahin schreitet; ich war es, die zuerst den Durst

nach Ehre in seiner Brust erweckte; ich, die ihm zeigte, welche Schande es sei, von seinen Unterthanen abzuhängen; ich, welche die Bündnisse mit ausländischen Mächten schloß, die ihn fähig machten, den Trotzigen die Spitze zu bieten; ich, welche die Ausgezeichnetsten unter den Parteien und Talenten auf die Seite des Thrones zog; ich, die seine ersten, wankenden Schritte auf dem großen Schauplatze der Regentenbahn leitete, — — aber, noch einmal, wie hat er es mir gelohnt! — — — Vielleicht wäre er mit einer anderen Gemahlin besser geworden. Seine Vermählung mit der beschränkten Dänin war ein wirkliches Unglück; ängstlich und blöde wie eine Landpredigertochter, furchtsam wie eine Taube, eitel und eingebildet wie ein Pfau, ohne Schwung der Seele, ohne Talent, aber eigensinnig und verschlagen, — wie natürlich, daß Gustav an der Seite einer solchen Frau seine Ueberlegenheit fühlen mußte, — — und dies hat ihn eben verdorben. Er glaubte sich geschaffen, alle zu beherrschen, weil er sie beherrschte; er glaubte sich über jedes Urtheil erhaben, weil ihr alles Urtheil abgeht. Von der unseligen Zeit dieser Ehe an hörte Gustav nicht mehr auf den Rath seiner Mutter, — einer Mutter, die es so gut mit ihm meinte, — die eine so lange, vieljährige, schwer gereifte Welterfahrung für sich hatte. — — Meines Gemahls, Eures edlen Vaters plötzlicher Tod war der Zeitpunkt, wo die Sonne meines Glückes und meiner Freude von ihrer Mittagshöhe zu sinken begann. Nur einen Rath, den ich ihm gegeben, hat er befolgt: sich selbstständig in der Alleinherrschaft zu machen; sonst hat er mich übervortheilt, mißachtet,

beleidigt und gedemüthigt; mich aus dem Schloß und meinem lieben China vertrieben; mir niemals einen Plan oder ein Vorhaben mitgetheilt; er hat Sophie Magdalenen bei jeder Gelegenheit den Vortritt vor seiner Mutter eingeräumt. — Und dann alle die unerhörten Auftritte, welche der Geburt des Kronprinzen vorangingen und sie begleiteten! Mir, seiner Mutter, einem gekrönten Haupte, der Schwester des großen Friedrich, Arrest zu geben! Es ist Ludwig XIII., den er sich zum Muster gewählt. — — Wenn ich nur wenigstens ganz genau wüßte, wie es mit dem Kinde zusammenhängt! Carl schwört, Munck sei mehr als ein Unterhändler gewesen; Ihr, meine Geliebten, behauptet, er sei niemals etwas Anderes gewesen. Personen von großer moralischer Bedeutung schließen sich beiden Meinungen an. — — — Ich hätte das Kind sehen sollen, um mein Urtheil darüber auszusprechen. Karl findet die Aehnlichkeit mit Munck unverkennbar; Du, Sophie, siehst in dem Knaben ganz das Bild seiner Mutter.... Seiner Mutter?...... Ha!.... die Züge sind mir nur allzu bekannt.... Ich hätte das Kind doch sehen sollen!"

„Jetzt, meine Geliebten, bin ich alt geworden. Jahre und Bekümmerniß beugen mich zur Erde; bald... ich fühle es! — öffnet sich vor mir die Erde, in welcher mein theurer, ewig vermißter Gemahl, Euer unvergleichlicher Vater, schon lange ruht. O, mein Friedrich! Warum habe ich Dir nicht eine Krone als Erbtheil hinterlassen können! Du wärst ihrer würdig! Warum wich mein Schutzgeist von dem Bette meiner Schmerzen, und

versagte mir das Glück, Dir zuerst das Leben zu schenken! O meine Sophie, warum versagt die eitle Laune eines herzlosen Bruders uns die Freude, den Auserwählten Deiner Seele öffentlich als Deinen Gatten anerkennen zu dürfen? — Wie eine gute Tochter hast Du jederzeit Leid und Freud mit mir getheilt, und Gott ist mein Zeuge, daß Deine Glückseligkeit das höchste Ziel meiner Wünsche bildet. — — — Seht Ihr, meine Theuren, wie die Sonne schon hinabgesunken. Die Streifen von Gold und Purpur, welche jetzt nach ihrem Scheiden noch in dem tiefblauen Aether flammen, sind Segnungen des Abschiedes an diejenigen Dinge, auf welche sie am liebsten schien, als sie noch in der Höhe des Firmaments thronte. So werden meine brechenden Augen auch Euch bald suchen, und das verlöschende Licht derselben Euch den Segen geben, den meine Zunge dann nicht mehr aussprechen kann."

Während Louise Ulrike ihre Kinder umfaßte, deren Rührung sich in heiße Thränen ergoß, begannen zwei Nachtigallen ihre flötenden Liebesklagen. Eine Art von Wettstreit entstand nun zwischen den Sängerinnen und ihrer königlichen Zuhörerin; sie wollte nicht vom Platze weichen, ehe sie das Ende dieses wetteifernden Gesanges vernommen, jene aber wollten nicht ermüden, ihn immer von Neuem anzustimmen. Kaum hatte die eine ihre entzückenden Triller geendet, als die andere schon mit den bekannten drei Anschlägen einsetzte, denen die unnachahmlichen Läufe, die lang aushallenden Klagen folgten. Doch demjenigen, der den Gesang der Nachtigallen nicht gehört, denselben beschreiben zu wollen, wäre

eine fruchtlose Mühe; denjenigen aber, der diesen klingenden, schmachtenden Tönen gelauscht, darf man nur an dieselben erinnern, um ihm anzudeuten, was wir meinen.

„Ich fürchte," bemerkte endlich die Prinzessin, „die Luft möchte meiner geliebten Mutter zu kühl werden. Gewiß erwartet man uns schon zur Abendtafel. Wäre es nicht Zeit, ins Zimmer zurückzukehren?"

„Du hast Recht, meine Tochter," antwortete die Königin Mutter, stand auf und nahm den Arm des Herzogs, der den anderen seiner Schwester bot. „Ich weiß nicht, wie es kommt," fügte die hohe Mutter hinzu, „aber diesmal wird es mir schwerer als je, mich von dem Concert meiner kleinen Lieblinge zu trennen. Sie halten diesmal auch ganz besonders lange aus; ja, ihr Eifer scheint sich zu verdoppeln, da sie mich scheiden sehen. Hört nur, meine Kinder, wie himmlisch sie sich überbieten!"

Langsam schritt die königliche Mutter mit ihren beiden Kindern durch die dunkelnden Alleen. Die Nachtigallen — diese scheusten und neugierigsten von allen Bewohnern der Luft, die man mit dem Scheine eines Lichtes nach sich locken kann, wenn man sie dabei nur gänzlich unbeachtet läßt — blieben nun, von Baum zu Baum fliegend, stets über den Köpfen der still dahin Wandelnden. In den Gebüschen vor dem hell erleuchteten Pallast setzten sie ihre entzückenden Hymnen fort. Als die Königin mit ihren Kindern die Schwellen betrat, wendete sie sich um, und ihr Ohr trank noch einmal den himmlischen Wohllaut der beiden wetteifernden Stimmen. Eine der aufwartenden Personen, welche vom Fenster

aus die Annäherung der hohen Herrschaften bemerkt, eilte die Glasthüren zu öffnen. Das Geräusch der Thüren schreckte die Sänger; sie entflohen, nachdem Louise Ulrike den Fuß zum letzten Mal über die Schwellen ihres Palastes gesetzt.

Dies soll in der That das letzte Mal gewesen sein, daß man in Svartsjö's ödem Park den Gesang von Nachtigallen vernommen hat.

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Nach einer fast ganz durchwachten Nacht, während welcher der König mit dem Reichsrath Ulrich Scheffer, (späterem Gemahl der Gräfin Brahe), der jetzt an der Spitze der auswärtigen Angelegenheiten stand, gearbeitet und dem Könige so eben Verschiedentliches von dem schwedischen Gesandten zu Paris, Grafen Creutz, gemeldet hatte, was sich hauptsächlich auf seine Unterhandlungen mit dem Nordamerikanischen Gesandten, dem unsterblichen Franklin, bezog, legte Gustav sich erst gegen Morgen zur Ruhe. Kaum war er eingeschlummert, als ein Eilbote von Svartsjö eintraf, der einen Brief vom Herzog von Oestergothland überbrachte, in welchem dieser seinem königlichen Bruder die, während der Nacht, plötzliche und gefährliche Erkrankung ihrer Mutter berichtete. „Wenn der König sie noch einmal sehen wollte" — schrieb Prinz Friedrich — „so sei kein Augenblick zu versäumen. Er erbiete sich, eine Versöhnung herbeizuführen, und ersuche den König, seinen Sohn mitzubringen, da ihre Mutter von ihm gesprochen und nach ihm gefragt."

Gustav sprang sogleich aus dem Bett, schickte nach dem Gouverneur des Kronprinzen, dem Reichsrath Grafen Sparre, befahl ihm, seinen Zögling zur Reise fertig zu machen, und schrieb der Königin Mutter folgende Zeilen, die mit einem Eilboten, eine halbe Stunde vor der Abreise des Königs, nach Svartsjö abgeschickt wurden:

„Ich komme, um noch einmal die Glückseligkeit zu genießen, meine zärtlich geliebte Mutter umarmen zu können. Ich beschwöre meine gütige Mutter, mir diesen Trost nicht zu versagen. Mein Bruder Friedrich kann meinen Schmerz bezeugen. Er hat es übernommen, für mich zu sprechen.

Meiner theuren Mutter
ergebener und unterwürfiger Sohn
Gustav.

N. S. Ich habe niemals daran gedacht, mich den testamentarischen Verfügungen meiner geliebten Mutter widersetzen zu wollen, überzeugt, daß sich nichts darin finden wird, was nicht mit ihrer Weisheit und dem guten Herzen meiner Mutter übereinstimmen möchte *).“

Die Königin Mutter hatte so eben mit matten Augen den Schluß des Billets gelesen, als der Wagen des Königs vor den Thoren des Palastes hielt. Er ward gemeldet und sie antwortete, sie werde mit Ver-

*) Der Inhalt des Billets ist historisch. Siehe historisches Gemälde aus den ersten Lebensjahren Gustav's IV. Seite 101 und 102.

gnügen ihren königlichen Sohn und den kleinen Kronprinzen empfangen.

Louise Ulrike lag in ihrem Schlafzimmer zu Bett. Die grünen Gardinen und seidenen Vorhänge des Bettes ließen nur ein dämmerndes Licht ein. Sophie Albertine saß dicht neben ihrer Mutter und beobachtete jede ihrer Bewegungen. Die kleine Charlotte — ungefähr zehn bis elf Jahr alt und reizend und einnehmend wie ein Engel — stand vor dem Bette und betrachtete ein Bild der Königin Mutter, das, in Gold und großen ächten Perlen gefaßt, sie so eben zum Geschenk erhalten hatte, so wie auch eine goldene Kette, eine Uhr mit echten Perlen besetzt, und ein Halsband von kostbaren orientalischen Perlen mit einem großen Schloß von Rubinen. — Der Herzog von Oestergothland saß still und traurig in einem Sopha, dem Bette gegenüber, zu dessen Füßen die Oberhofmeisterin stand, einige Tropfen in einen goldenen Löffel träufelnd. An dem offenen Schreibtisch der Königin saß ihr Leibarzt und schrieb ein Recept. Die Königin hielt das Billet ihres Sohnes in der Hand, als er mit dem vierjährigen kleinen Kronprinzen eintrat.

Louise Ulrike breitete ihre matten Arme aus und der König stürzte an ihre Brust; die Thränen der Prinzessin und des Herzogs flossen unaufhaltsam; die Oberhofmeisterin zitterte vor Gemüthsbewegung so heftig, daß ihr fast der goldene Löffel entfiel; der Arzt ließ sein halb geschriebenes Recept liegen und trat zur Kranken, auf die er forschende und ängstliche Blicke heftete; Charlotte betrachtete die Prinzessin und die Königin, und

Thränen kindlicher Zärtlichkeit flossen aus ihren schönen Augen. Der Kronprinz Gustav Adolph stand mitten im Zimmer, blickte ängstlich und unruhig umher und weinte getreulich mit, da er alle weinen sah und nichts als Schluchzen hörte.

Kein Wort störte die erschütternde Scene.

Der König faßte sich zuerst. Nachdem er die Hände und Lippen der Königin geküßt, richtete er sich auf, indem er sagte:

„Ich habe eine huldreiche Mutter wiedergefunden! möge ihre Güte sich auch auf mein Kind erstrecken!"

Gustav führte den Kronprinzen an das Bett der Königin Mutter.

Sie befahl, man solle die Vorhänge zurückziehen, die Gardinen öffnen und so viel Tageslicht als möglich in das dämmernde Gemach lassen. Das Wort der Herrscherin überstimmte das Verbot des Arztes.

Louise Ulrike streckte ihre fieberheiße Hand nach dem Kinde aus, das, den Blick des Vaters verstehend, der Großmutter die Hand küßte.

Jetzt faßte sie mit der einen Hand den Knaben unter das Kinn, legte ihm die andere auf den Scheitel, bog seinen Kopf zurück und fixirte ihn mit scharfen Blicken. Die von Natur durchdringenden, großen Augen schienen sich durch die Anstrengung noch mehr zu schärfen, und es sah aus, als wollte sie, wie durch ein Mikroskop, jede Fiber in dem Antlitz des königlichen Knaben untersuchen.

Von Neuem entstand ein allgemeines, tiefes Schweigen. Die Blicke Aller waren fast eben so forschend auf

Louise Ulrike, als die ihrigen auf das Kind gerichtet. Schwedens und des Knaben Zukunft hing von dem Worte ab, das sie sagen würde.

„Die Mutter.... Zug für Zug!.... nichts Anderes.... Carl hat mich wieder hinters Licht geführt," sagte die Königin, indem sie die Wangen des Kleinen klopfte; darauf wendete sie sich zur Prinzessin: „Sophie, reich' mir meine Juwelen her."

Der König hatte nicht geathmet, um kein Wort seiner Mutter zu verlieren; jetzt strahlten seine Augen vor Freude. Er bekämpfte sich jedoch, da jede leidenschaftliche Aeußerung an dem Krankenbette der Mutter unpassend sein mußte, und fragte nur mit einer Zärtlichkeit, die ihm aufrichtig aus dem Herzen kam, „ob es jetzt nicht besser sei, die Gardinen wieder herabzulassen, da der Arzt das helle Licht nicht für dienlich halte."

Die Lippen der Kranken hatten kaum das „Ja" ausgesprochen, als der Herzog von Oestergothland sogleich nach dieser ärztlichen Vorschrift handelte.

Auf einen Wink der Großmutter setzte sich der Kronprinz auf den Rand ihres Bettes. Mit wirklicher Zärtlichkeit liebkoste sie jetzt den Kleinen, streichelte und küßte seine Wangen, spielte mit seinen Locken, faßte ihn ans Kinn, strich über seine Stirn, und schien sich innig daran zu ergötzen. Hierauf nahm sie von ihren Juwelen einige kostbaren Schmucksachen: ein Bild Adolph Friedrich's, das sie selbst getragen, in Diamanten gefaßt, die eine königliche Krone bildeten; einen kostbaren Ring von Brillanten, den sie viel zu tragen pflegte, da ihn ein Bild ihres Bruders, Friedrich's des Großen

von Preußen, schmückte; dann eine goldene Dose mit ihrem eigenen Bilde, reich mit Diamanten besetzt. „Halte die Sachen in Ehren, mein Kind, und bewahre sie zum Andenken an Deine Großmutter, die Du jetzt zum ersten und wahrscheinlich zum letzten Mal siehst," — sprach die Königin, indem sie den kostbaren Schmuck in die kleinen Hände des Kindes legte; „bleibe Deines Ursprunges und der Helden würdig, die zu Deinem Stamme gehören."

„Für meinen Sohn," sprach der König, mit einem verstohlenen Blick auf die Prinzessin und den Herzog, ist die Zärtlichkeit meiner theuern Mutter kostbarer als alle Gaben der Welt, nnd Gustav Adolph ist nicht der Einzige, der auf ein Zeichen des Andenkens meiner Mutter Anspruch zu machen hat."

„Kannst Du Deine Geschwister eines eigennützigen Neides für fähig halten?" fiel der Herzog lebhaft ein. „Wir fühlen im Gegentheil die ganze Wichtigkeit des Augenblicks, und theilen sowohl der Mutter als Deine Gefühle."

Mit einem sanften Lächeln und einem leichten Nicken des Kopfes stimmte die Prinzessin des Herzogs Ansicht bei.

Der König richtete jetzt seinen Blick auf Charlotte, die neben der Prinzessin stand, ging zu dem holden Mädchen, schloß sie in seine Arme und küßte sie.

„Diese Güte ist besser als Juwelen," flüsterte die Prinzessin überrascht, erfreut und gerührt. — „Du hast mir einen Theil des verschenkten Schmuckes brüderlich und reichlich wieder erstattet."

Der Herzog faßte und drückte mit Innigkeit des Königs Hand. Die Königin Mutter beobachtete mit ermattetem, aber aufmerksamem Blicke alles, was um sie her vorging, und tiefe Befriedigung malte sich in ihren Zügen.

Die heftige Gemüthsbewegung und die Anstrengung des Sprechens hatten indeß die Kranke bedeutend angegriffen. Der Arzt bemerkte, daß sie der Einsamkeit und Ruhe dringend bedürfe. Alle gingen daher in die äußeren Gemächer, nur die Prinzessin blieb bei ihrer Mutter.

Die Königin Mutter verfiel in einen tiefen, stärkenden Schlaf, der mehrere Stunden dauerte. Als sie gegen Mittag wieder erwachte, verlangte sie von Neuem nach ihren Kindern, und der Arzt fügte sich ihren Wünschen, da er ihren Zustand jetzt viel weniger bedenklich fand. Er machte es nur zur Bedingung, daß sie selbst so wenig als möglich sprechen, und die Anwesenden sich so still als möglich halten möchten. Wenig Worte waren es daher nur, die sie mit ihren Kindern wechselte. Ihre Aufmerksamkeit war fast ausschließend auf den Kronprinzen gerichtet, dessen natürliche Schweigsamkeit und Verschlossenheit, durch die Erziehung noch vermehrt, die ihn schon im zartesten Alter in den seelen- und freudlosen Zwang der Etikette einschnürte, ganz für die Sitte eines Krankenzimmers geeignet machten. Die Königin fand zuletzt selbst das stumme Wesen des Kindes unnatürlich und forderte Charlotte auf, mit ihm zu sprechen und zu spielen. Es glückte ihr, obgleich nicht ohne Mühe. Der Knabe ward nach und nach so mun-

ter und lärmend, daß es zur Belustigung aller Anwesenden und besonders der Kranken gereichte. Charlotte gewann solche Gnade vor des Königs Augen, daß er sie mit dem goldenen Etui, welches er immer bei sich zu tragen pflegte, beschenkte. Man hätte glauben sollen, die Gabe hätte die Mutter und Geschwister in gleichem Maße beglückt, so erfreut schienen sie über die Gnade des Königs gegen das kleine Mädchen.

Abends, als der König genöthigt war, nach Drottningholm zurückzukehren, um am folgenden Morgen mit Schröderheim, Lilljencrantz und Scheffer zu arbeiten und hierauf Senat zu halten, begehrte die Königin Mutter den kleinen Gustav Adolph einige Tage bei sich zu behalten. Der König fügte sich gern ihren Wünschen. Er reiste ab. Der Kronprinz blieb mit seinem Gouverneur zurück. Der König versprach seiner Mutter, sobald die Geschäfte des Staates es erlauben würden, zu ihr zurück zu kehren. Mit dem Prinzen Friedrich machte er im Vertrauen ab, daß, so wie der Zustand der Mutter sich verschlimmere, er ihm einen Eilboten senden solle.

Nach drei Tagen, um sechs Uhr des Abends, kam der Gouverneur mit seinem hohen Zögling wieder nach Drottningholm. Der König, welcher am folgenden Tag nach Svartsjö zu gehen beabsichtigte, ließ sich vom Grafen Sparre die geringsten Kleinigkeiten genau erzählen, die dem Kronprinzen während seines Aufenthaltes bei der Großmutter begegnet. Gustav's Herz klopfte freudig, als er vernahm, wie zärtlich seine Mutter zu dem Kinde gewesen, das sich ganz wohl in ihrer

Gesellschaft befunden. Der König beschloß, den ersten glücklichen Augenblick während der Genesung der Königin Mutter zu benutzen, um eine Versöhnung zwischen beiden Königinnen herbeizuführen. L'homme propose et Dieu dispose! Des Todesengels ausgebreitete Schwingen verwehen alle menschliche Berechnung.

Der Herzog von Södermanland befand sich jetzt auf einer Reise durch Finnland, und seine Gemahlin wohnte indeß bei dem Königspaare in Drottningholm. Alle drei brachten den Nachmittag in China zu, wohin auch Graf Sparre Befehl hatte, den Kronprinzen zu führen.

Gustav war besonders gut gelaunt; der Anblick von China hatte ihn, gegen seine Gewohnheit, in eine milde Stimme versetzt. Die Bilder der Kindheit schwebten ihm überall aus dem Panorama der Erinnerung hervor. Es war, als besuchte Louise Ulrikens Geist noch ein Mal diese ihr so theuren Räume — — um ihnen auf ewig Lebewohl zu sagen.

„Grade da, wo Du sitzest, Sophie," sagte er zu seiner Gemahlin, „saß früher einmal meine Mutter, und mein hochseliger Vater an ihrer Seite. Ihre kleine Rose, das reizendste Hündchen, das ich je gesehen, lag zu ihren Füßen. Dort in der Ecke des Zimmers kletterte eine Meerkatze auf den vergoldeten Stangen umher, die nun leer stehen.... Leer! das verletzt das Auge. Wir müssen uns ein neues Thier anschaffen, oder die Stangen, die so unnütz dastehen, fortnehmen lassen..... Den vergoldeten Bauer im Fenster bewohnte damals, wie jetzt, ein Papagei; dieser aber ist grün und Bijou war schnee-

weis; dieser plaudert nur Prosa; jener aber hatte von Dalin Verse zum Geburtstag meiner Mutter gelernt. An Deinem Platz, Charlotte, saß Fräulein Knesebeck, und erzählte Deinem Gemahl, der schon damals dem Schauerlichen und Geheimnißvollen ergeben war, Gespenstergeschichten. Ich stand hier auf demselben Platz und spielte mit Badin, der damals der ärgste Ausbund war. Meine Mutter verzog ihn vorsätzlich; später, als sie es bereute, mußte der Schalk dafür bezahlen. Meine beiden jüngsten Geschwister spielten mit einander auf dem Sopha; Sophiens Kinderstuhl stand daneben. Sie und Friedrich waren von frühster Kindheit an unzertrennlich. Ich möchte meiner Mutter vorwerfen, daß sie allzu schwach gegen sie war; dafür haben sie sich aber auch ihren Schwächen unverbrüchlich gefügt, und auch jetzt, während ihrer Krankheit, verlassen sie sie keinen Augenblick...... Nun! sie haben keine Regierungssorgen, die ihre Zeit in Anspruch nehmen; die Liebe der Mutter ist ihnen alles; sie haben keinen Begriff von den Pflichten und Anstrengungen, die man üben muß, um die Liebe des Volkes zu gewinnen.... Jenen Abend waren wir alle so froh in China: es ist die Schöpfung meiner Mutter; ich betrachte es deshalb wie ein Testament, das ich zu ehren und zu pflegen habe. Damals aber lebten wir in einer Zeit der abscheulichsten Parteiungen. — Du kannst Dir den Gräuel der Vielherrschaft nicht denken, Charlotte, denn vor Deiner Ankunft in Schweden hatte ich diese Hydra schon zertreten; Sophie aber muß sich noch des zügellosen Unwesens erinnern, das [illegible] [illegible]thabende Stände nannte.... Machtha-

bende!.... Ha!.... gegen welche meine Eltern während der ganzen Regierung meines hochseligen Vaters zu kämpfen hatten. Ich erinnere mich noch so genau, als wäre es gestern geschehen, wie unsere Freude hier in China einst durch die Ankunft der Deputirten dieser Stände gestört ward, wie sie gemeldet wurden, wie meine Mutter sie lange warten ließ, und wie schmerzvoll empört sie war, als sie, endlich vorgelassen, erklärten: sie seinen beauftragt, ein Inventarium ihrer Juwelen aufzunehmen, die, wie sie behaupteten, zur Krone gehörten.... Dies war eine Beschimpfung, die meine Mutter bis ins Innerste traf.... Ich habe sie gerächt.... Ihr könnt Euch kaum vorstellen, mit welcher Liebe meine Mutter an China hing. Kein Schatten war ihr angenehmer, als der, den sie in diesen Kastanien-Alleen genoß; keine Musik lieblicher, als die der Volièren im Park. Stunden lang konnte sie hier umherwandeln und auf das Spiel der Glasglocken an den Thürmchen hören, welche der Wind in Bewegung setzt. Und so sind auch mir alle diese Plätze mit ihren Erinnerungen theuer; sie müssen allen kommenden Geschlechtern ehrwürdig sein. Die weißen Tapeten in diesem Kabinet, mit ihren Gold- und Silberstickereien, sind von meiner Frau Mutter selbst gearbeitet, und jenen Kaminschirm dort stickte meine Schwester Sophie. Die Leuchter im grünen und im gelben Kabinet verfertigte mein hochseliger Herr Vater; auch das kunstreich gearbeitete Cocosnußkästchen mit Schloß und Charniere ist von ihm, und den Kaminschirm im andern Kabinet stickte meine Schwester auf Haartuch. In dem einen Pavillon standen die beiden Drehbänke meines

hochseligen Vaters, und in der Bibliothek laß ich den Nähtisch in chinesischer Arbeit mit eingelegten Steinen aufbewahren, den meine Mutter hier zu benutzen pflegte *).... Ich bin überzeugt, ihre letzten irdischen Gedanken werden noch China besuchen und es ahnet mir......"

Der Eintritt eines Kammerherrn unterbrach hier den König, und sein Anliegen mußte wichtig sein, da er es wagte, den König in seiner Erzählung zu stören. Er überbrachte einen Brief des Herzogs von Oestergothland, des Inhalts, daß die Königin Mutter von Neuem einen heftigen Krankheitsanfall gehabt, den der Arzt für ganz hoffnungslos erklärt, und daß jeden Augenblick das Aeußerste zu befürchten stehe.

Der König erbleichte. Mit erstickter Stimme befahl er augenblicklich den Wagen, und gab den Damen den Brief des Herzogs.

Beide, sowohl die Königin als die Herzogin, wollten dem Könige nach Svartsjö folgen.

„Charlotte.... o ja, natürlich, sehr gern! dagegen ist gar nichts einzuwenden; im Gegentheil, es ist ganz schicklich, — aber Sophie! — nein, das geht durchaus nicht an," rief der König; „bedenke Deinen Zustand **). Die eilige Fahrt, die Gemüthsbewegung,

---

*) Historisch. Siehe Beschreibung von Drottningholm.

**) Carl Gustav, Herzog von Småland, ward zu Drottningholm den 25. August 1782 um vier Uhr des Morgens geboren, was der König selbst in einem Briefe an den Reichsrath Scheffer noch selbigen Tages, wie folgt, er-

vielleicht eine erschütternde Versöhnungsscene, jedenfalls ein Abschied für ewig und der Anblick des Todeskampfes.... Nein, Sophie, das möchte Dir höchst schädlich sein, Dir und Deinem Kinde! Vielleicht hätte es auch gar keinen Zweck, wenn sie etwa schon die Besinnung verloren.... Ihre frühere unglückliche Widerspenstigkeit folgt ihr am Ende auch noch ins Grab.... Nein, das darf nicht geschehen! Deine Abwesenheit ist überdies ganz motivirt uud bedarf keiner Entschuldigung; so nahe Deiner Entbindung, hast Du das gültigste Recht, zurück zu bleiben."

Bald darauf saß der König mit der Herzogin im Wagen. Die Pferde flogen nach Svartsjö.

Die Königin Mutter, obgleich vom Arzt aufgegeben, hatte sich doch weit genug erholt, um einige Worte mit ihren Kindern sprechen zu können. Da der Arzt dem Könige erklärte, sie könne wohl noch 24 Stunden leben, reiste Gustav mit dem Vorsatz zurück, am andern Morgen wieder zu kommen. Die Herzogin blieb in Svartsjö. Die zärtliche Sorge, die sie den letzten Stunden ihrer

---

zählt: „es ging so glücklich, daß, nachdem meine Frau um drei Uhr sich unwohl fühlte, sie sogleich ohne Hülfe entbunden ward. Der Knabe ist groß und stark und gleicht völlig meinem ältesten Sohne, als dieser zur Welt kam. Alle Personen, die nöthig waren, sind dabei zugegen gewesen, außer Ihrem Bruder, der gerade im Augenblick erschien, als alles bereits vorbei war. Ich habe eine um so größere Freude, da sie durch nichts gestört wird." —

Siehe König Gustav's III. Schriften. Vierter Theil.

Schwiegermutter widmete, — diesem Gegenstande der höchsten Liebe und Verehrung für Prinz Friedrich und die Prinzessin — steigerten noch die zärtlichen Gefühle des Herzogs für seine schöne Schwägerin. Freundschaft und Vertrauen erhielt sich bis zu ihren letzten Tagen, selbst nachdem das zärtliche Verhältniß zwischen dem Herzog von Oestergothland und der Herzogin von Södermanland aufgehört.

Drei und zwanzigstes Kapitel.

„Spanne sogleich drei Pferde vor die Courierchaise" — sagte der König zum Vorreiter, als er zu Drottningholm aus dem Wagen stieg, und zum Jäger, der die Tritte herabschlug: „sage Badin, er solle sogleich in mein Kabinet kommen."

Wenige Minuten darauf stand der Mohr vor dem König.

„Deine Wohlthäterin liegt auf dem Sterbebette. Sie soll den Ausdruck Deiner Dankbarkeit nicht entbehren; Deine Abwesenheit wäre sogar unverzeihlich. Du hast Dein Zutrittsrecht, und darfst unbehindert bei meiner Mutter eintreten. Gieb genau auf alles acht, was um die sterbende Königin und überhaupt in Svartjö geschieht. Später stattest Du mir den genauesten Bericht — aber nur unter vier Augen — darüber ab. Den geringsten Umstand sowohl, als den wichtigsten. — Hast Du mich verstanden?"

„Vollkommen, Majestät."

„So geh! Wirf Dich in die Courierchaise; laß die Pferde fliegen; eile! Schärfe Deinen Blick, spitze Deine Ohren; aber verschlossen wie das Grab gegen jeden Andern als gegen mich."

Der König klingelte und fragte den eintretenden Kammerherrn:

„Ist die Königin noch zu sprechen?“

„Ihre Majestät befanden sich etwas matt und angegriffen. Assessor Schulzenheim verschrieb deshalb ein beruhigendes Pulver und empfahl zeitig zur Ruhe zu gehen. Ihre Majestät zogen sich daher in ihr Schlafzimmer zurück.“

„Gut. — Sie können gehen.“

Und nun setzte Gustav sich nieder nnd schrieb einige Scenen seines unsterblichen Dramas „Gustav Wasa,“ welches Kellgren später in Verse brachte.

Nachdem die poetische Eingebung trotz des mit Selterwasser gemischten und ungemischten Champagners vorüber war, und dem Könige die Augen müde wurden, ging er zu Bett.

Es war die Nacht zum 16. Juli 1782....

Louise Ulrike war nicht mehr. —

Um ein viertel auf vier am Morgen erloschen auf ewig die Augen, in welchen die Blitze des Genies geleuchtet, — beruhigte sich auf ewig die Brust, in welcher die Herrschsucht so leidenschaftlich gestürmt hatte. Man weckte den König mit dem Bericht, daß in Schweden keine ältere Majestät mehr athme als die seinige. Ein tiefer Seufzer und der Befehl, die Hinterlassenschaft der Dahingeschiedenen zu versiegeln, war die Antwort. Hierauf schickte er eine zärtliche Einladung an seine Geschwister in Svartsjö, nach Drottningholm zu kommen; seiner Schwester reiste er sogar selbst entgegen; doch keine Aufmerksamkeit, keine Tröstung konnte ihren Schmerz

mildern. Sie schloß sich ein, und wollte niemand um sich haben, als die Kammerfrau Forssberg, welcher nach Olivia's Tod die Obhut für die kleine Charlotte übertragen war. Erst spät am Abend sah sie der König und die Herzogin, jedem Andern blieb der Zutritt versagt. Sie war nicht nur tief betrübt, sondern sie fühlte sich auch krank, und es zeigten sich dieselben Symptome, die der Reise nach Deutschland vorangingen, als die Königin Mutter, gleich nach Friedrich Adolph's Tode, ihren Bruder besuchte.

Es war bereits Nacht, als der Mohr im Kabinet des Königs erschien.

Er berichtete: „Die hochselige Königin sei zuerst mehrere Stunden in einem betäubten Zustande gewesen, hierauf habe sich große Unruhe eingestellt, die zur Folge gehabt, daß ein Geschwür in der Brust aufgegangen, was ein heftiges Auswerfen von Eiter und Blut verursacht; darauf sei große Mattigkeit eingetreten. Nach so neuen und heftigen Leiden habe sie gebetet und von den Anwesenden begehrt, auch sie möchten Gott für sie bitten, was sowohl sie als die Andern bis zu ihrem letzten Athemzug gethan. Die Prinzessin habe die Mutter noch immer in ihren Armen gehalten, als diese bereits längst verschieden war, ohne zu wissen, daß alles vorüber sei. Louise Ulrike habe das Nachtmahl nicht genommen, dem Oberhofprediger Wingård aber versichert, ihr Gewissen sei nach der Versöhnung mit ihrem ältesten Sohne vollkommen ruhig."

„Es kam ihr also wirklich vom Herzen!" fiel der König lebhaft und freudig ein.

„Ja, Majestät. Die Hofleute versichern, daß sowohl die Versöhnung mit Majestät, als die Freude über den Kronprinzen von Seiten der Königin Mutter aufrichtig gewesen. Sie hat in den letzten Tagen oft von „ihrem Gustav" und „ihrem kleinen Gustav Adolph" gesprochen, und zwar mit größter Zärtlichkeit."

„O meine theure, meine schmerzlich entbehrte Mutter! — ich danke und segne Deinen Staub!" — rief der König in Thränen ausbrechend. Als er sich etwas beruhigt, fuhr er fort: „was bemerktest Du weiter?"

„Man sprach hin und her von dem Testament der Königin Mutter. Die Hoheiten wollen, daß Majestät alle Schulden, oder wenigstens drei Viertel derselben bezahlen sollen, ohne Rücksicht auf die Verfügungen des Testamentes."

„Was soll das heißen, meine theuren Geschwister? das wollen wir doch, foi de gentilhomme, noch besprechen. — Nun, und nichts weiter?"

„Nichts weiter, als daß die Mitglieder des Hofes Ihrer höchstseligen Majestät von Grund der Seele zufrieden sind, daß der Herr sie in seine ewige Wohnung gerufen, denn nun werden sie endlich aus Svartsjö, das sie wie einen Arrest betrachten, erlöst, und können ihren Lebensunterhalt in angenehmer und ungestörter Ruhe genießen*)."

---

*) Die hier geschilderten Vorkommenheiten bei dem Tode Louise Ulrike's, ihre Versöhnung mit dem Könige, so wie ihr Wohlwollen für den Kronprinzen Gustav Adolph, sind

„Ueberall derselbe Eigennutz! Man kriecht zu unsern Füßen, so lange man gesehen zu sein glaubt; kaum wenden wir aber den Rücken, so hebt man die Nase in die Luft. — Hast Du mir nun Alles gesagt?"

„Ja, Majestät."

„Lebe wohl!"

Neun Tage nach ihrem Tode, ward die Leiche der Königin mit großem Trauergepränge von Svartsjö

---

historisch und zwar theils den schriftlichen Aufzeichnungen des Reichskanzlers Sparre, theils den mündlichen Mittheilungen entlehnt, welche dem Verfasser durch die Gräfin Stenbock geworden, deren Mutter als Kind in der Erziehungsanstalt der Madame Forssberg gewesen, aus welcher die kleine Charlotte wöchentlich zweimal an den Hof geholt ward. Als die „Schilderungen" herauskamen, ließ die Gräfin durch eine dritte Person dem Verfasser zu verstehen geben, daß seine Aufwartung nicht ungern entgegen genommen werden dürfte. Der Verfasser folgte dem Wink; und die Gräfin, welche als Kind selbst bei der Versöhnungsscene zu Svartsjö zugegen war, erzählte unter Anderem den Verlauf derselben, so wie sie oben angeführt worden, mit Ausnahme dessen, was die kleine Charlotte angeht, die der Verfasser nur etwas romantischer dargestellt hat. Hinsichtlich der Versöhnung beider Majestäten und der Hinneigung der Großmutter zu dem kleinen Kronprinzen, siehe auch die „Historischen Bilder aus Gustav's IV. ersten Lebensjahren, Seite 307."

nach dem Schlosse von Stockholm gebracht. Der düstre Zug schloß alle Menschenalter in sein finsteres Geleit: vom Reichsrath Rudenschöld, jetzt 82 Jahr alt, der in der Eigenschaft eines schwedischen Gesandten am preußischen Hofe die Heirathsunterhandlungen zwischen Adolph Friedrich und Louise Ulrike betrieben, und, trotz eines Jahrzehends älter als dieser Monarch, und zwanzig Jahre älter als seine Gemahlin, doch beide vor sich ins Grab steigen sah, — bis zu dem vierjährigen Kronprinzen, der, zunächst nach dem König, mit stattlichen Schritten und anständiger Haltung im Trauerzuge einherging. Sein Gouverneur, des Reichsrath Sparre, ging neben ihm, um zu verhüten, daß das Kind nicht auf dem Pflaster strauchele, welches indeß mit schwarzem Tuch bedeckt war. Im Westen flammte der Himmel in Gold und Purpur: Gold und Purpur umschloß die entseelte Majestät. Sonst, wohin das Auge blickte, war Alles in tiefes, düsteres Schwarz gehüllt.

Einige Tage darauf kam der Herzog von Södermanland zurück.

Am 31. Juli 1782 fand die Beisetzung mit höchster Feierlichkeit statt. Die größte Königin — (obgleich nicht die glücklichste, weder für sich noch für andere) — die jemals Schwedens Thron eingenommen, ward von ihren drei Söhnen, ihrem Enkel und ihrer jüngeren Schwiegertochter zu Grabe geleitet. Die älteste war durch die gesegneten Umstände, in denen sie sich befand, verhindert, an der Trauerceremonie Theil zu nehmen, und von der Prinzessin hieß es in den Inländischen Zeitungen No. 58. den 29. Juli 1782: „Ihrer Königlichen Hoheit sei

es von Ihrer höchstseligen Frau Mutter verboten worden, diesem traurigen Akt beizuwohnen;" — eine offizielle Erklärung, welche die Vermuthungen und Zuflüsterungen, die über die Art der Krämpfe, an denen die Prinzessin leiden sollte, im Umlauf waren, noch bedeutend vermehrte. Mit düsterer Pracht war die Ritterholmskirche bei dieser Gelegenheit ausgestattet. Besonders waren die Sinnbilder und Inschriften ausgezeichnet sinnreich und bezeichnend, die auf Louise Ulrike's Geburt, auf ihre Eigenschaften, so wie auf ihr Schicksal und die Eingebungen ihres Genies hindeuteten. Nils von Rosenstein war der Verfasser dieser Inschriften*).

Louise Ulrike war mehr bewundert als geliebt worden. Sie wußte zu sehr, wie überlegen sie war, sie ließ Andere zu sehr das Gewicht ihrer Vorzüge empfinden. Alles erblickte in ihr nur die Herrscherin. Nur ihre beiden jüngsten Kinder erfuhren, daß sie auch ein Herz besaß. Und so war denn auch bei der Begräbnißceremonie kein Auge so naß, als das des Prinzen Friedrich, obgleich jedes Gesicht einen tiefen Ernst zeigte.

Als aber der Erzbischof Mennander den goldgestickten, sammetbekleideten Sarg mit Staub bestreute, und kein anderer Laut in dem Gotteshause sich hören ließ, als der mahnende verhängnißvolle Ruf des Priesters an die entseelte Majestät: „Und zu Staub sollst du wieder werden!" da vernahm man in einem entlegenen

*) Historisch.

Theil der Kirche, nach welchem sich unwillkürlich alle Blicke richteten, ein lautes, konvulsivisches Schluchzen. Man sah dort bei dem Scheine der Kerzen ein schwarzes, mit einem weißen Taschentuche halb verhülltes Negergesicht.

Der Mohr beweinte seine Wohlthäterin. — — —

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Im Jahre 1782 wechselten in Schweden Freudenfeste und Trauer beständig mit einander ab, kaum waren die Trauerklänge um die Bahre der verwittweten Königin verhallt, als die Freudenschüsse um die Wiege des Herzogs von Småland erdröhnten. Einige Wochen später — und eine neue Feier war da, eine Feier, die noch heut für die schwedische Hauptstadt von Bedeutung ist: das Opernhaus wurde eingeweiht. Es geschah dies am 30. September durch die erste Aufführung der Oper „Cora und Alonzo,“ Worte von Adlerbeth, Musik von Naumann.

Zwar hatte man bereits seit 1734 schwedische Lustspiele in Stockholm aufgeführt, doch eröffnete sich eigentlich jetzt erst ein weites Feld für große dramatische Talente. Von nun an war wöchentlich zweimal Oper in dem neuen Opernhause, und zweimal wurden auf dem Theater im Ballhause französische Lustspiele aufgeführt.

Es war des Königs anfänglicher Plan gewesen, das Opernhaus durch die Aufführung des Trauerspieles „Aeneas in Carthago,“ (nach Gustav's Entwurf von Kellgren ausgearbeitet, mit Musik von Kraus) ein-

zuweihen; aber die erste Schauspielerin und Sängerin, Madame Müller, entfloh zugleich mit ihrem Manne, und ihr war die Hauptrolle im Stücke zugetheilt gewesen, so daß man den ersten Plan also aufgeben mußte.

Schweden ist die Wiege von Naumann's musikalischem Rufe und der Schauplatz seiner künstlerischen Thätigkeit. Seine großen Anlagen wurden zuerst von einem Mitgliede der schwedischen Hofkapelle entdeckt und gewürdigt, das seiner Aeltern Haus bei Dresden besuchte. Sein Vater war Landmann, und der 1745 geborene Knabe damals dreizehn Jahr alt. Der schwedische Künstler nahm den kleinen Naumann mit nach Italien, wo er seine Studien unter Tartini in Padua machte. Im Jahre 1776 hatte er bereits die Oper „Amfion" componirt, die zu Gustav's Geburtstag aufgeführt wurde. Das Glück, welches diese Arbeit machte, ward die Veranlassung zu seiner Berufung nach Stockholm. Der König bewilligte ihm große Vortheile, und gab ihm zugleich den Auftrag, selbst ein Orchester zu bilden. Er entledigte sich desselben mit so vielem Geschick, daß die sieben und vierzig Mitglieder der damaligen stockholmer Kapelle alle namentlich im ersten Jahrgange des Cramerschen Magazins aufgeführt sind.

Mit diesem Orchester und unter seiner Leitung gab Naumann in dem neuen „Patriis Musis" eröffneten Tempel zum ersten Mal die Oper „Cora und Alonzo." Der Beifall war unermeßlich, und Gustav, der stets darauf bedacht war, seine Unterthanen eben so sehr zu amüsiren, wie seine eigene Person, war so entzückt von

der Wirkung, welche sie hervorbrachte, daß er Naumann nach der Vorstellung zu sich bescheiden ließ, ihn mit Lobsprüchen überhäufte und ihm eine goldene, 50 Dukaten schwere Schaumünze mit des Königs und der Königin Bildniß schenkte*).

Kraus — der edle Kraus — sah ohne Neid in einer andern Hand den Preis, den nur ein ungünstiger Zufall ihm geraubt hatte. Auch er war in Deutschland geboren — (1756, in der Gegend von Mainz), — der Baron Leyonhufvud — Landmarschall im Jahre 1772, — und der Graf Carl Fersen — Intendant der Schauspiele — gehörten zu seinen Gönnern, und in Zibet fand er eine Stütze bis an sein Lebensende. Seine erste Arbeit in Schweden war die Musik zur Oper „Proserpina" von Kellgren. Sie wurde zum ersten Mal in Ulriksdahl bei einem Feste aufgeführt, welches die Königin 1781 am Namenstage ihres hohen Gemahls gab. Kraus erzählt dies Ereigniß in einem Briefe an einen seiner Angehörigen wie folgt.

„Endlich wurde meine Oper in dem Lustschloß Ulriksdahl vor dem Könige aufgeführt, bei welcher Gelegenheit ich selbst das Orchester dirigirte. Der Hof schien sehr zufrieden damit zu sein, und die Art und Weise, wie der König mir seinen Beifall zu erkennen gab, überstieg alle meine Erwartungen. Gleich nach dem Schlusse der Oper sprach der König über eine Viertelstunde mit mir, sagte mir zuerst einige recht artige Complimente,

*) Siehe Gerber's Lexikon der Tonkünstler.

fragte nach Einem und dem Andern, und maß mich mit seiuen großen Augen von Kopf bis zu Fuß; ich aber nahm meiner alten Gewohnheit gemäß mir die Freiheit, dem großen Monarchen dreist ins Gesicht zu sehn, und das hat ihm — wie ich später gehört habe — gerade gefallen *)."

Der große Künstler — Kraus — wurde mit einem jährlichen Gehalt von 300 Dukaten zum Kapellmeister ernannt, und erhielt die Zusicherung, im folgenden Jahre auf Gustav's Kosten eine Kunstreise durch Deutschland, Frankreich und Italien machen zu dürfen.

Von den Künstlern führen wir die Aufmerksamkeit unserer Leser auf den Monarchen zurück, der ihre Geschicklichkeit in Anspruch nahm.

Das neue Opernhaus war nicht nur von Belang für das Vergnügen der Hauptstadt, sondern es übte auch seinen Einfluß auf des Königs Privatleben, von welchem wir versuchen wollen, hier einen gedrängten, aber historischen Abriß zu geben.

In Gustav's Leben war alles berechnet und eingetheilt, alles hatte seine bestimmte Ordnung und Reihenfolge, von seinem öffentlichen Speisen an, wo er sich als König zeigte, durch alle verschiedenen Zirkel hindurch bis hinab zu den vertraulichen Soupers, wo er nur mit einigen Günstlingen aß. Bei allen feierlichen Gelegenheiten und im Allgemeinen bei allen gewöhnlichen Gesellschaften, die der König oder die Königin gaben, bestand

---

*) Biographie von Kraus. Stockholm 1833.

der Hofzirkel aus den vornehmsten Familien des Landes. Zu diesen Zirkeln befähigten Rang, Geburt und Titel.

Zu den glänzenden Abendgesellschaften im Opernhause während der letzten zehn Lebensjahre Gustav's bahnte man sich hingegen den Weg durch Geistesgaben, feines Benehmen und guten Ton, verbunden mit einer vortheilhaften äußern Erscheinung. Sie sollten eine Nachahmung des Zirkels sein, den Catharina II. in der Eremitage um sich versammelte. In den Opernhaus-Gesellschaften traf man natürlich sowohl Leute von Geburt als von Rang, aber nur insofern, als sich mit ihnen eine der oben genannten Eigenschaften vereinigt fand. Hier war es, wo die ungezwungenste, die liebenswürdigste Fröhlichkeit herrschte, wo ein geistreicher Einfall den andern jagte, und sich der Umgangston ausbildete, der zum Muster der Mit- und Nachwelt wurde. Zur Abendgesellschaft im Opernhause befohlen zu sein, galt stets für eine besondere Gunst und große Auszeichnung. Man war überzeugt, daß derjenige, dem eine solche Ehre widerfuhr, irgend eine liebenswürdige Eigenschaft besaß, und eine solche Einladung machte unbedingt zu einem Mann oder einer Dame „comme il faut."

Zu Gustav's vertraulichen Abendgesellschaften im Schlosse wurden nur die Genossen seiner heimlichen Ausgelassenheiten und Ausschweifungen gezogen. Wir haben unsere Leser bereits mit einigen derselben bekannt gemacht. Er nannte sie seine „jeunes et chers roués," und sie waren eine neue Auflage von Heinrich's III. „Mignons." Keine Bedienung durfte bei dieser Gesell-

schaft zugegen sein, — die Gäste bedienten sich allein, und man verzehrte die ausgesuchtesten Leckerbissen. Jeder hatte vor seinem Couvert die Sorte Wein, die er am meisten liebte. Gustav selbst trank Champagner. Derjenige, welcher eine Albernheit sagte oder eine Anekdote ohne Pointe erzählte, wurde genöthigt, anstatt des Weines eine Flasche Wasser zu trinken. In diesem Kreise öffnete der König sein ganzes Herz ohne den geringsten Rückhalt; hier — und vielleicht nur hier — zeigte er sich ohne alle Verstellung, und er schenkte den Genossen desselben ein Vertrauen, wie es kaum die höchsten Staatsbeamten erlangen konnten. Hier kam es nicht selten vor, daß die Leibpagen, welche alle zu diesem nächtlichen Zirkel gehörten, ihren hohen Gebieter unmittelbar von Tische zu Bett führten, wo sie ihn der Ruhe übergaben, der er genoß, bis man ihm am nächsten Morgen die Chokolade — sein beständiges Frühstück — präsentirte.

Es geschah natürlich sehr häufig, daß der König im Laufe des Tages nicht dazu kam, die eingegangenen Bittschriften zu lesen; dies geschah alsdann des Abends, nachdem er sich hatte entkleiden lassen. Hierauf las er entweder selbst irgend ein französisches Buch, oder ließ es sich von einem Leibpagen vorlesen, von denen immer einer mit in des Königs Zimmer schlief. Gustav's Lager bestand aus einer harten Matratze, einem Laken, einem Pfühl als Kopfkissen und einer seidenen Steppdecke. Er schlief ruhig und fest, wenn nicht irgend etwas seine Seele in Spannung hielt. An jedem Abend befahl er dem Kammerdiener, wenn er geweckt zu sein wünschte,

und dieser hatte genug zu thun, — besonders nach den vertraulichen Abendgesellschaften, — seinen königlichen Herrn wach zu bekommen. Er rief ihn, schüttelte ihn, und zog ihn am Arm, — häufig alles vergebens, ja, einmal wußte der erste Kammerdiener Gliedberg sich keines anderen Rathes, als „Feuer, Feuer!" zu rufen, worauf der König aus dem Bette sprang, und sich ankleiden ließ. Es scheint beinahe, als hätte Gustav III. den festen Schlaf von seinem Onkel, Friedrich dem Großen, geerbt, der eben so schwer zu wecken gewesen sein soll*).

Die Literaten bildeten wieder einen besonderen Kreis, obgleich einige von ihnen — und ganz besonders Oxenstjerna — zu fast allen andern gezogen wurden. Dahin gehören außer dem Genannten auch sein Onkel, ferner Creutz, den der König von seinem Gesandschaftsposten am französischen Hofe abberufen hatte, um ihm nach Ulrich Scheffer das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten zu übertragen. Dahin gehörte Bellman, jedoch nicht als Alltagsgast, sondern nur, wenn er besonders eingeladen war, eine Ehre, die ihm indeß sehr oft widerfuhr. Lidner's schmutzige Liederlichkeit hielt den König ab, diesem großen Dichter einen häufigeren Zutritt zu gestatten. Es gehörten zum literarischen Kreise: Schröderheim, Adlerbeth und Rosenstein; — ferner Kellgren, der sich Gustav's und des Publikums Beifall durch seine Gedichte in der

*) Siehe „1720, 1772 und 1809." Zweite Auflage.

„Stockholmer Post“ gewann, die er gemeinschaftlich mit dem Gemahl der Frau Lenngren herausgab, und in welcher diese unsterbliche Dichterin auch viele ihrer schönen Gedichte der Oeffentlichkeit übergab; — so auch Leopoldt, der in seinem vierzehnten Jahre 1770 auf dem Rathhause zu Norrköping eine Rede in Versen auf den Geburtstag des Kronprinzen Gustav hielt, — der 1778 auf den Geburtstag des Kronprinzen Gustav Adolph eine Ode machte, — der nach seiner Rückkunft von Greifswald, wo er Magister und Docent — (sowie vorher Bibliothekar in Stralsund) — gewesen, seinen Ruf durch seine Erotischen Oden, sein Lied auf Sleincour und seine Kritischen Anmerkungen zum Zuge über den Belt begründete, — und der auf Oxenstjerna's und Armfelt's Anrathen von Upsala her verschrieben wurde, wohin jener ihm 30 Rthlr. Reisegeld schickte. (Die nächste Veranlassung war eigentlich der Umstand, daß Gustav sein Schauspiel „Helmfeldt“ durch Leopoldt in eine Oper umgewandelt haben wollte). Es gehörte ferner dahin: Clewberg-Edelcrantz, dessen an der Universität zu Åbo gehaltene Trauerrede auf den Tod Louise Ulrike's die Aufmerksamkeit des Publikums erregte. Es fehlte nicht viel, so hätte auch Thorild hier aufgezählt werden müssen, der in dem „Neuen Kunstrichter“ gegen die Diktatur der „Stockholmer Post“ auftrat, und sich der Achtung und Bewunderung des Publikums erfreute, obgleich er mit den „privilegirten“ Dichtern in Fehde lebte. Wenn Gustav die Freiheit etwas mehr, Thorild sie aber etwas weniger geliebt hätte, so wäre dieser auch

gewiß in den literarischen Zirkel aufgenommen worden; denn Gustav wünschte sich auch dieser Sommität zu nähern, obgleich er zuweilen aufgebracht gegen ihn war, und schon nach Jupiters Blitzstrahlen griff, um ihn zum Schweigen zu bringen. Ein Biograph erzählt, als im Monat März 1788 der König sich in Upsala aufhielt, und in schwedischer Sprache eine Disputation über irgend einen Satz aus der Staatskunst zu hören wünschte, sei Thorild unter dem Vorsitze des Professors Herngvist zum Respondenten ausersehen worden. Er wählte eine Critik Montesquieu's zum Gegenstande. Mehrere von den anwesenden Günstlingen des Königs — Armfelt, Schröderheim und Leopoldt — traten als Opponenten auf. Der Aktus war einer der interessantesten, der jemals in der Akademie vorgekommen. Gustav folgte ihm mit der größten Theilnahme, und ließ Nachmittags dem jungen Respondenten, der sich des Königs besondere Achtung erworben hatte, durch Armfelt, Mörner, Wrede und Essen beglückwünschen*).

Bevor wir den literarischen Kreis verlassen, möchte es nicht am unrechten Ort sein, die beiden berühmtesten Ansichten über die Art und Weise auszusprechen, wie man zu und von einem Könige zu reden habe, nämlich die Ansichten Leopoldt's und Kellgren's; — wir gewinnen dadurch zu gleicher Zeit eine Anschauung der Charaktere und Denkungsweise der genannten Dichter.

Leopoldt hat eine Abhandlung über die Schmei-

---

*) Schwedischer Plutarch. Stockholm 1837.

chelei geschrieben; sie zerfällt in drei Abtheilungen, welche die Schmeichelei im gewöhnlichen Leben, die Schmeichelei am Hofe und die römischen Lobgesänge behandeln. Er vertheidigt die Schmeichelei, — er ist stolz darauf, die goldenen Hoffesseln zu tragen. Hören wir ihn selbst:

„Aufrichtigkeit ist eine Tugend, — ja; aber was ist „eine Tugend am unrechten Ort? Die Natur betrügt „selbst in einem gewissen Grade unsere Sinne, — unsere „Leidenschaften thun es gleichfalls; ohne dieselben wür„den wir aber vielleicht in Unthätigkeit dahin schleichen. „Gewiß bemerken alle Menschen an ihren Mitmenschen „gewisse Lächerlichkeiten oder Fehler; wenn sie aber ge„recht sind, erblicken sie auch gewisse Tugenden und gute „Eigenschaften. Die kleine Falschheit so zu thun, als „sähe man jene nicht, — die kleine Bemühung, diese „auf eine freundliche Weise hervorzuheben, das ist die „Bedingung eines angenehmen, geselligen Verkehrs. „Wollte man ein Bild des Gottes der Schmeichelei dar„stellen, so müßte man ihn mit der einen Hand die „Schwächen des Menschen bedecken, mit der andern auf „ihre Verdienste hinweisen lassen.“

„Ohne diese Art von Schmeichelei würde kein Zu„sammenleben Bestand haben. Es würde ein ununter„brochener Kampf zwischen der Vernunft und den Thor„heiten, — ein fortwährender Tummelplatz für das Miß„vergnügen der verletzten Eitelkeit sein. Es giebt keine „Freunde, in deren Verkehr sich nicht etwas Schmeichelei „mischte, — ja sie ist ihnen sogar unentbehrlich. „Wenn man den Besuch eines wildfremden Menschen

„entgegen nimmt, so schmeichelt man ihm ja eigentlich „schon durch die Miene, die man macht, und durch den „Ton, in welchem man zu ihm spricht. Welcher Sterb„liche könnte je das Wohlwollen seiner Mitmenschen ent„behren? Mancher ereifert sich in seinen Schriften gegen „die Hofschmeichelei, und wenn er die Feder aus der „Hand legt, ist er vielleicht genöthigt, seinem Schneider „zu schmeicheln.... Die Schmeichelei in diesem Sinne „ist also weder verächtlich, noch strafbar.“

„Jegliche Art von regierender Macht, die der Schön„heit, der Verdienste, des Thrones und dergleichen, haben „einen natürlichen Anspruch auf die hergebrachten Zeichen „von Verehrung. Die Hofsprache ist — genau genom„men — nichts Anderes als der Ausdruck dieser Ver„ehrung; und dennoch hält man sie für kriechende Schmei„chelei und das Kennzeichen eines sklavisches Sinnes, ohne „zu bedenken, daß man in ihr drei der Sklaverei ganz „entgegen gesetzte Elemente trifft, nämlich Verstand, Hei„terkeit und Dreistigkeit.“

„Man sollte sich erinnern, daß Poesie und Wohlre„denheit eben so gut bildende Künste sind, wie Malerei „und Bildhauerei, und daß ihre mächtigen Beförderer, „ohne welche sie nicht bestehen könnte, die natürlichen „Gegenstände der Kunst sein müssen. Der Poet arbeitet, „wie der Maler und Bildhauer, für die Nachwelt. Er „schildert die Seele seines Beschützers, seines Wohlthä„ters, so wie jene sein Aeußeres nachbilden. Und seine „Kunst hat dieselben Gesetze wie die jener. Die wah„ren Züge zu veredeln, sie ähnlich und dabei schön zu „machen — das ist sein Meisterstück. Wodurch ver-

„möchte er sonst wohl, seiner Dankbarkeit sich zu entledigen „oder soll er etwa gar keine hegen? Man wirft der „Dichtkunst besonders die Schmeicheleien vor, die sie den „Königen zollt; darf man ihr dies aber wohl zum „Vorwurfe machen? Ist es alles Schmeichelei in dem „verwerflichen Sinne? Und verdienen die Könige nicht „etwa die Dankbarkeit der Dichter? Man sage, was man „wolle: die Veredlung der Gefühle und die lebhaftere „Erweckung der Gefühle haben Europa's gegenwärtige „Bildung hervorgebracht; Vernunft, Aufklärung, ja sogar „die Wissenschaften haben nur auf die Poesie geimpft „werden können. Aber ich mochte wohl wissen, wo — „England ausgenommen — die Dichtkunst jemals anders „Zuflucht, Ehre und Belohnung gefunden, als an den „Höfen. Ich möchte wohl wissen, wann und wo das „Publikum jemals aus eigenem Antrieb und auf seine „Kosten etwas für deren Aufmunterung gethan. Findet „Ihr irgendwo eine Einrichtung, die darauf hinzweckt, „so seid überzeugt, es ist das Werk eines Königs, und „und größtentheils eines solchen, der es zu sein ver„diente. Findet Ihr in irgend einem Staate — haupt„sächlich in einem kleinen — Jemand, der nichts als „Schriftsteller ist, und dennoch lebt, so seid überzeugt, „daß dies gewöhnlich durch den Edelmuth eines Königs „geschieht. König, Fürst, Prinz bedeuten in dieser Be„ziehung dasselbe. Dabei verwundert man sich nun, die „Werke der Dichter überall mit Königsruhm angefüllt zu „finden. Man sieht nicht ein, daß nichts natürlicher ist, „als Dank für empfangene Wohlthaten. Es ist freilich „wahr, Ruhm und Schmeichelei werden oft übertrieben

„— eben so wahr ist es auch, daß mancher von den Re=„genten, welche die schönen Wissenschaften beschützten, „der Freiheit gefährlich waren, und daß dies seine Lob=„redner nicht zum Schweigen brachte. Die Philosophie, „welche sich in neuester Zeit mit der Poesie und Wohl=„redenheit verbunden hat, war dies nicht immer, „und hat daher auch den großen Dichtern und Red=„nern nicht immer zurufen können: Erröthet über den „Mißbrauch Eurer Eigenschaften! Wenn jene aber edel „und dankbar sind, so werden sie ihren Wohlthäter stets „lieben, selbst wenn dieser auch despotisch herrschte. Hat „er nun außerdem noch große Eigenschaften und haben „jene Enthuasiasmus, so ist alles verloren, und die „Oden, Prologe und poetische Episteln nehmen kein „Ende*).“

In Kellgren's Brust hingegen ist der Freiheit ein Altar errichtet; er macht die Dichtkunst zu einer lie=benswürdigen Heuchelei, um vielleicht nicht selbst für einen Heuchler gehalten zu werden. Hören wir ihn indeß:

„Man spricht nicht laut an dem Hofe eines Despo=„ten, — dies zu thun, wäre eine Unanständigkeit, d. h. „also, das größte Verbrechen von der Welt. Daraus „folgt, daß alles, was von großer Wichtigkeit, von all=„gemeinem Interesse ist, — alles, was Menschenrechte, „was Gesetz, Freiheit und Gemeinwohl anbelangt, Ge=„genstände sind, die der Anstand zu berühren verbietet.

*) Carl Gustav von Leopoldt's gesammelte Schriften. Dritter Band.

„Man kann über diese Dinge nicht sprechen, ohne warm „zu werden, in Folge dessen man seine Stimme natürlich „erhebt. Die Lüge, die Verleumdung und die Schmei„chelei flüstern, — die Freiheit aber hat eine starke „Lunge. In Freistaaten, wo es sich um wichtige Sachen „handelt, und wo man zu großen Versammlungen auf „hohen Tribünen spricht, da ist es nothwendig, laut zu „reden. Welche unanständige Regierungsform! — — —"

„Weder Oden, noch Prologe, noch andere Opfer, „wie die Etikette sie erheischen mag, sind im Stande, ei„nen guten König zu verderben, wenn er nur etwas „Erfahrung und Verstand hat. Er weiß alsdann, daß „es sich in solchen Gedichten nicht darum handelt, was „wahr sei, sondern wie sich Wahres oder Un„wahres mit den schönsten Ausdrücken sagen „lasse. Im Allgemeinen weiß man aber auch, daß ein „Gran Ruhm in gewöhnlicher Prosa zweien in der „Wohlredenheit, vieren in kleineren Gedichten und ach„ten in Oden gleichzurechnen ist. Die Schmeichelei ist „nur dann erst ein tödtliches Gift, wenn sie sich für die „allgemeine Stimme ausgiebt; und dazu eignet sich weit „weniger diejenige Schmeichelei, welche aus den Posau„nen des Dichters ertönt, als diejenige, welche täglich „und stündlich von den Lippen der Hofleute fließt *)." —

Dasjenige Gesellschaftsleben, von dem bisher die Rede gewesen, galt nur von der Zeit des Aufenthaltes in Stockholm. Die Lustschlösser, wohin der König

*) Johann Heinrich Kellgren's gesammelte Schriften. Dritter Band.

nur eine Auswahl seiner gewöhnlichen Kreise lud, boten eine neue Abwechslung dar. Während der Hof in Drottningholm residirte, war daselbst fast immer offene Tafel. Eine Menge Personen waren stets zu Tische befohlen, die meisten ein für alle Mal; und diejenigen, welche sich uneingeladen einstellten, konnten ebenfalls auf ein Couvert im Schlosse rechnen, wenn sie nur mit irgend Jemand vom Hofe bekannt waren; denn außer des Königs eigener Tafel fanden sich noch die Hofmarschallstafel, die Cavaliertafel und mehrere andere, bis hinab zur Tafel des Hofmeisters, der jeden Tag sechs bis acht Couverts zu seiner Disposition hatte, und nicht wenig lecker aß.

In seinen vertraulichen Kreisen war Gustav durchaus völlig ungezwungen, und gestattete seiner Umgebung in Wort und That die größten Freiheiten, wenn sie nur heiter und witzig waren; sobald es sich aber um die Etikette handelte, — dann wehe dem, der sich auch nur den geringsten Verstoß dagegen erlaubte! — Der König selbst beobachtete gewissenhaft die kleinste ihrer Vorschriften. An den Tagen, wo des Abends nach damaliger Sitte von den königl. Personen öffentlich gespeist wurde, fand vorher gewöhnlich eine größere Gesellschaft statt. Die Königin spielte alsdann eine Partie Quadrille mit Beamten, die mindestens Generalsrang hatten. Diese gaben stehend Karte, und machten der Königin bei einer jeden, die sie ihr reichten, eine tiefe Verbeugung. Kam die Reihe des Kartengebens an die Königin, so that es der diensthabende Kammerherr für sie, der zu diesem Ende hinter ihrem Sessel stand, und sich auch am

Schluß des Spieles im Namen der Königin mit ihren Mitspielern berechnete. Der König spielte gewöhnlich an einem langen, mit einer grünen Decke überhangenen Tische trente et quarante. In dem Augenblick, wo der König sich erhob, schloß auch die Königin ihre Partie, wenn man auch eben dabei war, von neuem zu geben. Das Spiel dauerte ungefähr eine Stunde oder etwas länger. Wenn dann die öffentliche Tafel begann, saßen die königlichen Personen an dem langen Ende des Tisches, und ihnen gegenüber stand ein Hofjunker, der vorschnitt und vorlegte. Der Hofzirkel stand in einiger Entfernung im Halbkreise, und beobachtete ein ehrerbietiges Schweigen. Der König nickte bald dem Einen, bald dem Andern zu, und rief bald diesen, bald jenen zu sich heran. Der Gerufene blieb während der Unterhaltung gebückt hinter dem Stuhle des Königs stehn, und zog sich zurück, wenn er entlassen wurde. Die Anwesenden bekamen bei diesen Gelegenheiten keine Erfrischungen, doch stand der Zutritt einem Jeden frei. Dagegen gab der König am Sylvesterabend stets eine große Abendgesellschaft, zu der Alles, was bei Hofe vorgestellt war, befohlen wurde, und wenn es zwölf Uhr schlug, begann eine allgemeine Beglückwünschung.

Eine solche Gelegenheit benutzte Gustav zu einem großartigen Scherze mit einem seiner Günstlinge. Der König hatte nämlich erfahren, daß Armfelt ein Mädchen besuchte, deren Reize unter Hoch und Niedrig vielfältige Verehrer zählten. Dem Könige mißfiel diese Verirrung seines Lieblinges; er beschloß daher, sich an beiden zu rächen. In Bezug auf sie wandte er sich an

den Oberstatthalter Sparre, der eines schönen Tages die junge verführerische Schöne nach dem Spinnhause transportiren ließ. Armfelt aber wurde vom Könige auf folgende Weise zurecht gewiesen.

Bei einer der Sylvester-Gesellschaften — es war in dem nämlichen Jahre, in welchem Armfelt Ritter des Elephanten-Ordens wurde, — trat der Kammerdiener Wetterberg ein, und überreichte dem Oberkammerjunker Baron Armfelt einen Brief.

Dieser lautete:

„Mein gnädigster Baron!

„Die wenigen Augenblicke, welche ich dem Spinn„rade und dem Zuchtmeister abmüßigen kann, benutze ich „dazu, Sr. Excellenz, des Herrn Justiz-Kanzlers Lill„jeströhle Uebersetzung des Briefwechsels zwischen „Abelard und Héloise zu lesen; und da ich seit mei„nem Aufenthalt im hiesigen Kloster einige Aehnlichkeit „zwischen Ihrem Geschick und dem meinigen entdeckt „habe, so nehme ich mir die Freiheit, meinem Abelard „mit einigen Zeilen aufzuwarten.

„Erinnern Sie Sich noch, wie Sie in meiner Klause „Ihr Noviziat begannen? Seit dem sind unsere Loose „sehr ungleich gefallen! Ich rechne daher auf Ihren „Beistand, denn vor Ihrem mächtigen Worte werden die „Thore sich öffnen und Ihre getreue Freundin wieder „zu Freiheit und Ansehn gelangen. Grüßen Sie Se. „Excellenz, den Baron Carl Sparre; bitten Sie ihn, „daß er auf seine unterthänigste Dienerin ein gnädiges

„Auge werfen möge. Er war der Letzte, den ich vor „meiner kleinen Umquartirung gesprochen habe.

„Ich verbleibe in Leid und Freud'
„meines gnädigsten Barons
„gehorsame Dienerin
Héloise.

„P. S. Der Himmel gebe meinem Abelard ein gutes neues Jahr!"

Beim Durchlesen dieser Zeilen wechselte Armfelt die Farbe, und warf verdrießliche nnd forschende Blicke umher; da er jedoch in den Mienen der Anwesenden nur Neugierde las, und nur der König allein schalkhaft lächelte, wußte er sogleich, von wem dieser Scherz ausgegangen. Er unterdrückte seinen Verdruß, zwang sich zu einem lauten Gelächter, pries die geistreiche Erfindung und Ausführung des artigen Spaßes, und reichte den Brief seinem Nachbar, von welchem aus er bei allen gegenwärtigen Herren die Ronde machte.

Der Scherz war bitter; aber der König billigte jeglichen Scherz, wenn er in einer passenden Form auftrat, oder wenn er sich im vertraulichen Kreise mit seinen Günstlingen befand. Kaum hatte er z. B. gehört, daß Baron Nolcken, der aus Rußland zurückgekommene schwedische Gesandte, ein hitziger Spieler sei und es durchaus nicht leiden könne, daß ihm Jemand in die Karten sehe, als Gustav auf den Einfall kam, Nolckens Geduld auf die Probe zu stellen. Der König trat daher beim Spiel wie zufällig hinter Nolckens Stuhl, und befahl ihm ausdrücklich, ruhig sitzen zu blei-

ben. Das Spiel wurde daher fortgesetzt, und Gustav sah jenem nicht nur in die Karten, sondern machte sogar noch über jede von Nolcken ausgespielte Karte eine Bemerkung. Nolcken fing an, auf seinem Stuhle vor Verlegenheit hin- und herzurücken, — er wurde ungeduldig, zerstreut, — machte Fehler über Fehler, zählte nicht mehr richtig und — verlor. Er hoffte, daß der König müde werden und sich entfernen würde; doch war dieser wie an seinen Stuhl gebannt. Endlich, als Nolcken abermals einen Bock schoß, auf welchen der König lächelnd aufmerksam machte, vermochte jener seinen Unmuth nicht länger zu bemeistern, sondern stand plötzlich auf, und sagte mit der größten Heftigkeit zu Gustav: „Ew. Majestät sind — hol' mich der Teufel! — nicht dazu gemacht, hinterm Stuhle zu stehen!" Jetzt erst hatte der König sein Spiel gewonnen, drehte sich auf dem Absatz um, lachte, und entfernte sich.

Wenn auch nicht mit demselben Vergnügen, aber doch wenigstens ohne Mißfallen, nahm Gustav die Antwort des bekannten Witzboldes, Obersten Gyllengranat, auf. Dieser kam nämlich von einer Reise aus der Provinz zurück, und als er sich bei Gustav meldete, und dieser ihn fragte, ob sich nichts Bemerkenswerthes zugetragen, antwortete er dem Könige mit Bezugnahme auf das übertriebene schnelle Fahren Gustav's: „Weiter nichts als daß, da meine Pferde durchgingen, die Bauern außer Athem herbeigelaufen kamen, ihre Mützen in die Höhe warfen und aus vollem Halse riefen: „Es lebe unser gnädigster König!"

Ja, wenn Gustav sich im geschlossenen Kreise sei-

ner Günstlinge befand, behandelten sie ihn völlig wie ihres Gleichen. Spielte er mit ihnen Schach, so erlaubte er sich nicht selten kleine Listen. Während er die Aufmerksamkeit seines Mitspielers auf irgend einen andern Gegenstand zu leiten wußte, nahm er z. B. schnell eine Figur fort, oder wies ihr einen andern Platz an. Der Leibpage de Besche, (später Hofmarschall und Chef eines Regimentes), äußerte bei einer solchen Gelegenheit: „Es ist in jeder Beziehung ein Glück, daß Ew. Majestät kein Privatmann sind; denn einem solchen würde man dergleichen Hokuspokus sicher übelnehmen."

Wurde jedoch des Königs Eitelkeit verletzt, so erinnerte er sich dessen, so lange er lebte. Als er eines Tages seinen Hof mit dem französischen verglich, sagte er: „Der König von Frankreich hat doch eine weit glänzendere Umgebung als ich. Welche Namen findet man nicht unter seinen Kammerherrn! Freilich habe ich einen Baron Ehrensvärd, einen Grafen Hamilton; aber was will das sagen gegen einen Herzog von Villars, einen Herzog von Duras?"

„Nun, nun," — antwortete der Graf Hamilton, der so eben den Dienst hatte, und sich durch die Aeußerung des Königs verletzt fühlte, — „jene Herzöge sind aber auch Kammerherren beim Könige von Frankreich, und wir nur beim Könige von Schweden."

Die Kälte, welche von jetzt an zwischen dem Könige und dem Grafen herrschte, schreibt sich lediglich von dieser Antwort her.

Die tiefe Trauer der Prinzessin Sophie Albertine über den Hintritt der verwittweten Königin, und

ganz besonders die Ausdehnung, welche sie ihr gab, gefiel dem Könige keineswegs. Er that Alles, was er vermochte, um sie abzukürzen. Der Beweggrund dazu war nicht Theilnahme für seine Schwester, wenigstens nicht einzig und allein, — er fürchtete vielmehr, die Vergleichung zwischen ihrer Trauer und seiner Kälte möchte ihm in der öffentlichen Meinung schaden, — und der äußere Schein lag ihm stets mehr am Herzen als das innere Sein.

Er hatte die Prinzessin lange vergebens gebeten, an den Zerstreuungen des Hofes Theil zu nehmen; endlich verstand sie sich im Herbste dazu, einige Zeit mit ihrer Umgebung in Gripsholm zu verleben. Dies war das Signal zu einem Feste, welches Gustav's erfinderischer Geschmack und sein Wunsch, die Prinzessin dem Hofe wieder zu gewinnnen, in doppelter Beziehung glänzend und anlockend machten. Er beschloß nämlich, ihre Ankunft in Gripsholm durch ihre Einweihung zur Äbtissin von Quedlinburg zu feiern.

Dies geschah auf folgende Weise:

Der König schickte der Prinzessin zwei Herren, den Baron Schoultz und Herrn von Boltenstern, entgegen, welche die beiden Burgemeister von Quedlinburg vorstellten, und sie im Namen der Bürgerschaft willkommen hießen. Diese Burgemeister führten sie zuerst in den Saal der Herzogin, wo sie von vier Propstinnen, den Herren v. Schröderheim, Jernfeltz, Armfelt und dem General Mörner, den riesenhaftesten Gestalten am Hofe, sämmtlich in Nonnentracht, — empfangen wurde. Diese geleiteten sie hinauf

in den großen Speisesaal, wo die Einweihungs=Ceremonie durch die Gräfin Wrede vollzogen wurde. Hierauf führte man sie in die Schatzkammer, — das frühere Zimmer der Königin Catharine Jagellonica, — wo man ihr die vermeintlichen Schätze des Klosters vorzeigte. Während sie sich hier befand, erschien der König selbst an der Spitze der Abgeordneten des schwedischen Volkes — dieses in Bauerntracht — und forderte seine Fürstin zurück. Gustav schenkte ihr dabei ein herrlich gearbeitetes Ordenskreuz in Diamanten. Man überredete die Prinzessin, in Gesellschaft des Königs und der Abgeordneten des schwedischen Volkes zurück zu kehren, und führte sie in einen großen Saal, wo das ganze Volk versammelt war, und seine Freude über ihre Rückkehr an den Tag legte. Hier wurden einige Nationaltänze und Ballets in den schönsten Bauerntrachten getanzt. Dann folgte französisches Schauspiel, Abendtafel und Ball, der die ganze Nacht hindurch währte. Monvel hatte französische Verse gemacht, die auf die obwaltenden Verhältnisse paßten. Der kleine Kronprinz, der während der Einübung der Tänze bei der Herzogin Geschmack am Tanze gefunden und für seine Jahre sehr viel Haltung und Geschicklichkeit bewiesen hatte, tanzte jetzt mit der Herzogin, der Gräfin Löwenhjelm und dem Baron Wachtmeister — alle in Bauerntracht — ein pas de quatre. Dieses Fest, welches am 23sten October 1782 stattfand, schloß damit, daß der König mit einem Anstande, der alle Anwesenden entzückte, seiner Schwester einen Korb mit frischen Blumen über-

reichte, unter denen ein reich in Juwelen gefaßtes Portrait des Kronprinzen lag *).

Gustav erreichte seinen Zweck. Zum ersten Mal seit dem Tode ihrer Mutter vergaß die Prinzessin ihren Kummer — wenigstens so lange, als das Fest dauerte. Sie selbst tanzte jedoch nicht, und zwar — wie einige behaupten — wegen der noch nicht abgelaufenen Trauerzeit, oder — wie Andere sich zuflüsterten — aus Gesundheits-Rücksichten. Alle Gäste waren höchst aufgeräumt, nur der Herzog von Oestergothland sah verschlossen und zerstreut aus. Dies entging dem Könige nicht, der über seines Bruders verdrossene Miene böse ward. Er hielt sie für einen Vorwurf über das muntere Fest, nahm daher den Herzog bei Seite, und hielt ihm vor, daß er bei dieser Gelegenheit den Freudenstörer mache. „Wärst Du wirklich im Stande," fragte der König, „der armen Sophie die kleine Freude nicht zu gönnen?"

„Sophie?.... ha!..." rief der junge Herzog mit einem tiefen Seufzer.

„Was, in des Himmels Namen, fehlt Dir, Friedrich? Foi de gentilhomme! ich begreife weder Dein Benehmen, noch die Veranlassung dazu."

„Ich habe ein Mädchen gesehn, — an Gesicht und Wuchs das schönste, das jemals von Gott geschaffen worden, — und Alles, was ich von ihr weiß, ist, daß sie Sophie heißt."

„Aha — weiter nichts?" rief der König lachend,

*) Die Beschreibung des Festes und alle in diesem Kapitel vorkommenden Anekdoten sind historisch.

und drehte sich auf dem Absatz um. „Darf ich fragen, wo Du Deine schöne Unbekannte überraschtest?“

„Ueberraschen! ja, — das ist gerade das rechte Wort. Ich überraschte den Engel in der That, als sie in der Nähe von Drottningholm in der ärmlichsten Kleidung, die ihrer Schönheit jedoch nicht den geringsten Abbruch that, ein nettes Milchfäßchen trug. Ich war zu Pferde, und mußte schnell nach Svartsjö, — es war in den letzten Lebenstagen unserer seligen Mutter, — ich konnte ihr daher nur im Vorübergehn einige Worte zurufen, bevor sie in ein kleines Haus trat, wo ich später umsonst nach ihr geforscht habe. Alles, was ich von ihr während unserer flüchtigen Unterhaltung heraus bekommen hatte, war, daß sie Sophie heißt. Du hättest die holden Rosen der Schaam sehen sollen, die ihre Wangen bedeckten, als sie das unschuldige Geständniß ihres Taufnamens ablegte, denn mehr wollte sie nicht sagen.“

„Ich werde die ganze Gegend um Drottningholm absuchen lassen, und wenn sie keine Fee ist, die sich nach Gutdünken sichtbar oder unsichtbar machen kann, so sollst Du Nachricht über sie haben.“

„Unmöglich! — Ich habe selbst bereits jeden Winkel durchforscht und nichts gefunden.“

„Nun, so gieb doch Badin den Auftrag, Deine Schöne aufzusuchen. Es ist ja nicht das erste Mal, daß Du ihn zu solchen Aufträgen benutztest — Du und Carl.“

„Großen Dank, — nein! Unser Freund, der Mohr, ist jetzt Wittwer; er bekäme am Ende Lust, neue und

lieblichere Bande zu knüpfen. In dieser Sache kann ich mich nur auf mich selbst verlassen."

„Wie Dir beliebt, — wenn Du nur eine heitere Miene annimmst, und mir den Gefallen thust, die Liebesqualen wenigstens so lange zu verbannen, als mein Fest dauert."

Der König ging zur Gräfin Wrede und flüsterte ihr etwas ins Ohr, worauf beide lachten. Bald darauf trat sie den Prinzen an, un bat ihn, einen Contre-Tanz mit ihr zu tanzen. Der Prinz mischte sich in die Reihen der Tänzer, und seine gute Laune kehrte zurück.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Der Sophientag des Jahres 1783 — der Namenstag der Königin — wurde zu Ulriksdahl durch eine Theatervorstellung gefeiert. Der König selbst hatte das große Stück „Frigga" verfaßt, in welchem nur vier Personen spielen, nämlich: Oden (oder Odin), vom Baron Barnekow gegeben, — Yngve, von Peyron (im Hofzirkel der „kleine Peyron" genannt), — Frigga (oder Frigge), von Fräulein de la Gardie, — und Ejvor, Frigga's Priesterin, von der Gräfin Hamilton. Als kleines Stück wurde Hallman's „Gelegenheit macht Diebe" aufgeführt, welches aber für ein Product Armfelt's galt. Die Vorstellung wurde mit einem Prolog von Oxenstierna eröffnet, und enthielt die feinsten Schmeicheleien für die Königin. Es traten darin nur zwei Personen auf: eine Fee — die Gräfin Höpken, — und die Zeit — der Baron Armfelt. Nach dem Schauspiel trennte sich die Hofgesellschaft ohne zu Abend zu speisen, denn um 11 Uhr begann eine Maskerade im Opernhause, wohin sich Alles begab *).

*) Historisch.

Die Veranlassung zu dieser Verlegung der Scene vom Lustschlosse nach dem Maskenballe war der Mangel an tanzenden Damen. Weder die Herzogin, noch die Prinzessin tanzte, und die letztere hatte sogar ihrem Hofstatte das Tanzen verboten *), da das Tauerjahr nach dem Tode der verwittweten Königin noch nicht abgelaufen war, und man außerdem auch noch um den am 23sten März 1783 im siebenten Monate seines Lebensalters verstorbenen Herzog von Småland trauerte. Dem genußsüchtigen Gustav war es jedoch unmöglich sich auf längere Zeit aller Vergnügungen zu enthalten.

Nachdem Gustav sich ein paar Stunden auf der Maskerade verweilt hatte, gab er Armfelt den Arm, und fuhr nach Hause. Als sie unter vier Augen waren, hob der König an:

„Du hast gewiß längst die Veränderung, die sich mit meiner Laune zugetragen hat, und die tiefe Verstimmung bemerkt, die sich stets verräth, trotz dem ich mich eifrig bemühe, sie zu verbergen. Sie verzehrt mich, und meine Vernunft kämpft vergebens gegen ein Gefühl, welches mein Herz mit Schwermuth erfüllt. Dieser Zustand ist zu unbehaglich und zu schädlich, sowohl für mein Inneres, wie für mein Aeußeres, als daß ich nicht suchen sollte ihn zu mildern, oder seinen Wirkungen wenigstens vorzubeugen; — die Schwermuth, welche mich danieder drückt, kann durch nichts als durch Ruhe und Zerstreuung verbannt werden. Ich habe nicht erst nöthig, Dir

*) Historisch.

eine nähere Beschreibung meines geheimen Uebels zu machen; — Du kennst es schon; — ich habe gesehn, daß Du mit dem Interesse daran Theil genommen hast, wie ich es von Deiner Freundschaft und Ergebenheit erwarten kann*). Das hiesige Leben ist für mich unerträglich, — die Einförmigkeit bringt mich um."

„Oeffentliche Mittagstafel in Stockholm, — des Abends Schauspiel in Ulriksdahl, — Maskerade im Opernhause des Nachts, — von Vorstellungen und Senatssitzungen des Vormittags gar nicht zu reden: das nennen Ew. Majestät einförmig?"

„Sicher ist das einförmig! Dies ewige Einerlei ermüdet mich. Geschminkte Damen und frisirte Herren, mit oder ohne Maske, das ist die ganze Abwechslung!"

„Wenn Ew. Majestät der Etikette überdrüssig sind, pflegen Hochdieselben uns, die wir der Ehre des näheren Umganges Ew. Majestät genießen, eine jener fröhlichen Abendgesellschaften zu geben, wo Witz und Champagner fließen, das Herz sich beim Glase Luft macht, und Sorge und Unmuth verschwinden."

„Verbraucht! — Abgenutzt! — Nicht mehr neu und anlockend!"

„Aber geistige Genüsse sind das Element Ew. Majestät; und wenn die ersten Geister der Nation, die

---

*) Wörtlich aus einem Brief Gustav's III. an den Reichsrath Ulrich Scheffer. Der Brief ist ohne Datum, aber aus dem Jahre 1780, und steht im 4ten Theil von Gustav's Schriften.

sich um den Thron drängen, zu den Abendzirkeln herangezogen würden, so dürften Ew. Majestät sich auf jeden Fall angenehm unterhalten finden."

„Der Geist erschlafft, wenn man ihn zu lange in Spannung erhält. Ich bewundere so lange, bis ich gähne, und nicke Beifall, bis ich einnicke."

„Die berühmten, von Ew. Majestät selbst organisirten Abendgesellschaften im Opernhause, nach denen alles strebt, was sich durch Anstand, Bildung und feinen Ton auszeichnet, bieten meinem gnädigsten Könige doch gewiß ein weites Feld der Unterhaltung."

„Für einen und den andern Abend, o ja; aber bedenke, wie oft sie wiederkehren; — es ist nicht zu ertragen!"

„Und wollen Ew. Majestät die tausend verschiedenen Feste und Lustbarkeiten, bald auf diesem, bald auf jenem Lustschlosse, etwa auch einförmig nennen?"

„Satt, übersatt habe ich diese Lustbarkeiten, bei denen das Herz leer bleibt, und der Körper sich erschöpft."

„Ein Turnier würde Ew. Majestät gewiß einmal wieder Vergnügen machen. Das muntert den Geist auf und übt die Kräfte."

„Turnier und nichts als Turnier! Man hört dann Monate lang von nichts sprechen als davon. Müßt ich das noch ein Mal durchmachen, ich stürbe vor Ueberdruß. — Du bist heut Abend nicht sonderlich erfinderisch, mein lieber Gustav; Du schlägst immer schlechtere Auswege vor."

„Aufrichtig gesagt, bin ich jetzt au bout de mon

latin. Es bedarf hier des nur Ew. Majestät eigenen Scharfblicks, um den Leitstern des Vergnügens zu entdecken, der für das Auge jedes andern Sterblichen in undurchdringliches Dunkel gehüllt ist."

„Du hast Vertrauen zu meinem Erfindungsgeist," bemerkte der König lächelnd, „ich muß dafür sorgen, es nun auch zu rechtfertigen." (Er klingelt. Ein Kammerherr tritt ein.) „Sie können, Graf Hamilton, so wie die übrigen Diensthabenden, den Leibpagen ausgenommen, zu Bett gehn. Schicken Sie mir De Besche. Gute Nacht!" (Graf Hamilton entfernt sich, — gleich darauf erscheint De Besche.) „Drei Flaschen oeil de perdrix!" (De Besche geht.) „Du bist erstaunt, und frägst, was das bedeuten soll?... Eine kleine Abwechslung! Ich bin des weißen Champagners müde; wir wollen versuchen, ob der rothe uns besser mundet."

„Ew. Majestät wollen meine Urtheilskraft auf die Probe setzen; obgleich es mir aber unmöglich ist, zu entziffern, was Ew. Majestät eigentlich beabsichtigen, so kann ich doch nicht glauben, daß mit dem Vertauschen des weißen Champagners gegen den rothen alles abgethan wäre."

„Du kennst mich, Gustav! Wie freut es mich, daß wenigstens meine auserwählten Herzensfreunde mich richtig beurtheilen! Wir wenigstens verstehen einander." (De Besche kommt mit drei Flaschen zurück.) „Stelle zwei Flaschen mit Gläsern auf den kleinen Tisch vor dem Divan, und behalte die dritte für Dich. Nimm sie

mit ins Vorzimmer und trinke meine Gesundheit.“ (Der Leibpage geht.) „Jetzt laß die Pfropfen fliegen, Gustav, und schenk’ ein!“

Sie trinken.

„Du ahnst also nichts?“

„Nicht das Geringste.“

„Wir reisen.“

„Haha!“

„Wohin glaubst Du wohl?“

„Ew. Majestät wollen vielleicht zu Torneå die Mitternachtssonne sehen.“

„Noch ein Glas, — dann werden Deine Augen vielleicht klarer.“

Sie trinken.

„Oder in den Gruben von Fahlun einen Fackeltanz veranstalten lassen.“

„Du tappst in einer Finsterniß, wie sie nur in jenen Gruben herrscht.“

„Oder Birger Jarl’s Grab in Kloster Warnhem besuchen.“

„O nein!“

„Ich könnte am Ende so lange rathen, bis ich sämmtlichen Rebensaft ausgetrunken hätte, der aus der Champagnertraube gepreßt wird, ohne darauf zu kommen, was Ew. Majestät eigentlich beabsichtigen.“

„Armer Gustav! Ich sehe schon, ich muß es Dir unumwunden sagen: Wir reisen nach Paris, — nach Rom!“

„Nach Paris!... nach Rom!...“

„Dieser Plan scheint Dich zu vernichten. Hat er nicht Deinen Beifall?“

„Ich kann vor Ueberraschung, vor Verwunderung, vor Entzücken keine Worte finden.“

„Wir reisen in einigen Monaten, und bleiben über ein Jahr fort. Da ich von den Ständen kein Geld verlangen will, — denn sie brauchen das Ihrige allein, — und auch keine Lust fühle, mich deshalb an Lilljencrantz zu wenden, — dessen Verlegenheiten schon groß genug sind, — so habe ich von meinem Privateinkommen die Summen aufgebracht, welche zu dieser Reise nöthig sind, und halte sie für hinreichend, sowohl für mich als für diejenigen, welche ich mitzunehmen gedenke *). Wenn wir zurückkommen, beginnen wir unsere alten Vergnügungen wieder, die alsdann den Reiz der Neuheit wieder erhalten haben.“

„Das ist ein Plan, den nur Gustav's Geist erdenken konnte.“

„Meinen Purpur lege ich in Ystadt ab **), — er möchte ein zu schweres und zu kostspieliges Reisekleid sein, — und reise unter dem Namen eines Grafen von Haga. Mein liebes, schönes, reizendes Haga verdient diese Auszeichnung. Ich hoffe, wir werden uns

---

*) Brief des Königs (von 1780, sonst ohne Datum) an den Reichsraih Ulrik Scheffer. Gustav's III. Werke. Vierter Theil.

**) ..... „mein Purpur, den ich in Ystadt niederlegte...“ (Brief Gustav's III. an den Reichsmarschall Oxenstierna, datirt „Spaa, den 24sten Juli 1780).

amüsiren. Aber Schweden muß Theil an meiner Freude haben, sonst wäre es keine für mich. Den Ausländern, die sich einbilden, es finde sich bei uns nichts als Schnee und Eis, kahle Berge und nackte Felsen, Bären und unsaubere Lappen, denen müssen wir zeigen, wie ein schwedischer König mit seiner Umgebung aussieht. Ich werde diejenigen meiner Cavaliere aussuchen, die das feinste Benehmen haben, — die in Kunst und Wissenschaft ausgezeichnetesten Männer sollen mich begleiten, und selbst von meinen Lakaien werde ich mir die schönsten Leute mitnehmen."

„O mein großer, mein unvergleichlicher König!"

„Meine Wahl ist zwar noch nicht ganz entschieden, — Du aber, mein lieber Gustav, bist, wie es sich von selbst versteht, dabei. Essen, Taube und Cederström können sich auch sehen lassen. Adlerbeth, denk' ich, wird es in Bezug auf römische Geschichte und Alterthümer gewiß mit jedem monsignore aufnehmen. Franc ist auch nicht übel. Rosenstein, der gegenwärtig bei Creutz in Paris ist, wird Befehl erhalten, in Rom zu uns zu stoßen. Sergel, der in Rom gut bekannt ist, soll mir Gesellschaft leisten. Der junge Kraus, von dem behauptet wird, er sei ein großer Tonkünstler, mag sich mir unterwegs anschließen. Axel Fersen — dem Sohn, wohl zu verstehen — werde ich einen Wink geben, nach Deutschland vorauszugehen und mich dort zu erwarten. Er hat schon am französischen Hofe einen vortheilhaften Eindruck gemacht, und steht bei Marie Antoinette in besonderer Gunst; — sie nennt ihn

ihren „schönen Fersen *)," und das Urtheil der Königin ist natürlich das von ganz Frankreich. Schröderheim's abscheulicher Schmeerbauch, der sogar von Bellman besungen worden **), ist schuld daran, daß ich ihn diesmal nicht mitnehme; — eben so verhält es sich mit Zibet's Spindelbeinen. Es ist sehr kühn von ihm, daß er es wagt, auf diesen Stöcken einher zu gehen, und unbegreiflich von unserer liebenswürdigen Mamsell Stading, daß sie ihn erhörte. Wäre er nicht ihr Bräutigam und Unterdirektor meiner Schauspiele, so hätte sie sich bestimmt längst einen andern Seladon gesucht. Schröderheim, Zibet und die zwerghafte Figur Peyron's, diese machen zusammen ein zu komisches Trio, um sie meinem Gefolge einzuverleiben. Das hieße — foi de gentilhomme — meine Landsleute und mich selbst für schweres Geld im Auslande lächerlich machen. Elis ist übrigens hier durchaus unentbehrlich, und Zibet soll Erlaubniß erhalten, während meiner Abwesenheit ebenfalls eine Reise ins Ausland zu machen. In Italien will ich ihn nicht haben, — später mag er sich jedoch in Paris wie zufällig uns anschließen. Dort weiß man schon, daß die Schweden schöne Leute sind; den Italienern aber muß dies erst gezeigt werden.

*) Historisch. Siehe Mémoires historiques et politiques du règne de Louis XVI. par Soulavie l'ainé. Sechs Theile.

**) Siehe das bekannte Gedicht „Auf den Geburtstag des Staatssecretairs Schröderheim. Bellmans ausgewählte Schriften. 6ter Band.

Ich will auch einen Reichsrath mitnehmen, und habe dazu den Oberstatthalter Carl Sparre ausersehn. Sein Achtung gebietendes Aussehn wird nicht ermangeln, Eindruck auf die Ausländer zu machen. Außerdem ist er ein Mann von Welt und Erfahrung, der in seinen jüngeren Jahren einige Feldzüge unter meinem Onkel, Friedrich dem Großen, mitgemacht. Seine Verwandtschaft mit Tessin, dem vertrauten Freunde des Cardinal Passionei, (päpstlichen Nuntius am österreichischen Hofe während Tessins Aufenthalts in Wien), und von mehreren berühmten Männern, sowie seine Verschwägerung mit dem berühmten Grafen Nils Bjelke, den der Papst Clemens XII. im Jahre 1737 zu Rom zum Senator erhob, schaden auch weiter nicht. Mit 2000 Rthlr. zur Reiseeinrichtung, freier Station unterwegs und Ersatz aller vorkommenden Auslagen wird er hoffentlich zufrieden sein.*) — Nun, Gustav, was denkst Du von meinem Plan?“

„Ich bin außer mir vor Erstaunen und Entzücken. Nur Ew. Majestät sind im Stande, etwas so Großartiges zu ersinnen. Es ist eines Gustav würdig.“

„Stoß an, — auf eine glückliche Reise!“

Und die Gläser klangen.

Die nur zur Hälfte geleerten Flaschen gaben, als der König zu Bett ging, einen angenehmen Fang für den Kammerdiener.

---

*) Die angeführten Personen, sowie der Leibarzt Salomon und der Kammerdiener Gliedberg, bildeten das Gefolge des Königs auf seiner Reise.

Während des ganzen Sommers wurde an den Vorbereitungen zur Reise des Königs durch Deutschland nach Italien und Frankreich gearbeitet, und sie bildete den Gegenstand von tausend Gerüchten, Vermuthungen und Gesprächen. Die Feste bei Hofe litten dadurch jedoch keinen Abbruch. Sowie man zur Zeit der Ständeherrschaft an jedem Mittsommertage in allen Kirchen Gott für die Aufdeckung und Vernichtung der Brahe'schen Verschwörung von 1756 dankte, so wurde bei Hofe während der Regierung Gustavs III. alle Jahr der Sieg von 1772 über die Stände gefeiert. Dies geschah entweder am 19ten oder 21sten August, — im Jahre 1783 an letzterem Tage. Die Feierlichkeit begann Morgens um 9 Uhr mit einer dem Könige durch die Hofkapelle gebrachten Musik, die sich zu dem Ende im Audienzsaale zu Drottningholm versammelte. Der Herzog von Södermanland gab das Zeichen zum Anfangen. Madame Müller und Herr Karsten sangen dabei. Eine Menge Zuhörer waren versammelt. Nach Verlauf einer halben Stunde zeigte sich der König. Alle brachten ihm ihre Glückwünsche dar, — man küßte ihm die Hand, — er sprach etwa eine Viertelstunde mit den Anwesenden, und ging dann in den Garten hinab, um zu frühstücken. Das schöne Wetter machte den Aufenthalt im Freien angenehm. Während des Frühstücks sangen die Müller, die Marcadet, Mamsell Stading und Karsten Couplets von Ristell mit Begleitung des Orchesters. Nach dem Frühstück gingen die meisten Mitglieder des Hofzirkels in die Proben zu den Abends aufzuführenden Stücken, — die übrigen promenirten im Garten und in der nächsten Um-

gebung. Man trug Hoftracht, obgleich in China dinirt wurde; nur der König hatte Ekolsund-Uniform angelegt.*)

Abends um sieben Uhr wurde gemeldet, daß alles zum Beginn des Schauspiels bereit sei. Nachdem der König über eine Stunde auf sich warten lassen, kam er endlich, und der von Schröderheim verfaßte Prolog nahm seinen Anfang. Hierauf wurde „Helmfelt," ein vom Könige selbst verfaßtes Stück, aufgeführt. Es wurde im Allgemeinen recht gut gegeben, nur mit De Besche und Stackelberg war der König nicht zufrieden; er sagte von jenem, er habe zu steif und leblos gespielt, und von diesem, „er habe wie ein Wagenpferd gearbeitet." Gegen Mitternacht wurde noch ein kleines Stück von Armfelt aufgeführt, ein schlechtes Machwerk voll platter Wortspiele, fader Liebeserklärungen und plumper Schmeicheleien. Armfelt's Kollege, der Baron Bonde, flüsterte ihm am Schluß des Stückes dieselben Worte zu, welche Leo X. einst zum Verfasser des Orlando furioso gesagt, nämlich: „Signor Ludovico, dove diavolo avete pigliato tante coglionerie?" Armfelt fühlte sich beleidigt, hatte jedoch zu viel Takt, um seinen Unmuth auf dem Feste zu äußern. Die Abendmahlzeit wurde in der Orangerie eingenommen, und Gustav zog sich nicht eher als Morgens um 3 Uhr zurück.**)

*) Sie wurde später Haga-Uniform genannt, und ist die jetzige halbe oder kleine Hoftracht.

**) Historisch.

Den 27sten September 1783 um Mitternacht setzte der König sich in eine Schaluppe, ohne vorher Abschied zu nehmen, und ließ sich bis in die Gegend von Fittja's Gasthof rudern, wohin er die Reisewagen bestellt hatte. Von hier aus wurde die Reise zu Lande bis Ystadt fortgesetzt, wo Gustav sich mit seinem Gefolge einschiffte, um in fremden Ländern Zerstreuung zu suchen, und dabei seinen Namen, sein Land und sein Volk berühmt zu machen.

Bevor wir einige Erlebnisse des Königs auf seiner großen Reise anführen, — denn ihn Schritt vor Schritt durch alle Länder zu begleiten, würde unsere Schwedischen Zeitbilder in Deutsche, Italienische und Französische verwandeln, — wollen wir nur bemerken, daß der Hof keineswegs in Sack und Asche ging, während der König im Auslande dem Vergnügen nachjagte. Die üblichen Feste fanden nach wie vor statt; die Königin und die Herzogin gaben ihre Couren, Bälle nnd Zirkel im Schlosse zu Stockholm, — die Prinzessin ihre Gesellschaften zu Fredrikshof. Es ging mehrentheils recht munter zu, und der kleine Kronprinz war häufig dabei zugegen. Dies Königskind wurde schon zu früh der hohen Stellung gemäß behandelt, die es dereinst einmal einzunehmen bestimmt war. Es konnte noch nicht den Löffel halten und Messer und Gabel führen, als es schon die höchsten Würdenträger des Staates und die fremden Gesandten unter seinen Zuschauern sah, wenn es öffentlich speiste; — es konnte kaum gehen, als es schon Audienz ertheilte und Couren abhielt. Als sich bei einer solchen der preußische Legationssekretair, Baron Keller,

vor seiner Abreise nach Berlin beurlaubte, sagte der kleine Kronprinz mit lauter Stimme auf französisch: „Ich wünsche Ihnen eine glückliche Reise, und bitte Sie, Ihrem Könige, meinem Onkel, die größten Versicherungen meiner Freundschaft und Hochachtung zu überbringen.“*)

Dies die Worte eines fünfjährigen Kindes an Friedrich den Großen, König von Preußen! Ist es zu verwundern, daß dieser Prinz, als er Jüngling — als er Mann geworden, sich einbildete allmächtig und unfehlbar zu sein?

Unterdeß setzte der König seine Reise fort, und erlebte sein erstes Abenteuer in München. Er traf dort im tiefsten Incognito ein, — und nur von Fersen, Essen und Armfelt begleitet. Um völlig unerkannt zu bleiben, stieg Gustav in einem schlechten Gasthofe ab, und nahm einige Zimmer in der dritten Etage. Als sie Abends das Theater besuchten, bekamen sie zufällig eine Loge, die der kurfürstlichen gerade gegenüber lag. Fersen und Armfelt mußten sich auf die vorderste Bank setzen, — der König nahm mit Essen hinter ihnen Platz. Ein preußischer Offizier, der Gustav in Potsdam vorgestellt worden, erkannte ihn jedoch, und zeigte dem Kurfürsten an, welch ein seltener Gast sich im Theater befand. Augenblicklich schickte jener einen Kammerdiener ab, um den König begrüßen und willkommen heißen zu lassen. Vergebens behauptete Gustav, man irre sich, — der König von Schweden sei über Inspruck gegangen, — der Kammerherr wurde nur um so dringender. Da sah Gu-

*) Historisch.

stav sich genöthigt, Armfelt mit dem Auftrage an den Kurfürsten zu entsenden, ihm ohne Umschweife zu erklären, der Graf von Haga erbitte es sich als eine besondere Artigkeit, ungestört in seinem Incognito verharren zu dürfen. Dies setzte den armen Kurfürsten sehr in Verlegenheit, doch versprach er, dem Könige den Willen zu thun, worauf dieser ihm sagen ließ, er werde ihm vor seiner Abreise einen Besuch abstatten. Am nächsten Tage konnte Gustav ungestört vornehmen, was ihm beliebte, — gegen Abend machte der Kurfürst jedoch neue Versuche, ihn an seinen Hof zu ziehn, und zwar so freundliche und nachdrückliche, daß der König sich genöthigt sah, nachzugeben. Er wohnte nun dem Schauspiel von der großen Loge des Kurfürsten aus bei, speiste zur Nacht am Hofe, und brachte auch den folgenden Tag — mit Fürst und Volk äußerst zufrieden — am demselben zu. Dem Könige zu Ehren erschien alles in Galatracht, wodurch die Schweden in ihren einfachen Reisekleidern nur noch vornehmer aussahen.

Während Gustavs Aufenthalts in München trug sich etwas zu, das angeführt zu werden verdient. Die Baiern, deren regierender Kurfürst — (er bekam den Königstitel erst von Napoleon, welcher seinen Stiefsohn Eugène Beauharnois mit einer baierschen Prinzessin vermählte) — eben so wenig als sein nächster Erbe männliche Nachkommen hatte, bildeten sich nämlich ein, daß der König von Schweden wohl eines Tages ihr Beherrscher werden könne, und bewiesen ihm die größte Verehrung, so oft er sich zeigte. Die Menge warf sich aufs Knie, küßte ihm Hände und Füße, indem sie rief:

„Gott, was ähnelt er unserm geliebten Max!" Anfänglich glaubte er, dies sei nichts als eine hergebrachte Artigkeit; endlich erfuhr er jedoch die Ursach, und man kann sich wohl denken, daß sie Eindruck auf ihn machte.*)

In Florenz angelangt, schrieb Gustav den 9ten December an seinen Hofkanzler — späteren Reichsrath — Ramel: „Als ich durch München kam, sagte man mir, ich sei mit dem baierschen Hause verwandt, und hätte durch die Wittelsbacher Linie Erb-Ansprüche auf das Pfälzische Haus, im Fall dies einmal ausstürbe. Ich hielt dies für einen Irrthum der Genealogen, die wahrscheinlich glaubten, ich stamme von Carl X. ab; man behauptete jedoch, diese Erb-Ansprüche schrieben sich vom Holsteinschen Hause her. Ich bitte Sie, die Sache untersuchen zu lassen. Ich glaube zwar — die Wahrheit zu gestehn, — wir machen uns unnöthige Mühe, denn ich bin in Erbschaftsangelegenheiten eben nicht glücklich; die Sache verdient jedoch auf jeden Fall eine gelehrte Untersuchung."

Aus Neapel schrieb der König unterm 10ten Februar 1784 über diesen Gegenstand an Ramel einen zweiten Brief, den die Schweden sich gewiß recht gern ins Gedächtniß zurückrufen lassen werden. Es heißt darin:

„Ich wundre mich nicht im mindesten, daß Fredenheim meine Verwandtschaft mit dem Pfälzischen Hause nicht aufgefunden hat. Sie könnte nur durch die Wit-

*) Die hier angeführten Einzelnheiten über die Reise des Königs sind historisch und einem Briefe Armfelt's aus Rom an den Reichkanzler Sparre entnommen.

telsbacher Linie möglich sein. Ich bin jedoch überzeugt, man hält mich bei dem großen Mangel an genealogischen Kenntnissen hier ganz einfach für einen Enkel Carl's XII. Uebrigens geziemt es mir vielleicht am allerwenigsten, über Unkenntniß in der Genealogie zu sprechen, da ich selbst höchst wenig von allem weiß, was sich auf mein Geschlecht bezieht. Ich bin so sehr gewohnt, mich als einen geborenen Schweden zu betrachten, daß ich alle meine Verwandtschaften mit fremden Fürstengeschlechtern darüber völlig vergessen habe."

Auch von Rom aus ertheilte Gustav unterm 16ten März 1784 dem Baron Ramel noch gewisse Vorschriften über die fernere Untersuchung und Betreibung der in Rede stehenden Angelegenheit*).

Mit ausgezeichneter Artigkeit und Theilnahme begegnete Gustav in Florenz dem unglücklichen Prätendenten von England, Grafen Albani, dem er ein Jahrgehalt reichen ließ.

Hier war es auch, wo der Graf v. Haga eines Morgens im Bett durch den Grafen von Falkenstein — Kaiser Joseph II. — überrascht wurde. Am nächsten Vormittag erwiederte der Konig den Besuch, und beide nahmen an demselben Abend beim Grafen Doria in dessen und Armfelt's Gegenwart Abschied von ein-

*) Dieser Brief des Königs an Ramel findet sich im 4ten Theil von Gustav's Werken.

ander*). Bei dem Vormittagsbesuche trug Gustav einen Schlafrock von Silberstoff mit dem Stern des Seraphinen-Ordens, was der einfache und geistreiche Kaiser so lächerlich fand, daß er später in Wien in einem Theaterstücke den „König Theodor von Neuhoff" in demselben Anzuge auftreten ließ, wie Gustav ihn getragen hatte**).

In Stockholm sah man 1818 den jetzigen König an seinem Krönungstage in einem Gewande von demselben Stoffe, zu Pferde, und Niemand fand etwas dagegen einzuwenden. Es war also unrecht von Joseph und seinen Deutschen sich über Gustav's Schlafrock lustig zu machen.

Gustav und Joseph trafen später noch einmal in Rom zusammen, wo der christlichen Welt ein sonderbares Schauspiel gegeben wurde. An demselben Tage nämlich — es war am Ostertage, den 11. April 1784, — wo in der lutherischen Hauptstadt Schwedens mit Bewilligung des Königs zum ersten Male öffentlich eine katholische Messe gelesen wurde, hielt man in der Hauptstadt des Katholizismus mit Zustimmung des Papstes den ersten öffentlichen lutherischen Gottesdienst, dem der König von Schweden und alle in Rom befindlichen Protestanten beiwohnten. Einzig und allein zu dieser Ceremonie hatte Gustav seinen Oberhofprediger Baron Taube, — ebenfalls ein Schwede, „der sich sehen las-

*) Armfelt's Briefe.

**) Schwedens Geschichte von M. Bruzelius.

sen konnte," — von Stockholm nach Rom kommen lassen. Er brachte einen in Upsala geborgten, alterthümlich geformten, und mit Edelsteinen reich geschmückten goldenen Kelch mit.

Uebrigens heißt es von Gustav, „er sei in Stock„holm ein andächtiger Lutheraner, und in Rom ein so „fleißiger Besucher der Messe gewesen, daß viele sich „einbildeten, er sei im Herzen eigentlich Katholik; von „seinen Günstlingen umgeben, gestand er, daß er weder „das Eine noch das Andere sei*)."

Es war indeß ein Wunder, daß er bei seinen verhältnißmäßig geringen Einnahmen vermochte, die enormen Ausgaben zu bestreiten, welche zu seinem großartigen und echt königlichen Auftreten gehörten. Gewiß ist hierin der Grund zum Reichstage von 1786, zum Kriege von 1788 und zur Sicherheitsakte von 1789 zu suchen; daß jene Ausgaben im Auslande jedoch in der That geleistet wurden, ist auf jeden Fall zum Erstaunen. Bei dieser Reise versagte sich der König indeß heimlich sogar die kleinsten Genüsse, während er öffentlich durch Pracht alle um sich her verdunkelte**). Ueberall wurde er mit der größten Auszeichnung empfangen, und in Versailles machte man ihm außerdem noch die Insel Barthelemy zum Geschenk.

Die beiden großen Künstler, welche den König nach dem Süden begleiteten, haben unserm Vaterlande eine

*) Die nordischen Höfe von Brown.

**) Brown.

würdige Erinnerung an diese Reise hinterlassen. Während Gustav's Aufenthalts in Rom wurde nämlich in der Villa Hadriani bei Tivoli die herrliche Bildsäule des Endymion, in liegender Stellung und in Lebensgröße, aufgefunden. Die Mythe erzählt bekanntlich, daß Luna den schönen Jüngling auf den Berge Latmos in einen ewigen Schlummer versenkte, um ihren Liebling ungestört anschauen zu können. Dieser ward aber auch vom Gott des Schlafs geliebt, der ihn mit offenen Augen schlummern ließ, um stets das Vergnügen zu haben, seine schönen Augen zu sehen. Sergel war der erste, der den hohen Werth des Kunstwerkes erkannte und bei seinem Anblick rief: „Siehe, er lebt!" Sergel entschied den König dafür, sich vom Papste die Erlaubniß auszubitten, diese dem goldenen Zeitalter der griechischen Kunst angehörige Statue ankaufen zu dürfen. Pius VI. gestattete es; — der König bezahlte 2000 Dukaten dafür. Der Endymion wurde nun (mit vier prächtigen Säulen von atheniensischem Marmor, die Hadrian nach Rom hatte kommen lassen) nach Stockholm geschickt, wo er den schönsten Schmuck unsers Museums bildet. Gustav beabsichtigte, ihn und mehrere andere von ihm aufgekaufte Statuen in einer Galerie des Schlosses aufzustellen, welches er im Parke von Haga anlegen wollte, und wozu er selbst die Risse anfertigte*).

Welches sonderbare Geschick hatte dieser Endymion! Rom und Stockholm, — Hadrian und Gustav III.! —

*) Brown. — Der Schwedische Plutarch u. s. w.

Kraus komponirte in Paris auf des Königs Befehl die Musik zu Molières Amphitryon*).

Den 3. August 1784 sah Gustav seine Hauptstadt wieder.

---

*) Historisch.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Die Wolken des Mißvergnügens zogen sich immer dichter und dichter zusammen; es ließ sich mit Gewißheit voraussehen, daß das Unwetter losbrechen werde, obgleich man das Wo und Wie nicht anzugeben vermochte. Der Hof und die vornehme Jugend stürzten sich blindlings in einen Strudel von Vergnügungen; die Schweden aus der „alten, guten Zeit“ tadelten laut die Zügellosigkeit, den Müßiggang und die Eitelkeit der Tonangeber; der Kern des Volkes sah mit Bekümmerniß die Liebe des Königs zu verschwenderischem Glanz, seine übermäßigen Ausgaben, seine Geringachtung der öffentlichen Meinung, die Sittenlosigkeit seiner Günstlinge, die es nicht für nöthig hielten, ihre Ausschweifungen mit einem Schleier zu bedecken, sondern sie wo möglich noch zur Schau trugen, — seine enormen Schulden, die früher oder später mit einem allgemeinen Bankerott zu enden drohten, — seine Eitelkeit endlich, welche ihn verleitete, auf das Urtheil Anderer nicht das Geringste zu geben, sondern immer nur seiner persönlichen Ansicht zu folgen, — eine Eitelkeit, welche durch die seinen Thron umgebenden Dichter noch gesteigert wurde, da sie es nicht verschmäheten, die

Schmeichelei förmlich in ein System zu bringen, und dem Könige fast göttliche Verehrung zu zollen *).

Mit der Ständeherrschaft waren zwar auch die Parteien der „Hüte" und „Mützen" verschwunden, doch war damit keinesweges die Verschiedenheit in den politischen Ansichten vernichtet; und je mehr Aufsehen der König und seine Umgebung erregten, desto schärfer trat diese Verschiedenheit ans Licht, — desto höher wuchs die Scheidewand zwischen der Hofpartei und ihren Widersacherm empor. Jene machten sich eine Ehre daraus, für entschiedene „Royalisten" zu gelten; diese setzten das Wort Vaterland auf ihre Fahnen, und nannten

*) — — — „Man täuscht sich stets, wenn man sich Ew. Majestät so wie andere Menschen vorstellt. Man hat nicht selten die Regierer der Erde mit denen des Himmels verglichen, — ein Vergleich, von welchem ich nicht weiß, ob Gott sich dadurch geschmeichelt fühlt. Ich aber, — denn das hat man bei Ew. Majestät nicht nöthig, — behaupte dreist, daß kein Anderer als nur Gott allein Ew. Majestät in der Kunst gleichen kann, alles zu sehen, alles zu verrichten, Kleines wie Großes, Wichtiges wie Unwichtiges, ohne Verzug und Verwirrung. Ich gehe noch weiter. Ich gebe — unter uns gesagt — Ew. Majestät noch den Vorzug, in sofern nämlich manche der klügsten Köpfe an der Existenz des göttlichen Wesens zweifelten, während es Ew. Majestät jedoch gelungen ist, auch den dummsten unter den Russen durch die stärksten Argumente von Höchstdero Existenz zu überzeugen..."

Brief (vom 26sten Juli 1790 aus Söderköping) von Leopoldt an Gustav III., — siehe den ersten Theil des „Portefeuille." Stockholm 1837.

sich „Patrioten.“ Die Staatsansicht der „Royalisten“ war in dem einfachen Satz enthalten: ein alleinherrschender König, mit welchem sein Volk steht und fällt, und dieser König nur Gott allein für seine Handlungen verantwortlich. Die „Patrioten“ zerfielen in verschiedene Unterabtheilungen je nach dem Antheil an den verschiedenen Regierungsgeschäften, welchen sie für die Stände in größerem oder geringerem Maße in Anspruch nahmen. Hieraus erklärt sich leicht das endliche Uebergewicht der „Royalisten;“ — für sie gab es nur ein Losungswort: des Königs Befehl. Ob dieser nun durch ihn selbst, oder durch Toll, durch Schröderheim, durch Armfelt oder durch Munck verkündet wurde, gleich viel, — es blieb doch immer der Befehl des Königs. Die „Patrioten“ waren nur über einen Punkt einig, — darüber nämlich, dem Könige Widerstand zu leisten; über die Mittel und Wege dazu herrschten jedoch die verschiedenartigsten Meinungen. Hörte man sie, wenn alle ihre Verzweigungen bei einander waren, so hatten sie alle nur eine Ansicht, — die nämlich, den König zu veranlassen, haushälterischer mit den Staatsmitteln umzugehn; waren die Parteien jedoch unter sich, so hatte eine jede ihre eigenen Gedanken. Der Ex-Hut Fersen und die Ex-Mütze Frietzky wollten, ein jeder in der Richtung seiner früheren Partei, dem Könige auf den Reichstagen die Spitze bieten. Pechlin beabsichtigte eine neue Staatsumwälzung, welche die Regierungsform von 1720 wieder herstellen sollte. Wenn dieser Zweck nur erreicht wurde, so war es ihm gleichgültig, ob der König, durch den Reichstag vielleicht in die Enge getrie-

ben, seine Einwilligung dazu gäbe, — oder ob man ihm mit Gewalt abtrotzte, was man verlangte, — oder endlich sogar, ob man ihn aus dem Wege schaffte, um seinen Zweck zu erreichen.

Die Gebrüder Sprengtporten, Magnus und Georg, hielten es für am besten, dem Könige einen Theil des Landes zu entreißen, ihn für unabhängig zu erklären, und ihn unter einer besonderen Regierungsform von einem besonderen Regenten beherrschen zu lassen. Fersen und Frietzky warfen zu dem Ende die Augen auf den Herzog von Södermanland. Sie wollten durch ihn ein Gegengewicht für den König gewinnen, und eröffneten jenem die Aussicht auf den Thron und auf das Ende seiner Geldverlegenheiten. Pechlin betrieb diese Unterhandlungen; er trug dem Herzoge die Krone an; — ob er es jedoch ernstlich meinte, muß freilich dahingestellt bleiben. Der geneigte Leser kennt schon vom Fürsten Hessenstein her die Art und Weise, wie der General in dergleichen Angelegenheiten zu Werke zu gehen pflegte. Es wurde dabei in einer Zeichensprache geredet, zu welcher der 16. März 1792 den Schlüssel lieferte, und der — als er in die Hände des blutenden Bruders gerieth, ohne daß die gehoffte Verblutung eintreten zu wollen schien, — den Cain zwang, durch einen anderen Ausweg den 29sten März zu beschleunigen.

Die Gebrüder Sprengtporten dagegen wendeten sich an den Herzog von Oestergothland, um ihre Pläne mit seiner Hülfe durchzuführen. Sie wollten Finnland von Schweden losreißen, und den Prinzen

Friedrich Adolph an die Spitze der finnischen Regierung stellen. Auf ihn und sein Wort glaubten sie bauen zu können, während Gustav's politische und Carl's moralische Unzuverlässigkeit jegliches Abkommen über Staatssachen unmöglich machte. Obgleich es die Absicht der Gebrüder Sprengtporten war, dem neuen Staate mit einer freien Verfassung eine völlig unabhängige äußere Stellung zu geben, so glaubten sie doch, ihn anfänglich unter russischen Schutz stellen zu müssen, um einen mächtigen Verbündeten zu haben, wenn Gustav versuchen sollte, das abgefallene Land durch die Gewalt der Waffen wieder zu erobern.

In der Hoffnung, Fersen's Zustimmung und Mitwirkung zu gewinnen, theilte Georg Sprengtporten ihm seinen Plan mit; aber die Vorsichtigkeit leitete alle politischen Schritte Fersen's, und er würde sich nie in ein so halsbrechendes Unternehmen eingelassen haben, selbst wenn er sich von Finnlands Unabhängigkeit etwas versprochen hätte. Jetzt kam noch hinzu, daß er diesen Plan durchaus nicht billigte. Er redete daher ab; und als Sprengtporten kurz darauf fürchtete, der König sei ihm und seinen Anschlägen auf die Spur gekommen, gab er ihm nicht nur den Rath, Schweden zu verlassen, sondern sogar auch Reisegeld*).

Die Gebrüder Sprengtporten schlugen sich indeß ihren Plan keineswegs aus dem Sinn. Der General, der im Thiergarten wohnte, wo der König ihm ein

*) Historisch.

Haus nebst Grundstück für seine Lebenszeit zum Lehn gegeben hatte, unterhandelte heimlich mit dem Herzoge von Oestergothland, und die Unterhandlungen wurden durch die Prinzessin Sophie Albertine mit der Vorsicht, welche der Gegenstand erforderte, und mit dem Eifer betrieben, den man von ihrer Neigung zu ihrem jüngsten Bruder erwarten konnte. Fast alle Sammlungen von Handschriften, welche sich auf die damaligen Verhältnisse am schwedischen Hofe beziehen, enthalten einen Aufsatz unter dem Titel: „Besondere Neuigkeiten*)," worin die Beschaffenheit und der Verlauf dieser Unterhandlungen beschrieben sind. Vielleicht hat die Kenntniß derselben und die von der Prizessin bewiesene Feinheit bei Durchführung der ihr zugefallenen Rolle den Geschichtsschreiber Arndt zu den Lobeserhebungen veranlaßt, die er ihr gespendet**). Die Prin-

*) Der Verfasser besitzt selbst mehrere Exemplare dieses Aufsatzes, und hat diese Ueberschrift in den Verzeichnissen der meisten Manuscriptsammlungen gefunden, die ihm von allen Seiten — selbst aus Finnland — über die Verhältnisse des Jahres 1780 zugegangen sind.

**) — — — „Die Prinzessin Albertine, Aebtissin von Quedlinburg, erbte nach ihm — (Gustav III.) — das Meiste vom hohenzollerschen Geiste. Hätte die Natur sie zu einem Manne gemacht, so wäre sie auch auf jeden Fall das ausgezeichnetste von allen vier Kindern — (Adolph Friedrich's nämlich) — geworden." — — —

Schilderungen aus der schwedischen Geschichte unter Gustav III. und Gustav IV. Adolph, von E. M. Arndt.

zessin unternahm zuweilen Spatzierfahrten von Fredrikshof nach dem Thiergarten, wo sie aus dem Wagen stieg, und eine Fußpromenade machte. Einer von ihren Dienern entfernte sich dann unter irgend einem Vorwande, und begab sich an eine gewisse Stelle des Strandes unfern der Wohnung Sprengtportens, woselbst er — der Diener — aus den Händen eines Fischers Briefe in Chiffern von Sprengtporten für die Prinzessin empfing, die sie alsdenn dem Herzoge von Ostergothland zustellte.

So ungefähr soll es — wie der angeführte Aufsatz angiebt — bei den Mittheilungen zwischen dem Prinzen Friedrich und den gegen Gustav konspirirenden Finnen zugegangen sein. Dieser von Sprengtporten zuerst entworfene Plan zur Unabhängigkeitserklärung Finnlands enthält auch den einzigen Aufschluß über den berüchtigten Anjala-Bund in dem 1788 gegen Rußland ausbrechenden Kriege, denn daß nichts weniger als feige Truppen sich weigerten gegen ihren Erbfeind zu kämpfen, ja — daß sie sich auf Unterhandlungen mit ihm einließen, als es so stand, daß der Untergang des Feindes unvermeidlich gewesen wäre, wenn sie ihre Schuldigkeit nur im mindesten gethan hätten: zu diesem unerhörten Ereigniß kann man vernünftiger Weise den Grund nicht in einem kalten Zweifel an der gehörigen Anwendung eines an sich ungereimten Paragraphen des damaligen Grundgesetzes suchen. Denn es handelte sich hier nicht um die Person des Königs, — die einzige, welche wegen eines Bruches des Grundgesetzes zur Rechenschaft und Strafe zu ziehen gewesen wäre, — sondern um die Wohl-

fahrt des Schwedischen Reiches, und um Leben und Eigenthum der schwedischen Bürger.

Gustav fühlte den Vulkan unter seiner Füßen brennen, ohne einen einzigen Schritt zurück zu thun, — ohne daß das Feuer in seinen Augen erlosch, — ohne daß das Lächeln der Freude von seinen Lippen wich, — ohne daß es ihm ein einziges Mal einfiel, seiner Sicherheit auch nur die kleinste Gewohnheit, das geringste Vorurtheil zu opfern. Er trotzte der Gefahr, indem er sich auf seine Freunde und Diener, auf die Gunst des Volkes und auf die Gewogenheit der Stockholmer Bürger quand même verließ, die sie unter allen Verhältnissen für seine Person stets an den Tag gelegt. Es fand sich aber auch in Stockholm kein einziger Bürger, der dem Könige nicht persönlich bekannt gewesen wäre, — ja, die Bekanntschaft dehnte sich in einzelnen Fällen sogar bis auf die Frauen aus, wie z. B. auf die reiche Madame Nyman, (die Stammmutter mehrerer Bürgergeschlechter), welche der König selbst besuchte. Ihre gemauerte Gruft findet sich an dem Südportal der Clara-Kirche, und liegt der des österreichischen Gesandten Antivarius gegenüber. Der berühmte Brauer Westman, — sein Grab findet sich auf dem Adolph-Friedrichs-Kirchhof, — der den Palast erbaute und bewohnte, in welchem gegenwärtig die Wissenschaftsakademie ihre Sitzungen hält, hatte beim Könige freien Zutritt, und gehörte zu seinen eifrigsten Anhängern. Als der Brauer einst in einen Prozeß verwickelt wurde, den zu gewinnen er für eine Ehrensache hielt, und welchen das Svea-Hofgericht zu entscheiden hatte, nahm der König selbst Kenntniß von der Sache,

und ließ dem Präsidenten Rosir sagen, es würde ihm angenehm sein, wenn Westman den Prozeß gewönne. Dies war ein verständlicher Wink, doch wirkte er bei dem rechtlichen Präsidenten nicht das Allermindeste. Als der König bei einer Cour den Präsidenten bemerkte, ging er auf ihn zu und sagte: „Nun, Baron Rosir, — Westman wird doch wohl seinen Prozeß gewinnen?“— „Nein, das wird er auf keinen Fall,“ versetzte Cato-Rosir; „Denn wir urtheilen im Svea-Hofgericht nach dem schwedischen Gesetz, und nach sonst nichts*).“

*) Historisch.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Während die Verschwörungen sich einander durchkreuzten, die Schwierigkeiten sich häuften und die Unzufriedenheit zunahm, tönten Hof und Hauptstadt von Vergnügungen, Lustbarkeiten und geschmackvollen Aufführungen aller Art wieder. Schweden besitzt ein Schauspiel, welches Epoche in seiner Geschichte gemacht hat. Es ist vom geistreichsten Könige verfaßt, von einem der größten Dichter jener Zeit in Verse übertragen, ein Componist von europäischem Rufe hat die Musik dazu geliefert, und die größten dramatischen Talente, welche die schwedische Bühne jemals gesehen, sind darin aufgetreten, — ein Schauspiel, das zu sehen, Reisende aus allen Weltgegenden nach der Hauptstadt strömten, — ein Stück, „welches einzig in seiner Art ist*)," mit einem Wort — „Gustav Wasa," zum ersten Male im großen Opern-

*) „Gustav Wasa, in schwedischer Sprache, nach Kellgren, wozu eben der jetzt regierende König den Entwurf und Plan gemacht hat, — gewiß das einzige Stück seiner Art, — setzt Herr Naumann hinzu." — Gerber, historisch-biographisches Lexikon der Tonkünstler.

hause am 19. Januar 1786 aufgeführt. Kellgren, der Gustav's Prosa in Verse übertrug, sagt in der Einleitung zu diesem Schauspiel:

„Wenn irgend ein Theaterstück in Bezug auf die „Bedeutung seines Gegenstandes, die Kühnheit des Pla„nes, die Würde der Personen, die festgewurzelte Erin„nerung der Ereignisse, und die Wirkung ihres Ausgan„ges auf das Glück einer ganzen Nation, — wenn irgend „ein Stück in allen diesen Beziehungen einen ausgezeich„neten Platz in der Geschichte der großen Dichter Schwe„dens verdient, so wage ich kühn zu behaupten, daß es „Gustav Wasa" ist. Die Aufrichtigkeit dieser meiner „freien Aeußerung wird mich gegen den Verdacht des „Selbstlobes schützen und sie in ein Opfer gebührender „Verehrung verwandeln. Um mit voller Kraft die Größe „der Staatsumwälzung zu erfassen, welche den Gegen„stand dieses Dramas bildet, und sie auf der Scene so „zusammen zu halten, daß sie ein, einem freien Volke „würdiges Schauspiel darbietet, dazu gehörte eine dop„pelte Verwandtschaft — des Blutes und Geistes — mit „dem Helden, welchem dadurch eine neue Ehrensäule er„richtet worden."

Kein Theaterdirektor hat jemals seiner Truppe eine größere und genauere Aufmerksamkeit geschenkt, als Gustav III. Die Stücke, auf die er besonderen Werth legte, besuchte er mehrentheils schon in den Proben. Ein Stuhl am unrechten Ort, eine Falte im seidenen Strumpfe, der geringste Verstoß gegen das Costüm, zu viel oder zu wenig Schminke, eine unrichtige Geberde, ein falscher Accent, — nichts entging ihm. Diese genaue

Musterung traf nicht nur die Hauptakteurs; er forderte dieselbe Genauigkeit auch von den Nebenpersonen und Figuranten. Die Ueberzeugung, von einem so scharfen Kritiker in jeder Miene und Bewegung beobachtet zu sein, gab den Schauspielern einen Eifer, der sie zur Vollkommenheit steigerte. Von Musik verstand er nichts — er hatte, wie schon im ersten Theil bemerkt worden, mehr Kopf als Herz; — da es aber seine Eitelkeit verletzt haben würde, in irgend einer Sache des Verständnisses zu ermangeln, so gab er vor, Musik nicht zu lieben*). Sein klarer Verstnnd half ihm überdies aus dieser Verlegenheit; auch sah er wohl ein, daß Musik natürlich ein wesentlicher, ja der allerwesentlichste Bestandtheil einer Oper ist. Er ließ sich von Kennern, von großen Talenten und Berühmtheiten in dieser Kunst die nöthigen Aufschlüsse über Beurtheilung der Musik verschaffen, und suchte sie, wenn es Ausländer waren, nach Schweden zu ziehen. Auf diese Weise wurden während Gustav's Regierung Naumann, Kraus und Vogler nach einander nach Stockholm berufen und als Kapellmeister beim königlichen Theater angestellt.

Gustav III. suchte eine Ehre darin seinen „Gustav Wasa" mit all dem Glanz, den ein Schauspiel zu bieten vermag, aufzuführen; und eine prachtvollere Dar-

*) — — „Da der König Musik nicht liebt, war auf direktem Wege für mich nichts zu hoffen." — — — Brief von Kraus an die Seinigen (datirt Stockholm den 8. Mai 1779), welcher in der Biographie von Kraus angeführt ist.

stellung hatte man in der schwedischen Hauptstadt niemals gesehen. Das Stück ist auch ganz dazu gemacht, auf Gemüth und Sinne zu wirken. Nachdem man die drei ersten Scenen im düstern Gefängnisse zugebracht, wird man plötzlich in der vierten an Christian's glänzenden Hof versetzt; die Wehklagen der armen Gefangenen wechseln mit der stolzen Sprache des Königs, und den heitern Gesängen der Hofleute ab; und als nun der Fürst des Gesanges Karsten=Christian, königlich in Bewegung und Geberde, den Saal mit den Wohllauten seiner herrlichen Stimme, und die Seele der Zuschauer mit Entsetzen füllte, indem er die Worte des Usurpators sang:

„Nachdem nun achtzehn Jahr verschwunden,
In Kriegsgefahren und Beschwer,
Liegt Schweden endlich überwunden,
Und meine Rache brennt nicht mehr."

und dann damit schloß:

Wie wird mein Herz vor Freuden springen, —
Von aller Sorge endlich frei, —
Wenn Eure frohen Lieder klingen
Zu jener Sclaven Angstgeschrei!"

Da schwankte man zwischen Abscheu vor Christian und Entzückung über Karsten, bis Gustav selbst den Gefühlen die Richtung gab, sich weit aus der Loge lehnte, lauten Beifall klatschte und mit strahlenden Augen rief: „Bravo! bravo! unübertrefflich gespielt!"

Diesem königlichen Beispiel folgten fast alle Hände und Zungen in unaufhaltsamem Beifallsturm.

Gustav, dessen scharfen, sicheren Blicken nichts entging, bemerkte mit Verwunderung und Mißvergnügen, daß nur der Herzog von Oestergothland, der in einer Seitenloge neben der Bühne saß, obgleich ganz im Anschauen verloren, bei dem allgemeinen Freudenrausche auch nicht das leiseste Zeichen von Beifall gab. Sogleich wurde ein Kammerherr aus der Loge des Königs in die des Prinzen mit der Frage abgesendet: „ob er mit Karstens Spiel und Gesang nicht zufrieden sei, oder ob dieser das Unglück gehabt, sich die Ungnade Sr. Königl. Hoheit zuzuziehen, da Hochdieselben sich so kalt bei dem allgemeinen Freudenrausche zeigten?"

Prinz Friedrich antwortete: „er theile sowohl über das Stück als über dem darstellenden Künstler die allgegemeine Entzückung; es habe aber noch etwas Anderes seine Aufmerksamkeit besonders gefesselt, was er nach dem Theater Seiner Majestät selbst berichten wolle."

Indeß spielte das Stück weiter. Der zweite Akt zeigte den begierigen Blicken der Zuschauer die kriegerischen Zurüstungen zu „Schwedens letztem Kampf."

Von Stenborg-Wasa's Lippen ertönte der vaterländische Gesang:

„Haucht, ihr Schatten würd'ger Väter,
Tapf'rer Ritter, großer Helden,
Wenn euch unser Leiden rühret,
Haucht der Freiheit Leben ein.

Sollen eure heil'gen Gräber
Der Entweihung von Tyrannen
Länger preisgegeben sein?
Nein, — ihr schreitet aus den Grüften,
Nach dem Schwert den Arm ihr strecket,
Unsere Noth hat euch gewecket,
Euer Zorn wird uns befrein."

Ein Sturm des Beifalls begrüßte den Befreier, stimmte in dem Chor mit ein, und übertönte fast den in der folgenden Scene eintretenden Herold aus dem Lager des Tyrannen. Gustav bemerkte in seiner Loge bald, daß diese Huldigung sowohl ihm, als dem Gustav auf der Bühne galt. Seine Augen leuchteten, und in der Lebhaftigkeit seiner Bewegungen spiegelten sich die entzückten Wallungen seiner Seele ab.

Der Triumph erneuerte sich bei der edlen Antwort, die De Broen-Norrby im dritten Akt dem Usurpator giebt:

„Nein, Christian, dieser Dienst ist nicht für mich; —
Ich bin Soldat, und kann nicht Henker sein.
Gehorchen lernt ich, aber nicht mit Schaam.
Befiehl, — ich gehe freudig in den Tod, —
Du brauchst mein Blut, mein Leben nicht zu schonen, —
Ich setze beides willig für Dich ein;
Die Ehre aber, die ist mein!"

Als das Stück beendet war und der Vorhang fiel, verlangten die begeisterten Zuschauer mit donnerndem Ruf ein da capo des Schlußgesanges:

„Komm', Gustav komm — es harrt der Lohn,
Den Deine Tugend sich gewann, —
Setz' auf des Reiches Königskron',
Regiere unser Land fortan;
Denn wem gebührte mehr der Thron,
Als ihm, von dem gestürzt ward der Tyrann."

Nach dem Theater fanden sich alle königlichen Personen nebst Gefolge in den Zimmern des Königs im Opernhause ein, wo man en famille soupiren wollte. Herzog Friedrich ließ auf sich warten, zur großen Ungeduld des Königs, der erst nach der Ankunft des Bruders die Künstler: Naumann, Kellgren, Karsten, Stenborg und De Broen zu sich bescheiden ließ. Vor dem ganzen Hofe überhäufte sie jetzt der König mit den schmeichelhaftesten Lobsprüchen, und ließ jedem von ihnen einen Antheil von dem Beifall zukommen, der sich eben in so allgemeiner Entzückung kund gethan. Er reichte ihnen die Hand zum Kusse. Alles war mit dem Abend zufrieden: Gustav, der den Plan entworfen; die Künstler, die ihn ausgeführt; die Zuschauer, welche die Früchte geerntet.

Nachdem die berühmten Künstler sich entfernt, führte der König den Herzog von Oestergothland in sein Kabinet und befragte ihn hier unter vier Augen über sein seltsames Betragen.

„Ich habe sie wiedergefunden!" antwortete der Herzog.

„Wen?"

„Sophie, der ich so lange vergebens nachspähete, die ich früher nur ein einziges Mal gesehen, als sie in der Gegend von Drottningholm in ein Haus trat, und die von dem Augenblick an verschwunden war....“

„Nun?“

„Diesen Abend sah ich sie als Page am Hofe Christian's wieder; meine Gedanken vermochten nun nicht mehr, sich auf etwas Anderes als auf diesen holdseligen Gegenstand zu richten.“

„Deine Zerstreuung entging mir nicht, und aufrichtig gesagt, sie mißfiel mir bei dieser Gelegenheit ganz besonders. Es wäre mir unangenehm gewesen, wenn das Publikum die Kälte meines Bruders bei einem Stücke gesehen hätte, das mein Werk ist, und von allen Andern mit so warmer Bewunderung aufgenommen ward.“

„Ich bitte mir eine Gunst von Dir aus.“

„Laß hören.“

„Sophie von dem Theater nehmen zu dürfen. Ich will sie in eine Erziehungsanstalt bringen....“

„Und dann?“ fragte der König, dem Prinzen scharf fixirend.

„Ihr Glück machen.“

„Thue mit ihr, was Du willst,“ antwortete der König lächelnd. „Da sie nur zu einem stummen Pagen genommen ward, ist es kein Verlust für meine Bühne. Sie wird leicht zu ersetzen sein. Also viel Glück! lieber Friedrich.... Aber noch eins! — Weißt Du vielleicht, wie Dein Kleinod außer Sophie noch heißt.“

„Sophie Hagman*)."

„Aha!"

„Der König kehrte mit dem Herzog zur Gesellschaft zurück.

„Gustav Wasa" ward im Laufe des Winters 1786 bei stets vollem Hause drei und zwanzig Mal gegeben**)."

---

*) Prinz Friedrich sah seine bekannte Geliebte, Demoiselle Hagman, zuerst als Milchmädchen, und das zweite Mal als Pagen auf dem Theater.

**) Historisch.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Nach dem Tode des Staatsmannes und Dichters Creutz (1785) und besonders, ehe sein Nachfolger, der Dichter Oxenstierna, sich mit den Staatsgeschäften vertraut gemacht hatte, war es eigentlich Gustav III selbst, der nicht nur mit eigener Hand die auswärtigen Angelegenheiten Schwedens leitete, sondern auch die Concepte zu den Instruktionen für die einzelnen Diplomaten anfertigte. Er war eben damit beschäftigt, in Oxenstierna's Namen eine Vorstellung des Spanischen Gesandten Corral zu beantworten, als Badin unangemeldet — wie gewöhnlich — in das Kabinet des Königs trat.

Schweigend blieb der Mohr an der Thüre stehen, als er den König so vertieft in seine Beschäftigung sah, daß er die Anwesenheit Badins kaum bemerkte.

„Was willst Du?" fragte endlich Gustav ziemlich kurz.

„Majestät etwas erzählen," antwortete jener.

„Ist es eine Kleinigkeit, so geh' und komm wieder, wenn ich weniger beschäftigt bin; ist es aber wichtig, so fasse dich kurz."

„Die Ritter vom Versöhnungskreuz waren gestern Abend bei dem Herzoge versammelt und......"

Der König legte sogleich die Feder aus der Hand, stand auf, warf sich in die weichen Kissen des Divans, und rief, indem er durchdringende Blicke auf ihn heftete: „Ja so!..... Das ist etwas Anderes. Fahre fort!“

„Die Zusammenkunft war stürmisch. Der Herzog wollte dem jungen Handlungsbuchhalter Wahrendorff, Schwager des Obersten Baron Ruuth, den Eintritt in den Orden bewilligen; Baron Carl De Geer aber eiferte heftig dagegen, indem er anführte, dies streite sowohl gegen die Ordensregeln als gegen die Würde der Ritter. Der Herzog bewilligte nichts desto weniger Wahrendorffs Eintritt in den Helenenbund, und äußerte, eine Annäherung an die Börse Stockholms könne dem Orden nur vortheilhaft und durchaus nicht gegen seine Würde sein. De Geer antwortete: der Vortheil sei wohl nur für diejenigen berechnet, die sich in der Nothwendigkeit befänden, Geld zu leihen. Dies traf den Herzog; er glaubte sich persönlich beleidigt, und befahl mir, dem Baron De Geer ein Glas Wasser zu bringen, da die schwüle Luft des Zimmers ihn offenbar erhitzt zu haben scheine, und er also einer Abkühlung bedürfe.“ De Geer gerieth darüber ganz außer sich, erhob die Stimme und sagte: „wenn ich durstig bin, so trinke ich Wein, und habe davon in meinem eigenen Keller so viel, und wahrscheinlich eben so guten als Ew. Königliche Hoheit.“ Darauf stieß er den Stuhl von sich und ging.*)

„Bevor! Dieser Auftritt ist vielleicht das Signal zur Auflösung des Ordens.“

---

*) Historisch.

„Das glaube ich nicht. Der Herzog äußerte, sobald De Geer sich entfernt hatte: für jedes Mitglied des Ritterhauses, das dem Heiligen Versöhnungskreuz abtrünnig würde, wolle er zwei Mitglieder der Börse einsetzen."

„Was soll das heißen, mein Herr Bruder!" rief der König aufspringend; — „willst Du Dich vielleicht bei der Bürgerschaft Stockholms einnisten?..... Großen Dank!.... Deine Ordenszusammenkünfte haben also den Zweck, Anhänger zu sammeln, wie ich sehe. Nun, nun, ich werde auf Gegenmittel bedacht sein. — Sei treu und aufmerksam, Badin, und dein Glück ist gemacht. Laß mich Alles wissen, was bei den Zusammenkünften des Herzogs vorgeht; Alles, verstehst Du, und zwar sogleich. Laß deine Augen und Ohren nichts vorübergehen. Ich weiß, Du setzest Werth auf Beförderung in der Freimaurerloge, und ich verspreche Dir alle Grade, die von mir abhängen: die Kosten bezahle ich aus meiner eigenen Tasche. — Ist es wahr, daß der junge Horn und Reuterholm oft mit dem Herzoge in seinem Ordenskabinet geheime Unterredungen haben?"

„Ja, Majestät."

„Der Sohn des Gustavfreundes! Ich wußte wohl, was ich that, als ich dem schönen Herrn diesen Beinamen verweigerte....... Nun gut, Badin, das ist recht von Dir. Komm wieder, sobald Du etwas Wichtiges in dieser Sache zu berichten hast."

Als der Mohr sich entfernt hatte, beeilte sich der König, seine Correspondenz, die für einen Bescheid des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten gelten sollte,

zu beenden. Bevor Gustav diesen rufen ließ, um ihm die Arbeit zu übergeben, überlegte er bei sich selbst, ob er den Plan, der eben jetzt zur Reife bei ihm gekommen war, Oxenstierna oder Schröderheim zuerst mittheilen sollte Der König entschied sich endlich für den Letzteren, nach welchem sogleich geschickt war, während jener das eigenhändig aufgesetzte Concept von Gustav empfing und entlassen ward.

Als der Staatssekretair Schröderheim erschien, sagte der König:

„Die Zeit ist nun da, wo ich eine Sache ins Werk zu setzen gedenke, die mich schon seit meinem ersten Besuch in Frankreich beschäftigt, und die ich nur aufgeschoben habe, um sie sogleich vollständig ins Leben treten lassen zu können. Jetzt verträgt sie keinen längeren Aufschub. Der Herzog von Södermanland zieht Alle, die nur die mindeste Neigung zu geheimen Gesellschaften haben, auf seine Seite. Sie tragen öffentlich seine Farben. Ich will, daß die Genies und Talente meines Reiches die Farben des Königs tragen sollen. Dies wird die Anderen zwingen, sich zu schämen. Mit einem Wort: ich stifte eine Königl. Schwedische Akademie, nach dem Muster der französischen. Ein Platz in derselben soll das höchste Ziel jedes Genies, jedes Talentes kühnste Hoffnung sein. Sie soll ihnen zugleich die Richtung andeuten, welche sie zu nehmen haben, um es zu etwäs zu bringen. Das Genie ist oft hitzig und verirrt sich gern. Die Exaltationen der Einbildungskraft führen auf Abwege; auf diese Weise aber werden sie in Zaum gehalten. Sie werden eine Stütze des Königthums und der königlichen

Person; im entgegengesetzten Fall bleiben sie für immer von dem glänzenden Loose der Besonneneren ausgeschlossen und werden von ihnen wie Aussätzige gemieden. Es kann nicht fehlen, daß ein solches Institut sie antreiben wird, den rechten Weg zu wählen und den verwerflichen zu meiden. — Nun, Elis, hast Du etwas gegen meinen Plan einzuwenden?"

„Ew. Majestät geruhen zu scherzen, oder achten das Urtheil Ihres unterthänigsten Dieners geringer, als das des erbärmlichsten Kopfes. Wie könnte man etwas gegen einen Plan einwenden, der eben so große Bewunderung als Dankbarkeit erweckt."

„Es freut mich, daß Du meiner Meinung bist. Aufrichtig gesagt rechnete ich auch darauf, und schickte eigentlich zu Dir, damit Du mir eine Liste der zu Ernennenden aufsetzen möchtest. Frankreich mit seiner großen Bevölkerung und seinem Ueberfluß an Literaten räumt ihnen vierzig akademische Ehrenplätze ein. Diese Anzahl ist für Schweden zu groß. Wir würden die Plätze nicht ausfüllen können, ohne zu Leuten hinab zu steigen, die das akademische Ansehen nicht aufrecht zu erhalten vermöchten. Ich will meine Akademiker nicht Verspottungen preisgegeben sehen, wie sie Piron zum Beispiel in seiner Grabschrift gegen die französischen richtete:

„Ci git Piron qui ne fut rien,
„Pas même académicien;"

oder noch schlimmer, als er ausrief: „Ma foi, les quarante ont l'esprit comme quatre!" Die Hälfte der Pariser Akademiker ist für uns hinreichend;

und da die Auszeichnung um so größer ist, je Wenigeren sie zu Theil wird, so habe ich ihre Anzahl auf achtzehn festgesetzt. Um dieser Einrichtung Glanz und den Talenten Anerkennung zu verleihen, sollen meine Akademiker sowohl aus wirklichen Literaten, als auch aus Beschützern derselben bestehen. So ist es auch in der Pariser Akademie. Die jährliche Feier der Stiftung der schwedischen Akademie soll auf den Geburtstag meines großen Ahnherrn fallen, dessen Namen das Volk meinem Sohne, dem Erben meines Thrones, gegeben. Du kennst nun ungefähr meine Absicht. Laß mich jetzt Deine Kandidaten hören. Ehe ich die meinigen gewählt, wird es mir Vergnügen machen, die deinigen kennen zu lernen, selbst wenn ich sie auch nicht bestätigen sollte."

„In der That, dieser Plan ist so überraschend, daß ich Ew. Majestät Aufgabe schwerlich genügend lösen werde. Da aber der Wille meines großen Königs mein höchstes Gesetz ist, so gehorche ich dennoch."

„Der Dichter, welcher ganz einzig in seiner Art dasteht, — dessen Gleichen kein Land und keine Zeit aufzuweisen hat, — dessen Lyra als eines der schönsten Sinnbilder an dem Fußgestell der Ehrensäule Gustav des Geistreichen und Gelehrten prangen wird, und dessen Schöpfungen — die entzückten Ausbrüche des Augenblickes, die Eingebungen hinreißender Schwärmerei — das nordische Volksleben eben so lebendig abspiegeln, wie die italienischen Improvisatoren das der Südländer, — mit einem Wort, Bellman......"

„Keinesweges!" fiel der König ein. „Er ist ein Genie, ein seltnes Genie, das ich verehre, das ich oft

belohnte und niemals vergessen werde, — aber für meine Akademie paßt er nicht. Seine Muse ist allzu muthwillig; sie trägt holde, phantastische Ranken im Haar, allein sie entbehrt des Feigenblattes, dessen sie gar sehr bedürfte. Du weißt, wie gern ich ihn privatim höre und wie oft ich ihn hier im Schlosse in die vertraulichen Kreise ziehe; aber mit der Akademie ist es etwas ganz Anderes; die erfordert Ernst und Anstand und zwar nicht nur persönlichen, sondern auch moralischen. Ich will, daß das glänzendste Publikum von beiden Geschlechtern sich beeifern soll, dem Zusammentritt der Akademie beizuwohnen; wie würden unsere Gräfinnen erröthen, und den Fächer nicht von den Augen zu nehmen wagen, wenn sie an den Jahrestagen der akademischen Feier sich demjenigen gegenüber befänden, der der haute volée so arg mitgespielt, wie Bellman z. B. in Fredmans 29ster Epistel „an die Vornehmen" gethan."

„So muß denn leider," seufzte Schröderheim, „die schwedische Akademie ohne einen ihrer größten Dichter bleiben."

„Fahre fort mit Deinen Kandidaten."

„Bei Baron Ehrenswärd treffen so ausgezeichnete Eigenschaften zusammen, daß es schwer sein möchte, die hervorstechendste derselben zu nennen. Seine Skizzen haben bereits einen so hohen Werth, daß die Nachwelt sie kaum mit Gold wird aufwiegen können. Sein Kunstsinn und seine Kunstliebe, sein feines und tiefes Urtheil machen ihn nicht nur in Rücksicht auf Geschmack, sondern auch in Bezug auf Gelehrsamkeit zu einem entschiedenen Kunstrichter. Er hat dies hinlänglich in seiner Abhand-

lung über die Philosophie der freien Künste bewiesen. Etwas Ursprünglicheres in Styl und Gedanken wird man schwerlich finden, als seine Reise nach Italien; und das Unterthänigste Promemoria an Ew. Majestät Selbst, das er überreichte, als Ew. Majestät im Begriff waren, das Heimathland der Künste persönlich zu besuchen, scheint ihn wohl zu der Hoffnung eines akademischen Lehrstuhls zu berechtigen."

„Das ist nicht unrichtig. Aber Ehrenswärd ist nur allzu eigenthümlich in seinen Ansichten wie in seiner Darstellungsweise. Er könnte als Kunstrichter eine Akademie für sich abgeben, und die Gegenwart der Anderen überflüssig machen. Seine Anschauungsweise würde indeß mit der der übrigen Akademiker nicht zusammenpassen, und seine Darstellungsart ist zu wenig akademisch; sie entbehrt der Rundung und des Schmuckes; sie ist zu blüthenarm. — Nun, Elis, Du scheinst betroffen über meine Ausstellungen. Laß' es Dich nicht kümmern; jedenfalls amüsirt mich diese Musterung. Fahre fort!"

„Da das Talent allein nicht hinreicht, so darf ich wohl kaum den Namen Lidner......"

„Nein, nein! Der liederliche Schlingel, der, trotz meiner Wohlthaten, mit meinem unvergeßlichen Creutz, dem ich ihn in Paris empfahl, so ungeschickt zusammengerieth. Er lebt nun hier wie ein Landstreicher, und hat sich sogar einmal als Soldat anwerben lassen.*) Nein, mit meiner Gnade ist es vorbei. Ich will gar nichts mehr

*) Historisch.

von dem Elenden hören, der ein Schandfleck für die Dichterzunft ist."

„Ja, der Unglückliche, der Leichtsinnige, der Gefallene und Verlorene!..... und doch blutet mein Herz um ihn; doch leide ich durch diese Erniedrigung des Genies; und ich weiß, daß mein großer und edelmüthiger König nicht zürnen, sondern im Gegentheil ein noch tieferes Mitleid für den gesunkenen Dichter hegen wird."

Der König ging an seinen Schreibtisch, zog ein Fach heraus, nahm mehrere Dukaten und gab sie Schröderheim.

„Stell' ihm dies zu, Elis; aber nicht von mir, hörst Du! Der Unglücksvogel soll nie erfahren, von wem ihm diese Unterstützung kam."

Schröderheim faßte Gustavs Hand und küßte sie mit tiefer Hingebung:

„Es giebt nur einen Gott und einen Gustav...."

„Laß' das! — zurück zu unserer Musterung."

„Dem berühmten Geschichtsschreiber Hallenberg, der seinen Fleiß ganz besonders auf die Geschichte des großen Königs verwendete, dessen Andenken — nächst dem Ew. Majestät — die neue Stiftung am höchsten zu ehren hat, möchte von Rechts wegen ein Platz in der schwedischen Akademie gebühren."

„Von Rechtswegen, mein lieber Elis, gebührt er Niemand. Darin liegt gerade der Vortheil der ganzen Einrichtung, daß sie ein Schmuck und eine Stütze des Königthums wird. Es ist ganz richtig, daß die Erwählten die Eigenschaften eines Akademikers haben müssen; jedenfalls aber soll es nur Gnade sein, die sie hervor-

zieht, sie anfeuert und in Schutz nimmt; sie sollen stets fühlen, daß sie der königlichen Gunst bedürfen und von ihr abhängen. Dies ist es eben, was für die Tendenz ihrer Schriften Bürgschaft leisten wird."

„Der junge Thorild, — obgleich noch etwas aufbrausend — ist ein talentvoller Schriftsteller, der sich bereits die Aufmerksamkeit Ew. Majestät zugezogen...."

„Der aber niemals einen Platz in meiner Akademie haben wird," fiel der König ein, „bevor er nicht von seinen Exaltationen geheilt ist. Möge er für das Königthum eben so sehr eifern, als er es jetzt für seine sogenannte Freiheit thut, so wollen wir sehen, was sich in Zukunft machen läßt. Schon längst habe ich ihm einen Wink geben lassen, doch scheint er bis jetzt seine Träumereien vorzuziehen. Die unseligen amerikanischen Begriffe verführen die Jugend des Landes, wenn ich den Geistern und ihrer Ehrsucht nicht eine andere Richtung gebe. Dazu soll die schwedische Akademie beitragen, sowohl durch die Aufnahme als durch Belohnungen und zu ertheilende Preise. Noch vor Kurzem war ich gezwungen, Stedingk und Fersen eine Zurechtweisung zu geben, die bei dem französischen Heere in Amerika dienten und den Cincinnatus-Orden bekamen. Ich befahl ihnen, dieses revolutionaire Zeichen abzulegen und schrieb selbst an Stedingk: „es streite sowohl gegen mein Interesse als gegen die Klugheit, wenn ich meinen Unterthanen, und besonders denjenigen, die ich durch Amt und Gunst ausgezeichnet, einen Orden zu tragen erlaubte, der ein öffentliches Zeichen des Gelingens aufrührerischer Unterthanen ist, — eines Aufruhrs gegen ihre gesetzliche Obrig-

keit, zu dem sie weder Grund noch Recht hatten. Ich wisse wohl, daß Amerika sich jetzt als einen selbstständigen Staat und meinen Bundesgenossen betrachte; allein der Erfolg, der dies Unternehmen sanctionirt, kann es bei alle dem nicht rechtfertigen. Da unsere einheimischen Unruhen erst ganz kürzlich gedämpft worden, so möchte ein so gefährlicher Saamen leicht Wurzel fassen, wenn wir uns nicht allem widersetzten, was dergleichen Begriffe nähren könne Dies sei die Ursache, weshalb ich ihm, Stedingk, so wie dem Grafen Fersen, die Anlegung des amerikanischen Ordens nicht erlaube. Ich hätte nicht gewußt, daß sie beide die einzigen meiner Unterthanen wären, welche diesen Orden erhalten. Ich würde ihnen sonst durch meinen Gesandten meine Ansichten und Gründe mitgetheilt haben, überzeugt, daß sie mein Vertrauen nicht mißbrauchen würden; dies Vertrauen hätte ich aber nicht mehreren widerfahren lassen können. Zuletzt beruhigte ich Stedingk über den Eindruck, den seine Uebereilung auf mich gemacht. Ich versicherte ihm, es sei alles völlig vergeben, und es thäte mir aufrichtig leid, ihm eine Unannehmlichkeit verursachen zu müssen, indem ich mich in die Nothwendigkeit versetzt sähe ihn eines Schmuckes zu berauben, dessen er sich bereits bedient."*) Aber nun zurück zu unseren Akademikern. Ich will all' deine Kandidaten kennen."

„Ew. Majestät haben einen Dichter in Ihren Staa-

*) Buchstäblich nach König Gustav III. Brief an den nachmaligen Feldmarschall Stedingk, datirt aus Rom den 26sten März 1784, im fünften Theile von Gustavs Werken.

ten, der — ich bekenne es — freilich oft ein wenig ausgelassen, dabei aber anmuthig und witzig ist; der erste, der uns ursprüngliche und eigenthümliche schwedische Lustspiele gab, von denen man an dem Hofe Ew. Majestät mit Vergnügen die Aufführung des Stückes „Gelegenheit macht Diebe" sah. Hallman ist zugleich ein vortrefflicher Possenschreiber, und der selige Graf Creutz behauptete, er möchte lieber seinen Korporal Ölbom, als seinen eigenen Zephis geschrieben haben."

„Hallman! Nein; auf keinen Fall. Ja, hätte er nur „Gelegenheit macht Diebe," und seine witzigen, obgleich plumpen Possen geschrieben, so möchte es allenfalls sein; aber die „unterirdische Brennerei" und dergleichen! Nein, ein solcher Schriftsteller paßt nicht für meine Akademie, und seine wüste Lebensweise noch weniger."

„Dann darf ich wohl den Verfasser des „Kapitain Puff oder der Großsprecher," des „Michel Wingler" und des „Zeitvertreibes auf dem Schuldthurm," nicht erst nennen...."

„Kexell?" rief der König. — „Pfui! mich dünkt, er riecht bis hierher nach Branntwein."

„Der fleißigste und fruchtbarste von allen Schriftstellern in dem Reiche Ew. Majestät ist unfehlbar Gjörwell......"

„Aber auch der Trockenste," fiel der König ein. „Zum Akademiker paßt er nicht."

„Trockenheit ist ein Fehler, den man wenigstens dem munteren Envallsson nicht vorwerfen kann, welcher Iphigenia die zweite schrieb, Bobis Hochzeit

und andere, seine Uebersetzungen und Nachbildungen, von Richard Löwenherz an bis zum Faßbinder, dem Savoyarden und Figaro's Hochzeit hinab, ungerechnet."

„Alle diese gehören in das komische Gebiet; meine Akademie soll sich aber nur im Ernsten und Würdigen halten. Ueberdies ist Herr Envallsson Notarius Publikus, was sich wohl kaum mit der Würde eines Akademikers vertragen möchte."

„Es giebt zwei Schriftsteller Namens Fant, von denen der eine sich mit Erfolg in belletristischen Sachen versucht, der andere viele geschichtliche Arbeiten geliefert hat, unter welchen besonders ein Entwurf der Lebensgeschichte des großen Königs, dessen Geburtstag Ew. Majestät zu der Jahresfeier der Akademie erwählt, zu nennen ist."

„Keiner von beiden gefällt mir. Die Verse des einen sind so hart wie die Prosa des anderen."

„Lilljeståhle wäre wohl nicht der Erwähnung werth?"

„Gewiß nicht; denn wäre seine Muse auch eben so lieblich, als sie pedantisch und schwerfällig ist, so würde er doch niemals für meine Akademie passen. Er ist und bleibt eine unheilbare „Mütze," und in deren Gesellschaft ist niemals Freude und Behagen gewesen."

Sannerstierna's Verse sind freilich fließender, und da er die Bühne mit seinem Stück „Weiber und Vertrauen" beschenkt, so verdient er vielleicht eine gnädige Aufmerksamkeit und Ermunterung."

„Seine Sprache ist veraltet: es ist gerade die Ver-

jüngung und Bereicherung der Sprache, worauf meine Akademie besonderen Fleiß verwenden soll.“

Eler's Muse hat sogar den Beifall Ew. Majestät gewonnen, und man lobt seine „Versuche,“ seine „Thränen“ und „frohen Lieder.“ Seine Beschreibung von Stockholm sichert ihm sogar eine gewisse Berühmtheit.“

„O ja....... jedenfalls hat es aber noch Zeit, ehe die Reihe an ihn kommt. — Du hältst Dich gänzlich auf der negativen Seite der Kandidaten. Ich habe nichts dagegen; es amüsirt mich vielmehr. Hast du noch mehr dieses Schlages?“

„Ich erdreiste mich nicht zu entscheiden, ob Ew. Majestät Ödman dahinrechnen, dessen gefeierter Name sich eben so wenig auf Upsala, als Norbergs auf Lund beschränkt. Jedenfalls würde sie die glänzende Stiftung, die Ew. Majestät beabsichtigen, nicht entstellen.“

„Sie würden ihr aber ein zu altfränkisches Ansehen geben. In einer rein gelehrten Gesellschaft, da lasse ich es mir gefallen! Aber meine Akademie wird eine schöngeistige. Die Blüthen des Talentes und guten Geschmackes will ich um meinen Thron sammeln.“

Lannérus schrieb eine Abhandlung über die Ursach des Sittenverfalls, welche sich sowohl einen Preis als das allgemeine Lob erwarb.....“

„Es mag sein! Er ist jedoch ein Mitglied der Gesellschaft **Pro Fide et Christianismo**; von der schwedischen Akademie wird er keins.“

„Mein letzter und achtzehnter Kandidat wird der bekannte Lidén, der in mancher Beziehung berühmt und berüchtigt ist.“

„Seine Schriften sind aber nicht von der Beschaffenheit, um dem Verfasser einen Platz in der Akademie zu verschaffen. — Deine Liste ist also geschlossen. Jetzt komme ich an die Reihe und Du sollst meine Kandidaten hören. An die Seite von Höpken, Carl Scheffer, Hermansson und Fersen, setze ich nun Oxenstjerna und Dich selbst, — keine Umstände, lieber Elis! Alle Welt weiß, daß du einen Platz in der Akademie verdienst. Ich verzeihe Dir Deinen „Gustav Gök*)," des Vergnügens halber, welches uns Deine anderen Produktionen gemacht haben. — Ich setze ferner Gyllenborg, Rosenstein, Botin, Adlerbeth, Kellgren, Celsius und Bischof Wingård (lächelnd); ich setze absichtlich „Bischof" Wingård, denn ich ernenne ihn in seiner Eigenschaft als Prälat zum Akademiker. Da habe ich gleich dreizehn Mitglieder, deren weder ich noch die Akademie sich zu schämen braucht. Oder wie denkst Du darüber?"

„Ich denke, mein allergnädigster Herr, daß, mit Ausnahme eines Einzigen, dem das eigene Bewußtsein sagt, daß nur Gnade vor Recht ergeht, alle Uebrigen einen gerechten Anspruch auf die Gnade haben, die ihnen widerfährt."

„Die übrigen fünf überlasse ich eurer eigenen Wahl; diese, versteht sich, bedarf jederzeit meiner Bestätigung. Doch will ich eurer Ueberzeugung keinen Zwang auflegen. Wenn es sich fügte, daß Armfelt und Leopold eure

*) Schröderheim schrieb eine Satyre auf Gustav Wasa, die er Gustav Gök nannte.

Anfmerksamkelt auf sich zögen, so hätte ich natürlich nichts dagegen."

Und so fügte es sich ganz natürlich. Mit großer Feierlichkeit weihete Gustav III. am 24. April 1786 seine Schwedische Akademie ein. Es war ohne Zweifel eine literarische Auszeichnung, einen Platz neben Oxenstjerna, Gyllenborg, Kellgren, Leopoldt, Botin, Adlerbeth und Rosenstein zu haben; aber die Ehre war eben so groß, mit Bellman, Ehrensvärd, Hallenberg, Lidner, Thorild, Oedman, Hallman, die niemals in die schwedische Akademie gelangten, ausgeschlossen zu bleiben.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Zwischen den Gärten von Ladugårdsland liegt auf einem kleinen anmuthigen Hügel ein hübsches Landhaus mit angenehmer Aussicht; wo der thätigste von Gustavs Beamten im Schooße seiner Familie sich auf einige Stunden von den Lasten seines Berufes sich erholte. Die Mitwelt betrachtete ihn fast wie einen Zauberer, der die scharfen Augen von Odin's Raben und ein Herz von Granit besaß. Dieser Ruf, welcher alle, die er ausforschen wollte, schon im Voraus mit der größten Angst erfüllte, leistete ihm in der That die Dienste, welche die wirklichen Raben Odins ihm nur irgend hätten gewähren können. Im Schooß der Seinigen, im gemüthlichen Wohnzimmer oder in der balsamischen Luft seines Gartens, wo er sich vor fremder Beobachtung sicher fühlte, milderte sich die Strenge seines Auges, sowie die seines Herzens; er ward dann ein zärtlicher Familienvater, und gab sich ganz den häuslichen Freuden hin. In den Bureaux, oder da, wo er kraft seines Amtes auftreten mußte, war er verschlossen, unheimlich, zurückstoßend, wortkarg, und oft brach, trotz der eiskalten Maske, die er anzunehmen wußte, eine vulkanische Hitze hervor. Die runden, schwarzen, tiefliegenden, fast unbeweglichen

Augen hafteten wie festgebannt auf einem Gegenstande, den sein kaltblütiger, strenger, durchbohrender Blick erfaßte. Die tiefen Augenhöhlen machten ihn noch düsterer und schauerlicher; schwarze, dichte, scharf gezeichnete Augenbraunen schlossen sich an eine Stirn, die, nach den Regeln der Physiognomik, Schlauheit, Mißtrauen und Bitterkeit abspiegelte, und im vollkommenen Einklange mit dem höhnischen Ausdruck des Mundes stand. Die gelbbleiche Farbe, auf der sich niemals eine Spur von Röthe zeigte, stach wunderlich gegen das gepuderte, steif geordnete Haar ab. Sein Kopf ruhte auf einem Halse, der, eben so wie seine Gestalt, lang und mager war. Man konnte ihn für den Typus eines venetianischen Staatsinquisitors nehmen. Er machte denselbeu schreckenden Eindruck, entwickelte dieselben Eigenschaften, umgab sich mit derselben Undurchdringlichkeit, während er allen bis ins innerste Herz zu blicken schien. Sein Amt entsprach diesen Eigenschaften. Er war nämlich schwedischer Polizeimeister, und der Name Johann Heinrich Liljensparre ist bis auf die Nachwelt gekommen. Niemand bestreitet, daß er seinem Amte gewachsen gewesen; keiner läugnet, daß er es besser als irgend einer seiner Nachfolger ausgefüllt; keiner, daß die Sicherheit der Hauptstadt je größer gewesen, als so lange er am Ruder stand; — aber man hat in späteren Zeiten die Ansichten über die Mittel und Wege, welche er anwendete, um dem Verbrechen auf die Spur zu kommen, bedeutend geändert. Wäre Liljensparre nur ein Polizeimeister der Art gewesen, wie man sie in unseren Tagen in der schwedischen Hauptstadt herumspatzieren sieht, deren ganzes Ta=

lent in Daumschrauben und deren ganze Kraft im Haselstecken liegt, so würde sein Ruf nicht bis auf die Zeit gekommen sein, wo man dergleichen Mittel ungestraft anwendet. Aber die Natur hatte ihn mit jenen Geistesfähigkeiten ausgerüstet, welche auf geschickte Weise verstehen, die Mittel den Umständen anzupassen, und die verbrauchten gegen neue auszutauschen. Liljensparre war eben so sehr aus Dankbarkeit als aus eigener Neigung königlich gesinnt, denn Gustav III. hatte sein Glück gemacht; er war aber noch überdies ein ganz besonderer Gustavianer und dies war es, was ihn später stürzte, als er seine Nachforschungen nach dem Mörder seines Wohlthäters zu sehr in die Höhe trieb. Zwar trug ihm Karl, nachdem er König geworden, so wie diejenigen, welche ihn zum König gemacht, nicht nur die Versöhnung an, sondern sie wollten sein anerkanntes Talent auch ferner benutzen: da er aber mit unbeugsamem Stolz erkärte, er wolle mit dem ehemaligen Herzoge von Södermanland nichts zu thun haben, so hetzte man auf Liljensparre den nur allzu berüchtigten Grewesmöhlen, gegen welchen eine hohe Person, die sehr viel mit ihm in Berührung stand, einst äußerte: er (Grewesmöhlen), sei gerade durch seine Hetzjagden auf das Volk, durch welche er sich den Unwillen der höheren Behörden zugezogen, ein kostbares Kleinod.

Wir wollen Liljensparre in seinem Eifer und seiner Strenge nicht immer vertreten; wir wollen nicht behaupten, daß sie nicht noch mehr hätte ausarten können, wenn sie nicht ein Gegengewicht in der edlen, menschlichen Denkungsart seines Vorgesetzten, des Oberstatthal-

ters Sparre gefunden; betrachtet man aber unpartheiisch die Verhältnisse, unter welchen Liljensparre in Wirksamkeit war, so wie die Folgen dieser Wirksamkeit, so wird man sehr viel von der Rechnung des Polizeimeisters auf die der damaligen Zeit setzen.

Eines Tages, als Liljensparre nach seinen unangenehmen Berufsgeschäften sich im Kreise der Seinigen zu erholen hoffte, kam ein Befehl vom Schlosse, sich um Punkt elf Uhr Abends im Kabinet des Königs einzufinden. Das heitere Gesicht, welches er noch so eben seiner Familie gezeigt, verschwand, während er den königlichen Befehl entgegennahm; der Bote sah nichts als die gewöhnliche gemessene Ruhe, den eisigen Ernst, und das strenge Wesen des Polizeimeisters; sobald er sich entfernt, war Liljensparre wieder der heitere, ungezwungene, scherzende Vater seiner Kinder.

Zur festgesetzten Stunde befand er sich im Audienzzimmer des Königs, und ward sogleich in Gustav's Kabinet geführt.

Mit gewohntem, freundlichem Lächeln erwiederte Gustav die tiefe Verneigung des Polizeimeisters; ein wenig scheu und verwirrt wendete er aber die Augen von ihm, als der düstere, durchdringende, fragende Blick des Ankommenden ihn traf.

„Foi de gentilhomme, lieber Liljensparre, ich glaube, Du willst mich durchschauen. Du versuchst, mir meine Gedanken vom Gesicht zu lesen, um mir die Mühe zu ersparen, sie Dir erst mitzutheilen."

„Bei Ew. Majestät möchte ein solcher Versuch völlig fruchtlos sein. Es gab eine Zeit, wo ich vermessen

genug war, meine Menschenkenntniß auch auf meinen großen König ausdehnen zu wollen. Aber die Flügel des Ikarus hielten so lange, bis sie der Sonne zu nahe kamen, und meine Fähigkeit scheiterte, als ich die Augen nach dem Thron Ew. Majestät emporrichtete."

„Und doch würde ich gar nichts dagegen haben, wenn Du diesmal meine Absicht erriethest. Du würdest mich der Mühe überheben, eine Sache in Worte zu kleiden, die Du vielleicht geneigt bist, für Schwäche, ja, geradezu für Aberglauben zu halten."

Dergleichen Dafürhalten in Bezug auf Ew. Majestät wäre ein völliger Widerspruch. Was bei gewöhnlichen Menschen Aberglauben ist, kann bei König Gustav III. nur eine höhere Wißbegierde sein."

„Bravo! Ich wette, daß Du wenigstens zur Hälfte meine Absicht errräthst. Das nenne ich einen Polizeimeister comme il y en a peu! Deine Sehergabe kommt mir ganz gut zu statten; es liegt mir daran gleich kurz und gut zur Sache zu gahen. Also: kennst Du eine gewisse Demoiselle Arfvidsson?"

„Ich hielt es für meine Amtspflicht, auf eine Person dieses Namens meine besondere Aufmerksamkeit zu richten."

„Gewiß dieselbe! Sie sieht in die Vergangenheit wie Du selbst; sie blickt in die Zukunft wie die Propheten des alten Testaments; sie prophezeiht aus Karten, aus Kaffee, aus Wein, aus allem, was man will."

„So wird wenigstens behauptet."

„Ich habe unglaubliche Sachen von ihr gehört und

will mich selbst überzeugen, wie es damit zusammenhängt.“

„Ich werde sie benachrichtigen sich einzustellen, sobald Ew. Majestät befehlen.“

„Sie kennt Dich also?“

„Nicht mich, aber die Autorität, welche Ew. Majestät mir verliehen.“

„Wie hängt das zusammen?“

„Ihr geheimnißvolles Treiben, das Aufsehen, das sie erregte, und der große Zulauf, den ihre Künste hatten, nahmen meine Aufmerksamkeit in Anspruch. Es war meine Pflicht, darauf zu wachen, daß sie in den Händen Uebelgesinnter nicht zu einem Werkzeuge gegen Ew. Majestät, und somit gegen das ganze Land ward. Ich würde sie sogar aus der Hauptstadt verwiesen oder ihr das geheimnißvolle Handwerk untersagt haben (statt dessen ich jetzt nur ihre Plane, oder die, welche um sie her gesponnen werden, beobachte), — wenn ich nicht in Erfahrung gebracht hätte, daß sie unter höherem und mächtigerem Schutz steht.“

„Was soll das heißen, mein Herr? Sie sprechen von höherem Schutz, und ich habe kaum früher an die Person gedacht, die ich überdies nie gesehen.“

„Nicht Ew. Majestät; aber die vornehmsten Personen des Hofes besuchen sie fleißig, sogar Ihre Majestät die Königin....“

„Die **Königin** sagst Du?“

„Ja, Ew. Majestät. Die Königin schickte in diesen Tagen zu ihr. Sie ließ zurücksagen: der Traum, den Ihre Majestät in vergangener Nacht gehabt, würde

gewiß eintreffen; sie selbst könne ihn aber an keinem andern Orte auslegen, als in ihrem eigenen Hause, da der Geist ihrer Eingebungen sie verließe, sobald sie ihn in fremde Räume führe. Die Königin war von der Antwort ebenso überrascht als betroffen. Wahrscheinlich hatte eine Kammerfrau ihren Traum verrathen. Ihre Majestät begab sich deshalb verkleidet zu ihr, und ich habe Veranlassung zu glauben, daß die Königin ebenso zufrieden mit den Aussagen der Demoiselle Arfvidson gewesen, als diese mit der Freigebigkeit Ihrer Majestät*)."

„Sonderbar!.... höchst sonderbar!.... Meine Gemahlin hat mir kein Wort davon gesagt.... Von meinem Polizeimeister muß ich zuerst erfahren, was in meinem Schlosse, in meiner eigenen Familie vorgeht! — Du sagst, es sei überhaupt großer Zulauf bei ihr?"

„So großer, daß, um wenigstens den Andrang der geringen und unbemittelten Klasse zu verhindern, ich ihr den Rath geben ließ, einen Dukaten als Eintrittsgeld zu fordern*). Sie müßte bereits enorm reich sein, wenn sie nicht wahrscheinlich gezwungen wäre, große Summen für Bestechungen auszugeben, die sie hinter Geheimnisse kommen lassen, welche sie später für Offenbarungen ausgiebt."

„Du beurtheilst sie vielleicht zu hart; jedenfalls ist es freilich Deine Pflicht als Polizeimeister, sowohl den

*) Historisch.

**) Historisch.

Geistern als den Menschen zu mißtrauen. Indeß will ich sie mit eigenen Augen sehen. Glaubst Du, daß sie mich kennt?"

„In welchem Winkel der Erde wäre Gustav III. nicht gekannt? Wer unter dem glücklichen Volke Ew. Majestät würde seinen großen König nicht kennen?"

„So muß ich mich verkleiden. — Wo wohnt sie?"

„In einem kleinen einstöckigen Hause, nicht weit von Belle vue. — Aber möchte mir eine Frage gnädigst gestattet sein: Ew. Majestät werden doch nicht ganz allein bei diesem Besuch sein?"

„Wie so? Fürchtest Du etwas?"

„Es ist jederzeit meine Schuldigkeit wachsam zu sein; und in diesem Fall bin ich der Mit- und Nachwelt Verantwortung schuldig."

„Aber ich, ich fürchte nichts. Ein König, und fürchten! Pfui, Liljensparre! Das gränzt an Beleidigung! Einen einzigen Menschen will ich zu meiner Begleitung haben, um mit ihm sprechen zu können und unterweges nicht vor langer Weile zu sterben; Armfelt mag es sein."

„Baron Armfelt ist bei Demoiselle Arfvidsson wie Kind im Hause."

„Armfelt?.... Davon hat er mir ja kein Wort gesagt. Bist Du dessen gewiß?"

„So gewiß, Ew. Majestät, daß ich überzeugende Beweise davon geben kann. — Darf ich indeß unterthänigst bitten, daß Ew. Majestät mich nicht dabei nennen, wenn Baron Armfelt nicht selbst etwas äußert."

„Verlaß Dich auf meine Verschwiegenheit. — Da also diejenigen, die mir am nächsten stehen, die Sibylle um Rath fragen, ist es für mich ein Grund mehr, ihre Bekanntschaft zu machen. — Armfelt ist vermuthlich nicht die einzige Person von Bedeutung, die an ihrem Altare opfert?"

„Meine Listen nennen Hunderte. Aus dem Kopf weiß ich nur einige herzuzählen: Die Gräfinnen Brahe, Löwenhjelm, Jeannette Hamilton und Aurora de Geer, der Reichsrath Oxenstierna, General-Admiral Trolle, der Admiral Baron Ehrensvärd...."

„Ehrensvärd auch?" fiel der König ein; — „das muß ich sagen! — Das steigert meine Neugierde im höchsten Grade. — Ist De Besche auch auf Deiner Liste?"

Nein, Ew. Majestät."

„Schön. Dann soll dieser mir Gesellschaft leisten. — Zu welcher Stunde öffnet die Pythia ihren Tempel?"

„Von neun Uhr Abends bis vier Uhr Morgens."

„Gut. De Besche soll uns eine Stunde bestellen; wo wir in unserem neuen Delphi allein sein können, denn ich würde dort nicht gern mit meinen lieben Unterthanen zusammentreffen. — Noch eins! Ich brauche einen Cicerone. Ich werde Dir einen meiner Kammerdiener, Gliedberg oder Wachlin, schicken, damit Du ihm den Weg und die Wohnung der Sibylle genau be-

schreibst; aber so, daß kein Ungehöriger etwas erräth. Verstehst Du?"

„Vollkommen, Ew. Majestät."

„So leb' für diesmal wohl, lieber Liljensparre."

Der Polizeimeister trat ab.

Dreißigstes Kapitel.

Das Polizeiamt Stockholms befand sich zu jener Zeit in dem von der Krone gekauften Betouska'schen Hause auf dem Schloßberge. Liljensparre war dort eines Tages mit einer strengen Untersuchung beschäftigt, als ihm der königliche Kammerdiener Gliedberg angemeldet ward. Der Polizeimeister ließ ihn in ein besonderes Zimmer führen, und begab sich, sobald es sich thun ließ, selbst dahin. Weder von der einen, noch von der anderen Seite machte man eine neue Bekanntschaft. Der Kammerdiener des Königs hatte nicht nur jederzeit freien Zutritt bei Liljensparre, sondern erhielt auch monatlich ein ansehnliches Geschenk, wofür er ihn von allem unterrichtete, was im Schlosse vorging, ihm die Personen nannte, die daselbst empfangen wurden, die Aeußerungen des Königs beim An- und Auskleiden mittheilte, und ihn mit allen Angelegenheiten bekannt machte. Die Bedienung der übrigen königlichen Personen stand in demselben Verhältniß zum Polizeimeister.

Nachdem Gliedberg seinen gewöhnlichen Bericht über den Hergang im Schlosse abgestattet und den Weg zur Wahrsagerin genau erfahren hatte, fragte Liljensparre: ob es wohl möglich wäre, ihn von dem Costüm

des Königs, das er bei diesem Besuch tragen werde, noch zeitig genug in Kenntniß zu setzen; er wolle eine Beschreibung davon seinen Untergebenen mittheilen, damit diese des vielleicht nöthigen Beistandes und Schutzes halber dem Könige folgen könnten, wenn er seinen Weg zur Wahrsagerin anträte.

Der Kammerdiener versprach sein Mögliches zu thun und fügte hinzu, daß der König bei solchen Promenaden gewöhnlich einen neapolitanischen Mantel von braunem Kamelot und einen Hut mit breiten, niederhängenden Krempen zu tragen pflegte. Seine gewöhnliche Maske wäre eine halbe, schwarze, mit einem Bart."

Liljensparre trat an einem Schreibtisch und nahm aus einem der Fächer zwei Dukaten und zwei weiß seidene Bandrosen, die eine größer, die andere kleiner; dies alles händigte er dem Kammerdiener ein.

„Das Eine," sagte er, „ist eine kleine Aufmunterung zum ferneren sorgfältigen Aufpassen; das Andere erfordert Ihre Mitwirkung bei der Toilette Sr. Majestät, wenn dieselben sich zu Demoiselle Arfvidsson begeben. Die größere dieser Bandrosen befestigen Sie hinten am Kragen des Mantels Sr. Majestät; die kleinere am Kragen des Kleidungsstückes, welches der König unter dem Mantel tragen wird; so daß, — er möge den Mantel ablegen oder nicht, — er immer eine der Bandrosen an sich trägt. Verstehen Sie meine Meinung?"

„Vollkommen, und es soll alles pünktlich vollzogen werden," antwortete der Kammerdiener sich empfehlend.

Ein tüchtiger Chef umgiebt sich immer mit geschickten Leuten, und dies war bei den Polizeibedienten Lil-

jensparre's ganz besonders der Fall. Er hatte sie, ihren Eigenschaften gemäß, alle zu verschiedenen Zwecken angestellt und ihnen entsprechende Namen gegeben, die sie nicht nur zu einer Art von Ordensgemeinschaft verbanden, sondern ihnen auch zum Erkennungszeichen dienten, wenn sie nicht öffentlich und von Amts wegen auftreten wollten. Demgemäß hieß der Listigste „Fuchs," der Stärkste „Bär," der Dreisteste „Löwe," der Scharfsichtigste „Falke," der Wachsamste „Storch," der Behendeste „Eichhorn," der Thätigste „Ameise," ꝛc. ꝛc.

Sobald Gliedberg sich entfernt hatte, rief der Polizeimeister einen seiner zuverlässigsten Gehülfen.

„Höre, Dogge," sagte er zu ihm, „Du suchst zwanzig Deiner besten Leute aus, und stellst sie, heimlich und bewaffnet, in der Gegend zwischen Ingemarshof und Belle vue auf, wo sie, ohne sich zusammen zu rottiren oder bemerkbar zu machen, sich von neun Uhr Abends bis vier Uhr Morgens aufhalten sollen, und zwar von heut Abend an, bis ich weitere Befehle ertheile. Ihr gebt genau auf drei Personen acht, die sich zur Demoiselle Arfvidsson begeben, und von denen der eine wahrscheinlich einen braunen Mantel und einen runden Hut mit herabhängenden Krempen trägt. Jedenfalls wird eine weiße Bandrose am Kragen des Mantels, so wie an dem Kleidungsstücke, das er darunter trägt, befestiget sein. Ihr seid verantwortlich für die Sicherheit dieser drei Personen, und habt sie vor jeder Beleidigung, vor jedem Anfall oder Angriff zu schützen, von

wem ein solcher auch kommen möge. Sollte man sie mit solcher Stärke angreifen, daß es euch nicht möglich wäre, alle drei zu schützen, so kümmert euch nur um den mit der weißen Bandrose; diesen aber vertheidigt auf Leib und Leben bis zum letzten Blutstropfen, ohne jedoch nach seinem Namen zu fragen, insofern er sich nicht selbst zu erkennen giebt. Fühltet ihr, daß ihr übermannt werden möchtet, so macht Lärm und ruft um Hülfe, — dies jedoch nur im höchsten Nothfall. Fuchs, Bär und Eichhorn gehen in das Haus der Mamsell Arfvidsson, unterrichten sie, daß es auf meinen Befehl geschieht, und halten sich daselbst jeden Abend von halb zehn an verborgen, bis der Herr mit der weißen Bandrose dort gewesen ist. Sie darf jedoch keinem Menschen etwas von eurer Anwesenheit verrathen. Löwe, Falk und Storch streifen während der Zeit, daß die drei Personen im Hause sind, um dasselbe herum. Ein gesatteltes Pferd soll außerdem bei Ingemarshof bereit stehen, und sobald die drei bezeichneten Personen sichtbar werden, schickst Du mir einen Boten, der mit verhängtem Zügel eilen soll. Du berichtest mir überdies auf das Genauste, was sich während dieses ganzen Besuches begeben wird.

„Alles soll auf das Pünktlichste ausgerichtet werden," antwortete der Polizeidiener und ging.

„Ich will den Herzog von Södermanland beobachten, und über die Sicherheit des Königs wachen," — dachte Liljensparre, indem er das Pult verschloß. — „Der König ist verwegen und hat einen ganz unzeitigen

Muth; darauf rechnet Seine Königl. Hoheit. Warten Sie nur, mein Prinz, das soll Ihnen schlecht bekommen! Meine Vorsicht soll der Unvorsichtigkeit des Königs immer die Wage halten."

Ein und dreißigstes Kapitel.

Der für die schwedische Linie des Holstein-Gottorp'schen Hauses so bedeutungsvolle Monat März hatte begonnen. Der Himmel war mit tausend funkelnden Sternen besäet, deren mildes, zitterndes Licht den Gegenständen ein unbestimmtes, geisterhaftes Ansehen gab. Die Straßen der Hauptstadt schienen von wandelnden Schatten zu wimmeln; je weiter man aber in die Vorstadt kam, desto stiller und einsamer wurde die Gegend.

Eines Abends mit dem Schlage zehn hielt ein Miethwagen bei Ingemarshof. Es war eins jener sonst üblichen Fuhrwerke, von denen die heutige Zeit sich keine Vorstellung mehr machen kann. Der hohe schrankförmige Kasten, mit seinen großen Fenstern und Thüren, mit seinen ungeschickten Tritten, die man weder vor- noch zurückbiegen konnte, mit seiner inneren Bekleidung von rothem Plüsch, der ursprunglich zierlich gepreßt, bald aber völlig abgenutzt war, stand ohne Federn auf einem Gestell, das einst vergoldet, so wie der Kasten einst grün gewesen; diese beiden Hauptfarben waren jetzt jedoch in eine Schattirung übergegangen, deren Grundton sich schwer errathen ließ. — Die unförmlichen groben Räder, welche ziemlich weit vom Kasten abstanden, wälzten sich

polternd über das Pflaster, und verursachten eine solche Erschütterung und solche Stöße, daß der Kutscher auf dem Bocke, der auf vier dicken Pfosten ruhte, ohne Unterbrechung empor geschnellt ward. In diesem mißgestalteten Fuhrwerk saßen drei Personen, die von den Stößen des Wagens so durch einander geschüttelt wurden, daß die Beiden, welche im Fond saßen, immer mit der Nase auf den Rücksitz fielen, und mit dem Dritten, der rückwärts saß, in sehr unangenehme Collisionen geriethen.

Bei dem matten Scheine einer schlechten Laterne, die über dem Eingangsthore von Ingemarshof brannte, stiegen sie aus dem Wagen. Derjenige, welcher rückwärts gesessen, bezahlte den Kutscher und hieß ihn warten, bis sie zurückkämen, wo ihm dann ein gutes Trinkgeld nicht fehlen sollte. Der Kutscher versprach, es zu thun, und die drei Männer setzten ihren Weg zu Fuße fort.

Der Nämliche, welcher rückwärts gesessen und dem Kutscher bedeutet hatte, ging jetzt voraus; er trug einen blauen Leibrock, einen runden Hut und einen tüchtigen Stock in der Hand. Die beiden Andern waren der Beschreibung gemäß gekleidet, welche der Leser bei dem Polizeimeister bekommen. Beide trugen halbe Masken vor dem Gesicht; nur an dem Rockkragen des Einen war eine weiße Bandrose befestigt.

„Foi de Gentilhomme, lieber Göran, in meinem Leben habe ich nicht solch eine Fahrt gemacht; meine Knochen sind wie zerschlagen, und meine Zähne klappern wie die Tasten auf einem alten Klavier. Als ich vor vierzehn Jahren in meinem Reiche die Tortur verbot und die Zerstörung aller Marterwerkzeuge befahl, da schwebte

ich freilich über das, was man einen Miethwagen nennt, noch in völliger Dunkelheit. Jetzt weiß ich, was das sagen will, und werde darauf bedacht sein, auch dieses Marterinstrument abzuschaffen."

„Ich halte es für eine Prüfung, durch die man zu der Sibylle eingehen muß, und bin überzeugt, man hat keine größeren Prüfungen zu überstehen, um in den Freimauer- oder in den Helenenorden zu gelangen."

Indeß kamen sie an die Thür eines einstöckigen kleinen Hauses, das in einem ummauerten Hofe auf einer mäßigen Erhöhung lag.

„Hast Du bemerkt, Göran, wie wir bei Ingemarshof aus dem Wagen stiegen, daß hier und da Gestalten hervortraten, deren Anzahl immer größer ward, je näher wir hier dem Hause kamen? Mich soll wundern, ob es Menschen oder Geister sind."

„Ja, freilich habe ich es bemerkt. Der Anblick dieser wandelnden Gestalten, die uns, ohne ein Wort zu sagen, genau beobachten, ist mir ganz schauerlich."

Man klopfte jetzt an die Pforte des kleinen Vorhofes und begehrte Einlaß.

Nichts regte sich; sie klopften lauter und stärker.

Jetzt ließen sich langsame Schritte, die oft durch einen trockenen Husten unterbrochen wurden, und das Murren und Kläffen eines Hundes hören.

„Wer ist da?" fragte eine kreischende Frauenstimme.

„Ein paar Herren, die gern eintreten möchten," war die Antwort.

„Wen suchen die Herren?"

„Demoiselle Arfvidsson."

Ein Schlüssel bewegte sich jetzt im Schloß; die Angeln knarrten und die Thüre ward geöffnet; unsere drei Herren traten in einen ziemlich geräumigen Hof, wo eine alte zwergähnliche, einäugige, hinkende Magd sie empfing, der ein großer, schwarzer Hund zur Seite stand, dessen funkelnde Augen und weiße Zähne die Eintretenden zum Gehorsam mahnten. Die Alte hielt in der einen Hand einen Strick, der an dem Halse des Hundes befestigt war, in der andern eine kleine Leuchte. „Still, Mante!" rief sie dem Hunde zu, der die Fremden, welche sie dem Hause zuführte, besonders ungern zu sehen schien. Bei dem schwachen Schein des Lichtes und der Sterne bemerkten sie im Hofe mehrere Bäume, deren kahle Zweige vom kalten Nachtwinde schwermüthig hin und her bewegt wurden.

Die Alte that drei starke Schläge an die Thür des Wohnhauses, die von innen mit einem sonderbaren, ganz ungewöhnlichen Mißlaut beantwortet wurden. Nach einiger Zeit hörte man im Hause eine Thür gehn, und eine klare Frauenstimme fragte von innen, wer da sei?

„Fremde, die in guter Absicht kommen," antwortete die Alte.

In demselben Augenblick sprangen beide Flügel der Hausthür auf. Der Hausflur, den die Herren betraten, war mit einer Menge von Vogelbauern angefüllt, deren befiederte Bewohner, weder von der Natur noch durch die Kunst zu Singvögeln gebildet, ihre kreischenden, mißtönenden Stimmen erhoben. Eine Eule, ein Rabe, eine Krähe und eine Elster suchten sich gegenseitig zu überbieten, bis die Sibylle ihnen mit strengem Tone zurief: „still, ihr Verdammten!" die armen Thiere schienen die

Gewalt der Herrscherin zu kennen; sie gehorchten, sträubten die Federn und schwiegen.

Die Frauengestalt, welche ihnen entgegentrat, war lang und mager, hatte eingesunkene Wangen, große, hohle, graue Augen, eine graue Gesichtsfarbe, ein spitzes Kinn, eine aufgestülpte Nase mit großen, aufgespannten Nasenflügeln; ihr Gesicht war lang, ihre Stirn eingedrückt und mit vielen tiefen, sich unregelmäßig kreuzenden Furchen gezeichnet. Ihre Augenbraunen waren scharf gezeichnet, kurz, ungleich und grau gemischt. An Stirn und Kinn hatte sie braune, mit borstigen Haaren bewachsene Warzen. Die dünnen, bläulichen Lippen schlossen sich so dicht an den Rand der Zähne, daß man dieselben, auch wenn sie den Mund öffnete, nicht sah. An dem langen, dürren Halse zeigten sich dick geschwollene Adern wie Schlangen, und liefen in knotigen Gewinden bis hinab auf ihre mageren Hände und die mit spitzen Nägeln bewaffneten Finger.

Wir dürfen dem Leser wohl kaum berichten, daß dies Demoiselle Arfvidsson war. Nur über ihre Kleidung müssen wir noch einige Worte sagen. Sie bestand in einem grauen Kleide von Camelot, das sie von den Füßen bis dicht an den Hals hinauf umschloß; ein Gürtel von schwarzem Saffian mit einer silbernen Schnalle umgab ihren Leib. Ihre langen, graugemengten Haare, auf der Stirn zurückgestrichen, fielen über die Achseln hinab. Um den Hals trug sie eine Schnur von Lavaperlen, woran ein Elfenbeinkreuz hing. Statt der Schuhe trug sie Halbstiefeln, die damals ältere, vornehme Frauen zu tragen pflegten.

Der Leser wird sich erinnern, daß zwei von den bei ihr eintretenden Persenen maskirt waren.

In dem Augenblick, wo sie ihrer ansichtig ward, beugte sie ihre Knie zur Erde, und faßte die Hand der einen Maske, indem sie sagte: „Wie widerfährt mir die Ehre, einen so großen und gnädigen König über meine geringe Schwelle treten zu sehen? Siebenfach gegrüßt und willkommen möge Schwedens großer Gustav sein!"

Der König war überrascht und ein wenig verlegen, sich auf diese Weise sogleich erkannt zu sehen*). Rasch zog er seine Hand zurück, gab der Sibylle einen Wink aufzustehen, und eilte aus dem Hausflur in ein Zimmer, dessen Thür er selbst öffnete. De Besche und Demoiselle Arfvidsson folgten ihm; Gliedberg blieb im Hausflur.

Das Zimmer, so wie zwei daran stoßende, deren Thüren offen standen, war anständig, aber weder prahlend noch wunderlich möblirt. Sobald der König hineintrat, warf er Hut, Maske und Mantel ab. De Besche folgte seinem Beispiel.

Nachdem der König sich forschend umgesehen und einen Blick in die erleuchteten Nebenzimmer gethan, setzte er sich auf ein Sopha und sagte mit freundlicher Miene:

„Der überraschende Beweis, den Sie mir so eben von Ihrer Geschicklichkeit gegeben, Mademoiselle, erweckt

*) Historisch.

natürlich mein Verlangen, die ganze Kraft Ihrer Sehergabe kennen zu lernen. Gewähren Sie mir daher das Vergnügen, und lassen Sie mich Ihre Prophezeihungen hören. Vergessen Sie, daß Sie zum Könige sprechen, und sagen Sie mir alles so unbefangen, als ob es dem geringsten meiner Unterthanen gälte."

„Der Wille Ew. Majestät ist mir Befehl," — antwortete die Sibylle, — „doch muß ich zu dem Entzweck in meine Zelle hinauf gehen, und Ew. Majestät bitten, mir dorthin zu folgen, obgleich die Treppe etwas beschwerlich ist. Im Fall Ew. Majestät es wünschen, mag der andere Herr folgen."

„O nein! Das ist nicht nöthig. Ich vertraue Ihnen ganz und gar, Demoiselle Arfvidsson. Wenn ein Ritter sich unter den Schutz einer ausgezeichneten Frau stellt, so ist er immer in Sicherheit. Haben Sie irgend ein Buch, so mag sich der Herr die Zeit damit vertreiben, während wir unser gegenseitiges Vertrauen austauschen; welches, wie ich hoffe," — fügte er mit besonderem Nachdruck hinzu — „ganz unter uns bleiben wird."

„Darauf gebe ich Ew. Majestät mein heilges Wort. — Mein Büchervorrath ist jedoch nur beschränkt und darf auch nicht groß sein. Der Herr wird die Bücher in dem kleinen Eckschrank des nächsten Zimmers finden. Der Schlüssel steckt in dem Schrank. — Sind Ew. Majestät bereit?"

„Ja."

Die Sibylle, welche bisher in Worten, Stellung und Geberden dem Könige die tiefste Verehrung bewiesen, nahm jetzt eine ganz andere Haltung an. Sie richtete sich em-

vor, sie hob den Kopf, und ihre Augen zeigten Spott, ihre Lippen Hohn, als sie nach einer Schnur faßte und klingelte. Sogleich theilte sich die Wand an dem einen Ende des Zimmers, — eine verborgene Thür sprang auf, und eine schmale Wendeltreppe zeigte sich, die zu einer Giebelstube hinaufführte. Rücksichtslos und fast befehlend rief sie dem König zu: „Folgen Sie mir!“ und schritt ihm voran. Gustav folgte ihr auf den Fuß. De Besches unruhige Blicke begleiteten ihn; sobald sich aber die Wahrsagerin und der König auf der schwach erleuchteten Treppe befanden, schloß sich die Thüre wieder wie durch unsichtbare Hand.

„Das kann ein schönes Ende nehmen!“ murmelte der Leibpage, indem er den Bücherschrank aufsuchte; — tant va la cruche à l'eau...“

Sehr verstimmt warf er den Bücherschrank wieder zu, nachdem er folgende Titel gelesen: „Die Offenbarung Johannis, mit Erklärungen von einem Ungenannten;“ — „Die Kunst, das Leben mehrere hundert Jahre zu verlängern, von Theophrastus Bombastus Paracelsus von Hohenheim;“ — „Die Offenbarungen und Gesichte der heiligen Brigitte;“ — Speculum vitae humanae, Prognostica für sechszehn Jahre;“ — „Berichte über Kometen von Aron Forsius;“ — endlich die „Astrologischen Werke von Michael Nostradamus, auf welchen folgendes Distichon gemacht worden:

„Nostra damus, cum falsa damus, nam fallere nostrum est,
Et cum falsa damus, nil nisi Nostra damus.“

„Eine herrliche Lectüre, — ein schöner Zeitvertreib!“

fuhr De Besche in seinem Selbstgespräche fort. — „Wenn der König eben so angenehm beschäftigt ist als ich, so wird das Dutzend Dukaten, daß er dieser holdseligen Hexe zugedacht hat, nicht übel angewendet sein."

Die Zeit ward ihm lang. Er ging verdrießlich auf und ab, ward müde, warf sich gähnend auf ein Sopha — und schlief ein. Er erwachte von einem leisen Schlag auf seine Schulter. Es war der König, der dicht vor ihm stand. Demoiselle Arfvidsson, die ihre frühere Demuth wieder angenommen, stand in gemessener Entfernung hinter dem König.

De Besche sprang auf und entschuldigte sich, was die Sibylle, eine solche Wirkung ihrer Lektüre wohl vermuthend, lächelnd anhörte. Gustav wendete sich jetzt zu ihr, nahm eine kleine, mit Dukaten gefüllte Börse aus seiner Westentasche und sagte, indem er ihr dieselbe überreichte: „Leben Sie für diesmal wohl, Mademoiselle; ich rechne auf Ihre Verschwiegenheit, ebenso wie Sie auf meinen Schutz und meine Gewogenheit zählen können."

Die Sibylle beugte wiederum das Knie zur Erde, faßte und küßte des Königs Hand, richtete sich dann auf, und beantwortete den Abschiedsgruß des Pagen mit stolzer Gleichgültigkeit. Sie nahmen nun ihre Masken, Mäntel und Hüte und traten hinaus. Die Alte, welche ihnen die Thür öffnete, war jetzt nicht von dem schwarzen Hunde begleitet; Demoiselle Arfvidsson führte ihre Gäste bis an die äußere Thür, verneigte sich nochmals tief und empfahl sich.

Auf dem Wege nach Ingemarshof sprachen unsere

Fußgänger kein Wort. Als sie sich dem Miethwagen näherten, tönte ihnen schon das Schnarchen ihres tief eingeschlafenen Kutschers entgegen. De Besche und Gliedberg hatten alle mögliche Mühe, ihn zu erwecken und ihm zu bedeuten. Als es ihnen endlich gelungen war, fuhren sie denselben Weg, den sie gekommen, wieder zurück. Am Hause des Grafen Pehr ließ der König halten, stieg aus, hieß den Kammerdiener den Kutscher bezahlen, nahm den Arm des Leibpagen und ging dem Schlosse zu, wo er sich eine Seitentreppe hinauf durch die Garderoben in sein Kabinet begab. De Besche ward entlassen und der König trat in sein Arbeitszimmer. Hastig ging er hier auf und ab, und sprach abgebrochen und halblaut zu sich selbst:

„— — — Hüten Sie Sich vor Pechlin! — — Hören Sie auf Toll! — — Das wußte ich schon vorher! — — — Ja; „aber sein Sie vorsichtig in dem, was Sie mit Pechlin vorhaben." — — Das deutet ohnfehlbar auf die Anklage, die ich gegen ihn erheben lassen will, und wegen welcher ich schon meinen Justizkanzler nach Calmar geschickt, um Anklagepunkte gegen ihn zu sammeln. — — — Ich muß an Wachtmeister schreiben und ihm die größte Vorsicht anempfehlen." — — —

Der König setzte sich an seinen Arbeitstisch und schrieb: „Ich kann die Vorsicht, welche Sie, Herr Graf, gezeigt haben, nicht genug rühmen. Pechlin ist ein so gefährlicher Mensch, daß man ihn nicht anrühren darf, ohne die triftigsten Gründe zu haben; aus dem, was Sie mir über ihn rapportiren, kann ich jedoch nicht annehmen, daß

sein Betragen verbrecherisch genug gewesen wäre, um ihn des Hochverrathes beschuldigen zu lassen. Einst hatte ich diesen unruhigen Geist in meinen Händen, und hätte ich damals gewollt, so konnte ich ihm den Kopf vor die Füße legen lassen. Als ich aber am neunzehnten August 1772 die Revolution ohne Blutvergießen zu Ende gebracht, hielt ich es eines solchen Glückes für würdiger, einen Mann durchschlüpfen zu lassen, der, wie verbrecherisch er auch gegen mein Haus gehandelt, jetzt sich doch wehrlos in meinen Händen befand; und ich glaubte auf diese Weise dem höchsten Wesen am besten zu danken, dessen unerforschlicher Beschluß mich gewürdigt hatte, mein Vaterland zu befreien, ohne meine Hände mit Blut zu beflekken. Seit der Zeit bin ich auch so glücklich gewesen, keine Unruhen wieder aufsteigen zu sehen, die mich gezwungen hätten, Blut zu vergießen.

Dies Alles hat mich in meinem Vorsatz bestärkt, eine Strafe dieser Art, — es möge kommen, wie es wolle — niemals an meinen aufrührerischen Unterthanen vollstrecken zu lassen; dieser Vorsatz hindert mich jedoch nicht, sie auf jede Weise außer Stand zu setzen, sich und dem Reiche zu schaden, und andere mit in Gefahr zu bringen. Deshalb bin ich der Meinung, daß man auf Pechlin nicht genug Acht haben könne, und daß sie, Herr Graf, weder Geld noch Mühe sparen dürfen, um sein Thun und Treiben stets beobachten und alle Beweise gegen ihn aufbringen zu lassen, durch welche man diesen unruhigen Kopf endlich stürzen kann. Ich wüßte Ihnen also nichts vorzuschreiben, Herr Graf, als: 1tens, allen Bewegungen Pechlins zu folgen, und alle Umstände

und Gründe einzusammeln, welche zu einem Prozeß gegen ihn benutzt werden könnten; — 2tens, seine Person nicht eher anzurühren, als bis ich selbst angelangt bin; 3tens, die Klagen aller Bauern einzusammeln, damit wir, wenn wir uns treffen, im Stande sind, die gegründeten und sich zu einem Prozeß eignenden Beschwerden von den unrechtmäßigen zu unterscheiden; denn ich will, daß die Bauern, wenn ich zu ihnen komme, mich für einen gerechten König halten.“*)

Er unterschrieb den Brief und versiegelte ihn.

„Nun bin ich ja wohl in Bezug auf Pechlin vorsichtig genug gewesen. — — — Der verwünschte Fuchs, der mir überall im Wege steht! Toll hat auch meine heimlichen Befehle, dem Gesellen auf die Finger zu sehn, und ihm den Daumen aufs Auge zu drücken.**) — — Toll — „Hören Sie auf Toll!“ Ja, das wird mir nicht schwer werden. — — — Aber in diesem Fall räth er zum Reichstag; Armfelt räth dagegen. — — Es ist sonderbar! beide sind mir ergeben; auf beide halte ich viel; aber beide sind sich ein Dorn im Auge; Einer mag des Anderen Schatten nicht leiden; Einer sucht immer den Andern aus meinem Vertrauen zu verdrängen. — — — Nun, um so besser! Ich bleibe immer der

*) Wortgetreu aus des Königs Brief an den Reichsdrosten Wachtmeister, im vierten Theil von Gustav's III. Schriften.

**) Historisch. der Brief des Königs an Toll findet sich noch vor.

Vermittler und halte die Ehrsucht des Einen mit der des Anderen im Schach. — — — Bei dieser Gelegenheit neige ich mehr zu Armfelts Meinung. — — — Aber sagte sie nicht: hören Sie auf Toll? — — — Es ist sonnenklar: das bezieht sich auf die Zusammenberufung der Stände. Wohlan denn! ich will auf ihn hören. Ich will der Schlange noch einmal fest ins Auge blicken. — — — Ich schreibe den Reichstag aus, um Geld zu bekommen; — — — mancher hat sich dem Teufel zu demselben Zweck verschrieben; — das kommt auf eins heraus! — — — Wohlan; der Reichstag, und das sogleich!" — — —*)

Er klingelt. Ein Kammerdiener tritt ein.

"Dieser Brief an meinen Justizkanzler soll sogleich durch einen Courier an den Grafen Wachtmeister nach Calmar abgehen. . . . . Morgen früh um neun Uhr soll sich der Hofkanzler mit dem Staatssekretair Schröderheim bei mir einstellen, und der Senat soll um zehn Uhr zu einer Extraberathung versammelt sein."

---

*) Historisch, sowohl in Bezug auf Tolls Rath, als auf den Besuch des Königs bei Demoiselle Arfvidsson.

Ende des zweiten Theils.

Gedruckt bei C. Feister.

Bei dem Verleger dieses Werkes ist ferner erschienen:

Die
Kircheinweihung zu Hammarby
von
Emilie Flygare-Carlén.

Aus dem Schwedischen. 3 Theile. Broch. 3 Thlr.

Oder:

Sammlung schwedischer Musterromane.

1ster bis 3ter Theil.

Wir lassen die Kritiken hierüber selbst sprechen:

Rec. im **Pilot.** 1841. № 101. (20. Decbr.) sagt:

Mit diesem Roman beginnt der Herausgeber eine „Sammlung schwedischer Musterromane," wie uns der Haupttitel des Buches belehrt, und obwohl wir es nicht gutheißen können, daß der Titel des Buches der Kritik vorgreift, und sich selber als „Musterbuch" ankündigt, so müssen wir doch gestehen, daß vorliegendes Werk seiner Bezeichnung Ehre macht. Die Verfasserin desselben besitzt eine seltene Fülle und Tiefe des Gefühls, verbunden mit einer sehr regen, schaffenden Phantasie, und weiß diese Eigenschaften mit dem scharfen und sichern Blick der Vernunft zu beherrschen und zu zügeln. Dabei ist auch ihr jene Naivetät und Herzenseinfalt eigen, die wir an der Bremer bemerkten, und die sie plaudern und lachen läßt ganz nach ihrem Vergnügen und ihrer Laune, in dem süßen kindlichen Glauben, daß, was ihr gefällt, sicherlich auch dem Publicum gefallen werde Doch hat die Verfasserin der Kircheinweihung sich auch in ihrem Geplauder mehr in ihrer Gewalt, als die Bremer, und weiß auch hierin mit einer gewissen Würde abzubrechen, wenn ihr einfällt, daß sie nahe daran sei, Schwätzerin zu werden. Wir möchten ihr überhaupt den Vorrang vor der Bremer zuerkennen; sie ist vollendeter in der Form, fertiger und kräftiger im Denken, und bei aller Gefühlswärme doch zurückhaltender. Schaut in den Werken der Bremer zuweilen die Verfasserin selbst mit einem Anstrich von Altjungferlichkeit und Prüderie hervor, so erkennen wir in der Verfasserin des Kirchweihfestes die Frau von Welt und Erfahrung, die in und mit der

Welt lebt, und ihre Freuden so wie ihre Leiden gekostet hat. Fredrika Bremer schaut aus ihrem stillen einsamen Winkelchen hinein in die Welt, und was sie da, so weit ihr Auge reicht, erblicken kann, das giebt sie mit Treue und Wahrheit wieder, Emilie Flygare Carlén aber steht inmitten der Welt, ihre Stürme und Freuden ziehen durch ihre eigne Brust, sie sieht weit umher, und versteht, was sie sieht, denn sie hat die Erfahrung der Welt für sich.

Wir wollen nicht alle Motive und Situationen des vorliegenden Werkes neu nennen, aber die Behandlung ist neu und originell, jedenfalls höchst talentvoll. Die Schürzung des Knotens aber, diese Rache des Enkels, der sich am Enkel des Schuldigen für die seinem Großvater zugefügte Unbill rächen will, scheint uns etwas erkünstelt. Jedenfalls ist die Rache selbst kleinlich und raffinirt. Leiler, der Baumeister, ist berufen in Hammarby die neue Kirche zu bauen. Er wohnt beim Probst im Hause, dessen schöne Tochter Alfhild bald sein Herz zu gewinnen scheint. Auf dem Schlosse des Grafen zu Hammarby macht er aber zugleich Thelma, der Braut des jungen Albano, des mißgestalteten und eifersüchtigtollen Grafensohnes den Hof, und beide Mädchen verlieben sich in ihn, oder vielmehr, sie lieben ihn wahrhaft. Albano leidet an den furchtbarsten Qualen der Eifersucht, die ihn endlich wahnsinnig machen. Thelma, dies zarte überirdisch liebliche Wesen, wird von ihrer armen eigennützigen Mutter beredet, sich des reichen verliebten Albano's zu erbarmen. Thelma's Großmuth und Mitleid überwindet ihre Scheu, und sie tritt zu dem Wahnsinnigen, und harrt unter Angst und Schrekken stundenlang neben ihm aus, die bösen Geister durch ihre milden und sonnigen Blicke verbannend. Albano geneset, und Thelma giebt dem Flehen ihrer Verwandten nach und entschließt sich, dem mißgestalteten widerlichen Albano die Hand zu reichen. Aber den Tag vor ihrer Hochzeit führt ein Zufall sie mit Leiler in eine Grotte am Uferabhang eines See's zusammen, und dort gesteht Leiler ihr, daß er ein Spiel mit ihrem Herzen getrieben, daß er Alfhild liebe. Er kniet vor Thelma und bittet sie, ihm zu verzeihen. In diesem Moment kommt Albano in die Grotte, er sieht Leiler vor seiner Braut knien, in der Wuth seiner Eifersucht mit zurückgekehrtem Wahnsinn stößt er Thelma vom steilen Ufer hinab in das Wasser, und stürzt sich dann selbst hinein. Leiler eilt Thelma zu retten, aber nur als Leiche entzieht er sie den Wogen, und wird dann selber, des Mordes an Albano und

Thelma angeklagt in das Gefängniß gebracht. Alfhild in ihrer heißen jungfräulichen Liebe, Alfhild allein glaubt an seine Unschuld, und noch ein anderes Wesen — Leiler's Frau, die ihn mit derselben Leidenschaft liebt, wie Alfhild und Thelma. Wahrlich, Leiler ist ein glückseliger Mann, drei solche Herzen sich zu eigen zu wissen! Aber dies Glück ist auch sein Unglück, denn er will nicht drei, er will nur Eine, nur Alfhild besitzen, und hat, sich dieser verlobend, ihr verschwiegen, daß er verheirathet ist. Dieses eheliche Verhältniß Leiler's zu der schönen ernsten Maria ist die schönste Perle des Buches, und Maria's äußere Kälte, dem sie nicht liebenden Gatten gegenüber, für den sie die tiefste unbegrenzte Liebe fühlt, ist meisterhaft durchgeführt. Aber wir vergessen, daß wir den Leser dieses interessanten Werkes nicht um den Reiz der Spannung bringen, ihm die Entwirrung und Auflösung nicht verrathen dürfen! Uns genüge es also, auf dieses geistvolle Buch hingewiesen zu haben!

Die Uebersetzung ist ausgezeichnet.

Rec. aus den literarischen Blättern № 32. 1841. Beil. z. 210. Bl. des **Gesellschafters.**

Es gehört förmlich zu einem Zuge unserer Zeit, die schwedische Literatur in die unsrige einzuführen. Wenn uns die „Sammlung schwedischer Musterromane", als deren ersten wir obigen vor uns haben, in der Folge nur solche bringt, die diesem an die Seite gestellt zu werden verdienen, was wir freilich erst abwarten müssen, so können wir das Unternehmen nur billigen und ihm die beste Anerkennung wünschen.

Die Verfasserin der „Kircheinweihung" u. s. w. scheint ein ausgezeichnetes Talent zu seyn. Sie kennt und schildert das menschliche Herz bis in seine feinsten Regungen und die zartesten Eindrücke, und offenbart dabei eine gediegene Kenntniß des gebildeten Umgangs und der Conversation. Nicht minder trefflich ist die Durchführung ihrer Charaktere und deren Gegeneinanderwirken, so daß sich die Thatsachen der Erzählung in belebender Spannung entwickeln und verwickeln, ohne daß man die Fäden verliert. Besonders hervorzuheben ist der Haupt-Charakter, der Held der Geschichte. Dieser kräftige, stolze, schöne, gefühlsreiche Mann ist nicht nur in sich genial, sondern auch genial geschildert und scheint uns eins der herrlichsten Produkte, welche je eine Frau hervorrief.

Er wird aus seinem Vaterlande, Norwegen, nach Hammarby gezogen, um hier den Bau einer neuen Kirche zu dirigiren. Das gräfliche und das Prediger-Haus bilden hier die hauptsächlichen Schauplätze des Romans. In dem Prediger-Hause gewinnt der schöne, stolze, kenntnißreiche, einnehmende Baumeister die Liebe der Tochter und im gräflichen die Liebe der jungen Gräfin, einer Verwandten des jungen Grafen, der das Schloß erbt. Der junge Graf hat viel für sie und die Mutter gethan, hiemit will er den Anspruch auf ihre Hand begründen. Aber Thelma, die junge Gräfin, kann ihren häßlichen, rothhaarigen, hypochondrischen Cousin nur verachten, nicht lieben, dennoch wird sie durch die Mutter bestürmt, bis sie ihr Jawort giebt. Der Baumeister ist galant gegen sie und die Eifersucht des mißtrauischen Verlobten wächst mit jedem Tage. Im Prediger-Hause fühlt sich der Held glücklich, dies Haus aber wird bald ein Haus der Trauer. In der Abwesenheit des Baumeisters erfährt man, daß er bereits — verheirathet ist. Die Predigertochter welkt hin im langsamen Grame betrogener Liebe. Unterdessen reist der Baumeister in seine Heimath, um sich hier von seiner Frau scheiden zu lassen, da keine Liebe sie bindet und das Band nur von den Eltern und durch Priesterwort geknüpft war. Die Schilderung dieses ganzen Verlaufes der Scheidung ist das Gelungenste und Zarteste, ein wahres Meisterstück von Liebe, Achtung, psychologischer und gemüthlicher Beziehung in der Ehe, der alles Herrliche von äußern und geistigen Gütern zu ihrem Glück zu Gebote steht, nur nicht — freie, gegenseitige Liebe. Mit dem ersten herzlichen und warmen Kusse scheiden die Beiden und der Baumeister stürmt nun zurück in die Arme Alfhilds, der Predigertochter, wo er unbedingte, rücksichtslose, volle Liebe hofft. Aber er umarmt einen von Gram halb verzehrten Schatten, denn sein Geheimniß ist ja entdeckt. Es verletzt ihn tief, daß ihn seine Alfhild nun nicht mehr mit allem Glauben liebt und vertraut. Er geht entrüstet von ihr und zieht in's Schloß, wo er die Katastrophe herbeiführt. Er trifft Thelma in einer Grotte, gesteht ihr, daß er mit ihrem Herzen nur gespielt habe, um einen alten Frevel ihres — Verlobten an diesem zu r ä ch e n und fällt vor ihr nieder, um Vergebung zu erflehen. Da stürzt der wüthende Bräutigam dazwischen und wirft seine treulose Braut in den Fluß, der unten am Felsen hinströmt, und von nun an waltet in dem Gange des Romans ein geheimnißvoll dunkler Dämon von Ahndung und Rache, das christliche Fatum, das sich auch

äußerlich hier und da prophetisch offenbart, in Wahrheit aber nichts ist, als der sich bethätigende, heilige, sittliche Geist der Liebe, der sich an denen unerbittlich rächt, die den zarten Hauch reiner Sittlichkeit, der wie Blüthenstaub auf der Liebe ruht und nicht angetastet werden darf, abstreifen. So erscheint das Ganze, trotz seiner grauenhaften Verwirrung, als eine der zartesten Apotheosen der Liebe. Diese macht nur glücklich und selig, wo sie rein als solche, ohne Rücksicht, ohne Bedingung schalten und sich bethätigen kann. Nicht zu verkennen ist darin der Geist, der auch in unserer Literatur schon Blüthen schöner und häßlicher Art getrieben hat: die negative Richtung gegen die Dogmatik der Ehe, gegen die Institute, Gesetze und hergebrachten Fesseln, welche die Ehe schließen und festhalten, ohne ihre sittliche Berechtigung beweisen zu können. Was die Ehe stiftet, schließt und hält, soll sich rein aus ihr selbst ergeben; alle andern Rücksichten erweisen sich als unsittlich und die Poesie übernimmt hier das Gericht und rächt sich an allen denen, welche in der Liebe noch andere Rücksichten anerkennen, als die, welche von ihr selbst stammen. In dieser Sphäre ist die Scheidung und deren Schilderung, wie gesagt, ein wahres Meisterstück. Wir hoffen, daß uns die hiemit begonnene „Sammlung schwedischer Musterromane" noch näher mit der Verfasserin dieses ersten Romans bekannt machen werde.

Rec. aus den **Rosen.** Literaturblatt. 1841. № 51. (25. Dcbr.)

Zwei Frauen wetteifern gegenwärtig in Schweden um die Gunst des eleganten Publicums, die sie sich Beide auf demselben Wege — durch romantische Erzählungen — zu sichern suchen. Es sind dies Frederike Bremer und unsere Verfasserin. Man muß der Letzteren zugestehen, daß sie, ohne einen großen Aufwand von Mitteln, die ganze Theilnahme des Lesers zu gewinnen und dieselbe im Verlaufe des Romans vollständig zu befriedigen weiß. — Die „Kircheinweihung zu Hammarby" besitzt alle Erfordernisse, einem großen Kreise und namentlich den Frauen zu gefallen. Nicht allein unsere Neugierde wird gespannt, auch die edleren Richtungen der Seele und die zarteren Akkorde des Herzens werden in Bewegung gesetzt und angeschlagen. Wenn Frederike Bremer Seelenzustände mit besonderer Virtuosität schildert, so weiß Emilie Flygare-Carlén, ohne ein Fremdling in den Geheimnissen des Gemüthes zu sein, ihre Nebenbuhlerin in der Zeichnung äußerer Situationen

beinahe noch zu übertreffen und ihre Bilder tragen sämmtlich den unverkennbaren Stempel des Lebens und der Wirklichkeit an sich. Der Baumeister, der die Errichtung der neuen Kirche zu Hammarby leitet, spielt eine der Hauptrollen in dem Romane. — Außerdem werden wir in die Familie eines protestantischen Probstes und Grafen eingeführt, dem das Patronatsrecht über die Kirche zusteht. Ohne daß sich eigentlich Viel und Großes ereignet, wird der Leser doch bald auf die Fortsetzung der Erziehung gespannt und verfolgt dieselbe mit dem Interesse, welches nur eine Darstellung einflößen kann, die mit poetischem Sinne zugleich eine tiefe Kenntniß des Lebens und seiner Bedingungen verbindet. In Schweden hat grade die „Kircheinweihung" das Glück der Verfasserin begründet und ihr den Ruf geschaffen, der uns ihre Werke nach Deutschland herübergebracht hat.

Rec. aus dem **Berliner Modenspiegel** vom 5. Febr. 1842.

Bisher kannte man nur Eine schwedische Dichterin, Fredrika Bremer, die sich in so kurzer Zeit das allgemeinste Wohlwollen zu erwerben wußte; jetzt ersteht ihr in Emilie Flygare-Carlén eine Rivalin, oder vielmehr Genossin, denn ich kann mir nicht denken, daß zwei so geistreiche Damen nur irgend Neigung haben sollten, auf einander eifersüchtig zu sein; sie gehen vielmehr Hand in Hand einträchtig neben einander und lächeln und dichten. — Anlangend die „Kirchen-Einweihung," so muß ich sagen, daß der Inhalt des Buches ungemein spannend ist, und mitunter sogar einen dramatischen Charakter annimmt, so daß es mich nicht Wunder nehmen sollte, wenn ich einem Theil desselben oder doch wenigstens einer oder der andern pikanten Situation in irgend einem Drama auf der Bühne begegnen sollte. Ein Hauptvorzug dieses Buches, das sich eines großen Leserkreises zu erfreuen haben wird, ist die Charakteristik. Die einzelnen Figuren sind mit so scharfen und bestimmten Umrissen gezeichnet, daß man sie, wie aus dem Rahmen eines Gemäldes getreten, deutlich vor sich herumwandeln sieht. Außerdem verräth es kein geringes Geschick, daß es der Dichterin gelang, gleich Anfangs durch ein so gewöhnliches Ereigniß, wie das Decken eines Tisches ist, die Aufmerksamkeit des Lesers so sehr zu fesseln, daß er gleich in eine wohlthätige Spannung versetzt wird, die nicht eher nachläßt, bis das völlige Ende herbeigekommen ist. Und das ist wahrlich kein geringes Lob. H. Smidt.

Rec. aus der Abendzeitung, Blätter für Literatur ꝛc. vom 5ten Febr. 1842.:

Obwohl wir gern zugeben, daß durch die Masse von Uebersetzungen ausländischer, zum Theil sehr mittelmäßiger Romane der deutschen Literatur in mehrfacher Hinsicht Eintrag geschieht, so sind wir dennoch überzeugt, daß, wäre nur ein Theil jener fremden Dichtungen der vorliegenden an Werth gleich, der Schaden mehr als aufgewogen würde. Wir haben deshalb auch, als die französische und deutsche Galgen- und Prostitutionspoesie so schnell aus der Mode kam, die literarischen Ueberschwemmungen, welche die Boz- und Marryatsliteratur anrichtete, weniger ungern gesehen, die Dichtungen schwedischer Frauen aber mit wahrer Freude begrüßt. Die günstige Aufnahme, welche die einfachen Sittenschilderungen der Frederike Bremer gefunden haben, ist ein Beweis, daß der Geschmack der Lesewelt durch Romane, die wie zu Vorstudien für das Korrektionshaus geschrieben schienen, nicht so in Grund und Boden verdorben werden konnte, um an einem gut gezeichneten poetischem Stillleben keinen Gefallen mehr zu finden. Mit der letztern Bezeichnung aber glauben wir die Dichtungen der Friederike Bremer, so wie die in Rede stehende, hinreichend charakterisirt zu haben. Die Scene ist das Haus, jener schöne Wirkungskreis der Frauen, wo sie, in Mitte der Familie waltend, die höchste Dichtung zur Wirklichkeit zu erheben, von der Natur selbst angewiesen sind. Um diese Bestimmung ihrem ganzen Werthe nach zu erfassen, wäre es eine nicht uninteressante Aufgabe, vorliegenden Roman mit seinen konsequenten, sich schön und sicher entfaltenden Frauencharakteren, den einfachen, durch die Nothwendigkeit herbeigeführten Situationen vor dem Geist vorbeigleiten, und dann einen jener Romane, in welchem die emanzipirte Frau die Hauptrolle spielt, unmittelbar hinterher folgen zu lassen. Es wäre ein wahrer geistiger Scheidungsprozeß für Leser, deren Geschmack sich noch nicht festgestellt hat. Wer dann noch den mindesten Zweifel über Werth und Unwerth beider dichterischen Erscheinungen haben könnte, müßte, in Beziehung auf Geschmack und Sittlichkeit, gleich sehr zu bedauern sein. — Was das in Rede stehende Buch anlangt, so kann es unbedingt mit den besten neuerer Zeit in Vergleichung kommen. Wir wüßten kaum besser abgerundete Charakterschilderungen, die, stets in poetischen Grenzen gehalten, nirgens überboten und nirgens abgeflacht erscheinen, zu Gesicht bekommen zu haben. Man findet in der Darstellung

eine schöne epische Ruhe, die unwillkührlich fesselt, und selbst an den kleineren fein ausgeführten Situationen, ein fortlaufendes, reges Interesse nehmen läßt. Am meisten haben uns die Charakterzeichnungen „Alfhilds," des „Architekten" und des unglücklichen „Grafen" gefallen; sie sind so wahr, so treu, sie zeigen, daß die poetischen Gestalten so klar vor der Seele der Dichterin gestanden haben, daß wohl ein jeder Produzirende wünschen möchte, sich bei der eigenen Arbeit diese klare Anschauungsweise eigen machen zu können. Haben wir etwas an dem Roman auszusetzen, so ist es die, wie ein Deus ex machina, herbeikommende, gewaltsame Katastrophe. Da sie indeß möglich ist, so läßt sie sich vertheidigen. — Wir empfehlen den Frauen vorzüglich das werthvolle Buch.

In demselben Verlage sind ferner erschienen:

Bremer, Fredrika, (Verfasserin der Skizzen aus dem Alltagsleben). **Axel und Anna** oder Briefwechsel zwischen zwei Hausgenossen. Skizze aus der Jetztzeit. **Die Sklavin.** Skizze aus der Vorzeit. broch. 1 Thlr.

Bremer, Fredrika, Neue Skizzen aus dem Alltagsleben. 1—3 Bd. 1⅝ Thlr.

I. Theil. **Streit und Friede oder einige Scenen aus Norwegen.** Aus dem Schwedischen. broch. 1 Thlr.

II. und III. Theil. **Nina.** Aus dem Schwedischen. 2 Theile. broch. ⅔ Thlr.

Cosmar A., Ein Heirathsgesuch. Aus dem modernen Leben. Broch. 1⅙ Thlr.

Dash, Gräfin, **Louise von Frankreich.** Broch. 1½ Thlr.

Gaudy, Franz Freiherrn, **Novellen und Skizzen.** Broch. 1½ Thlr.

Mügge, Theodor, **Tänzerin und Gräfin.** (Verlag von L. Michelsen in Leipzig.) 2 Theile Broch. 4 Thlr.

105
261

105
261

105
261

105
261

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Crusenstolpe, Magnus Jakob <<von>>,

Der Mohr oder das Haus Holstein-Gottorp in Schweden

Bd.: 2

Berlin (1842)

P.o.rel. 7481-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10038578-9